

DER KÖNIGSSEE

Ausschnitt aus einem Gemälde von E. T. Compton 1914
(mit freundlicher Genehmigung des Franz Hanfstaengl Verlages, München)

BERICHTIGUNG

Im Zuge des abwechselnd gemeinsamen Druckes blieb versehentlich und ohne Wissen des OeAV der Herausgebervermerk des DAV auf der Titelseite stehen, desgleichen unter dem Bilderverzeichnis die nur den DAV betreffende Angabe über die Karte der Glocknergruppe. Die Bezieher unseres Jahrbuches sind gebeten, dies freundlich zu entschuldigen.

Der Verwaltungsausschuß
des Österreichischen Alpenvereins



Jahrbuch des
Österreichischen Alpenvereins
1969

(Alpenvereinszeitschrift, Band 94)

Schriftleitung:
Ulrich Mann und Christa Wittenschläger

mit 1 Farbtafel
24 Schwarzweiß-Tafeln und 35 Abbildungen
1 Kartenbeilage

Herausgegeben vom

DEUTSCHEN ALPENVEREIN · MÜNCHEN

1969

Umschlagbild: Die Südabstürze des Steinernen Meeres mit dem Wallfahrtsort Alm.
Von links nach rechts: Höchster Mannlkopf (2505 m) — Luegscharte (2448 m) — Selbhorn
(2654/2643 m) — Wasserfallscharte (2421 m) — Hochstreif (2542 m) — Bonegg (2559 m).

180.004/20 1897

✓



Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt
Alle Rechte bezüglich Übersetzungen und Beilagen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben

Drucktechnische Gesamtausführung
Bergverlag Rudolf Rother, 8 München 19, Landshuter Allee 49

2. 1897

180

INHALTSVERZEICHNIS

Ulrich Mann: DAV — Woher? Wo? Wohin?	7
Felix Ermacora: Dem Deutschen Alpenverein zum 100jährigen Bestehen	17
Helene Gropp: Franz Senn und Vent	20
Franz Senn: Hochjochübergang im November 1868	32
Erica Schwarz: Die Erschließung des Steinernen Meeres	37
Hans Wolf: Die Salzgrabenhöhle im Simetsberg	51
Dieter Seibert: Das Steinerne Meer	54
Franz Graßler: Skifahrten im Steinernen Meer	63
Helmut Reuschel: Die „Große Reib'n“ in den Berchtesgadener Alpen	76
Marcus Schmuck: Daheim im Steinernen Meer	79
P. Speckmann und H. Zankl: Das Steinerne Meer — geologischer Zeuge einer tropischen Flachsee	85
Wolfgang Lippert: Ein Überblick über die Pflanzenwelt der Berchtesgadener Alpen	93
Leonhard Brandstätter: Begleitworte des Kartographen zur Alpenvereinskarte „Steinernes Meer“	97
Rüdiger Finsterwalder: Die Berchtesgadener Alpen im Kartenbild	111
Josef Rampold: Ein Streifzug durch das Fersental	123
Christof Stiebler: Bergell — zwischen Edelkastanien und ewigem Eis	130
Peter Grimm: Das Bergsteigen im Buch der Gegenwart	138
Helmut Karl: Landschaftsordnung und Bergbahnplanung — dringende Anliegen im bayerischen Alpenraum	152
Hans Thoma und Anselm Vogel: Berge am Rand von Eden	166
Erhard Stauber: Vom Kebnekaise nach Kvikkjokk	179
Karl Groß: Oberfränkische Anden-Expedition 1968	183
Harald Biller und Rudolf Lindner: Gipfel im Wüstenwind	193
Marianne Klotz: Neutouren-Dokumentation 1968	202
Pit Schubert: Was halten unsere Karabiner?	214

BILDER

	gegenüber Seite
Der Königssee	3
Die Rofenhöfe im Ötztal	32
Blick in das Schnalstal	33
Von der Schönfeldspitze nach Westen	48
„Achentäl“ in der Salzgrabenhöhle	49
Von Alm zum Riemannhaus	56
Steinernes Meer — Panorama —	zwischen den Seiten 56 und 57
Schutzhütten im Steinernen Meer	57
Aufstieg zur Niederbrunnsulzen	80
Schönfeldspitze beim Aufstieg zum Funtenseetauern	81
Selbhorn und Mannköpfe	81
Funtensee mit Schottmalhorn	96
Vom Wurmkopf nach Norden	96
Balfenhörner	97
Cengalo und Badile von der Punta Pioda	144
Bondascatal von Soglio	145
Belkis, Talwächter über dem Rudbar-e-Şin	160
Vorwerke der Kurdenburg Mahmudinge bei Gützelsu	161
Blick vom Skerfe auf das Rapa-Delta	176
In der Taro-Südflanke	177
Katantica IV von Süden	192
Saouinan	193
Gipfelblock der Berglandspitze	196
Tehoulag	196
Grandes-Jorasses-Nordwand	197
Zerreißversuchsordnung und -ergebnisse von Karabinern	204 und 205

KARTENBEILAGEN: Steinernes Meer 1: 25 000.

Und für die Mitglieder des Deutschen Alpenvereins Glocknergruppe 1: 25 000,
vierte Ausgabe 1969.

DAV – Woher? Wo? Wohin?

*Festansprache
zur Hundertjahrfeier des Deutschen Alpenvereins*

ULRICH MANN

Man kann eine Vergangenheit niemals „bewältigen“; dazu hat schon Kant in seiner „Kritik der Praktischen Vernunft“ das nötige gesagt: Das Vergangene ist unserem Zugriff ein für allemal entzogen, es ist uns vorgegeben. Doch man muß sich zur Vergangenheit, in erster Linie zu seiner eigenen und dann auch zu der der eigenen Gemeinschaft, in rechter Weise einstellen, um in rechter Weise weiterzukommen. Der Gegensatz zwischen krampfhafter „Bewältigung“ der Vergangenheit und rechter Einstellung zu ihr wurzelt in dem grundsätzlichen Gegensatz einer mechanistischen, über alles verfügen wollenden Denkweise, und einem naturnahen, das Vorgegebene ernstnehmenden Wirklichkeitsverständnis.

Die Vergangenheitsbewältiger — ihre Zahl ist erheblich und wächst ständig — finden sich auf zwei extremen Flügeln: Auf dem der starren Reaktion und auf dem der progressistischen Revolution. Die ersteren bejahen die Geschichte durch und durch, sie wollen alles Vergangene künstlich verlängern und können daher aus der Geschichte nichts lernen; die letzteren verwerfen die Geschichte radikal und finden daher in ihr nichts Weiterhelfendes. Beide Extreme berühren sich darin, daß sie die Vergangenheit zu dem machen wollen, was sie nicht war. Damit aber geraten sie notwendig in Illusionen über den eigenen gegenwärtigen Standort; ebenso notwendig muß dann der Weiterweg in die Irre führen. Wir haben dies schon häufig genug erlebt — auf verschiedensten Gebieten.

Die rechte Einstellung zur Vergangenheit dagegen gleicht einem Verfahren, das dem Bergsteiger und Wanderer wohlvertraut ist: Der Orientierung im Gelände. Wir lesen den Höhenmesser ab, stellen die Bussole und richten die Karte ein, dann orientieren wir uns über Herweg, Standort und Weiterweg. Dabei vergewissern wir uns, wo wir richtig gegangen sind, erkennen aber auch, welche Abweichungen wir auszugleichen haben. Manchmal konnten wir vielleicht gar nicht anders gehen, weil sich die Geländeverhältnisse geändert hatten; manchmal sind wir unachtsam gewesen, mag sein: Auf jeden Fall aber wollen wir der Wirklichkeit gerecht werden, so wie sie ist.

Wenn der Deutsche Alpenverein seiner einhundertjährigen Geschichte gedenkt, so werden natürlich auch hier die Vergangenheitsbewältiger in ihren zwei Spielarten nicht fehlen; einige werden sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, ihre Jugendlichkeit dem hohen Alter des Jubilars gegenüber beflissen in Empfehlung zu bringen. Doch sie helfen uns nicht wirklich weiter. Denn es kommt für uns, für jedes einzelne Mitglied, das heute den hundertjährigen Deutschen Alpenverein mitzutragen und weiterzubringen hat, darauf an, sich die drei Fragen der Ortsbestimmung vorzulegen: *Woher? Wo? Wohin?* Und die Frage nach dem *Woher* ist die Schlüsselfrage.

Wir müssen uns zu unserer Vergangenheit in rechter Weise einstellen, ohne falsche Verklärung, aber ebenso ohne krampfhaftige Verdrängung. Dazu ist es nötig, einige Grundzüge

zu skizzieren, die uns über das Woher, dann über das Wo, und schließlich, ganz knapp naturgemäß, über das Wohin Aufschluß geben.

Am 9. Mai 1869 wurde in München der Deutsche Alpenverein gegründet, gleichzeitig mit seiner ersten Sektion München, aber auch in eindeutiger Unterscheidung von ihr. Die Vorgeschichte verdient ehrend erwähnt zu werden: Schon im Jahr 1854 hatten die beiden jungen Naturwissenschaftler Suesß und Auer bei einer Alpenwanderung den Plan entworfen, einen Zusammenschluß der Bergsteiger zustandezubringen; am 19. November 1862 gründeten dann, diese Anregung in die Tat umsetzend, Paul Grohmann, Edmund von Mojisisovics und Guido Frhr. v. Sommaruga in Wien den Oesterreichischen Alpenverein, der zunächst rein zentralistisch organisiert war. Die politischen Ereignisse der folgenden Jahre brachten mit dem Ende des Deutschen Bundes das Ausscheiden Österreichs aus dem Verband der deutschen Staaten mit sich; so war die zentralistische Struktur des Alpenvereins von Wien aus nicht mehr aufrechtzuerhalten. Dazu kam die damals mehr wissenschaftliche als bergsteigerische Orientierung des OeAV, die manchen Widerspruch innerhalb und außerhalb Österreichs fand. Da ergriffen vier der Alpinistik im gesamten deutschen Raum richtunggebende Männer die entscheidende Initiative, vier Männer, derer in dieser Stunde ehrend und dankbar gedacht sei; es sind zwei Österreicher und zwei Deutsche: Der Kurat von Vent, Franz Senn, und Johann Stüdl; Theodor Trautwein und Carl Hofmann. Auf ihre Anregung geht die Gründung des Deutschen Alpenvereins unmittelbar zurück.

Zwei Alpenvereine gab es nun im ostalpinen Bereich nebeneinander; man könnte auch durcheinander sagen. Denn einerseits war der Oesterreichische Alpenverein bei seiner Gründung im Jahr 1862 keineswegs auf national-österreichische Exklusivität orientiert und konnte es in der Ära des Deutschen Bundes auch gar nicht sein; das wirkte 1869 immer noch nach, gehörten ihm doch auch nicht wenige Mitglieder aus Deutschland an. Andererseits hatten sich noch im Gründungsjahr des Deutschen Alpenvereins 16 Sektionen konstituiert, unter ihnen 6 im österreichischen Staatsgebiet. Es war die Frage, wie aus dem Nebeneinander und Durcheinander ein Miteinander geschaffen werden konnte. Die Frage spitzte sich zu nach der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1871: Denn nun war in zwei klar geschiedenen nationalen Staatsgebilden getrennt, was zuvor einem locker gefügten, aber doch einheitlichen Staatenbund angehört hatte; was kurz nach 1866 noch flüchtig erscheinen mochte, war nun fest geworden. Die Lösung wurde 1873 gefunden und verwirklicht. Man könnte sie genial nennen, doch war sie, was freilich für jede geniale Schöpfung gilt, einfach sachgemäß, notwendig und damit zukunftsträchtig. Es kam zum Zusammenschluß der beiden Vereine als „Deutscher und Oesterreichischer Alpenverein“: Ein Verband und doch zwei, ein Singular und ein Dual zugleich, ein echtes Miteinander.

Der gerecht wägende Historiker wird sich hüten, den Vorgang von 1873 von jenen Ereignissen her zu beurteilen, die sich 65 Jahre später zutrugen. Gewiß spielten bei dem Zusammenschluß der beiden Vereine auch Zusammengehörigkeitsgefühle eine Rolle, die über das rein Bergsteigerische hinausgingen. Solche überstaatlichen, völkisch-nationalen Einheitstendenzen charakterisierten jene Zeit in ganz Europa. Um so mehr ist die Behutsamkeit hervorzuheben, die sich in dem Dualismus des Miteinander auswirkte. Ausschlaggebend war eben schließlich doch, daß sich der DuOeAV nicht als politische Organisation verstand, sondern als humanitäre, gebunden an seine ihm zugewachsene Aufgabe: „Die Kenntnis der Alpen zu erweitern und zu verbreiten, sowie die Bereisung der Alpen Deutschlands und Oesterreichs zu erleichtern.“

Die Bergwelt der Ostalpen gab also dem Verein das Gesetz, nach dem er antrat, nicht die Politik!

Dieser Grundsatz hat sich bewährt; der DuOeAV ist weit über ein halbes Jahrhundert hinaus gut mit ihm gefahren. Im Jahr 1911 erwähnte der abtretende Zentralpräsident von Pfister die Hauptversammlung in Koblenz eindringlich, an diesem Grundsatz festzuhalten. Die Aufgabe des Alpenvereins sei keine „nationalistisch-politische“, sondern eben die Erschließung der Alpen. Wenn man den Tenor von Vereinsreden jener Zeit kennt, so kann man nur die Weitsicht und den Mut jenes Bekenntnisses bewundern, das damals einhellige Zustimmung der Bergsteigerschaft fand. Freilich hob auch von Pfister hervor, daß ein Verband von dem Ausmaß und dem moralischen und wirtschaftlichen Gewicht des Alpenvereins notwendig einen Faktor darstelle, der über seinen eigentlichen Funktionsbereich hinaus Bedeutung habe. Doch dies sei lediglich eine, so sagte er, „automatische“ Nebenwirkung; sie dürfe sich niemals auf Programm und Intention des Vereins unmittelbar auswirken.

Halten wir hier einen Augenblick inne. Altpräsident von Pfister hat, selbstverständlich in den Begriffen seiner Zeit, ein Problem umschrieben, das für den Alpenverein heute noch, und heute wieder in neuer Weise, aktuell ist; es ist das Verhältnis von Alpenverein und Politik. Aus unserer Geschichte ziehen wir die Lehre, daß es auch künftig gut und nützlich sein wird, an dem bewährten Grundsatz vom Anfang streng festzuhalten: Der Alpenverein ist unpolitisch, und er muß sich durch seine Satzung stets die Möglichkeit wahren, unmittelbare politische Einflußnahmen und Einwirkungen, von welcher Seite auch immer, aber auch jede Politisiererei in den eigenen Reihen, wirksam zu unterbinden. Vestigia terrent! Es hat, rühren wir ruhig das heiße Eisen an, die Leitung des Alpenvereins von 1933 an größte Mühe gekostet, den Verband vor der drohenden politischen Überfremdung zu bewahren; unter mancherlei Gefahren, und nicht ohne notwendige raffinierte Schliche, ist dies auch einigermaßen gelungen, jedenfalls weit mehr als zu erhoffen stand. Es ist meine Pflicht gegenüber nicht wenigen der damals verantwortlichen Männer der Vereinsleitung, dies objektiv festzustellen. Ich kann das aus der Perspektive des damals, mitten im Krieg, neu eingetretenen Jungmitglieds bestätigen. Auch wenn ich in den wenigen Urlaubstagen, die dem Frontsoldaten vergönnt waren, kaum mehr in die geliebten Berge kam, zumal der Hüttenbetrieb so gut wie ganz zum Erliegen gekommen war, so habe ich doch im Alpenverein einen für damals unvorstellbar freien, unpolitischen Raum angetroffen, in dem wirklich etwas von „Freiheit und Bergesluft“ zu spüren war. Wer es nicht selbst erlebt hat, kann da nicht mitreden. Mag es vielleicht auch andere Erfahrungen gegeben haben, diese jedenfalls habe ich machen dürfen, und dafür danke ich dem Alpenverein von damals heute noch!

Diesen freien Raum offenzuhalten, mehr jedenfalls als in zahlreichen anderen Verbänden, konnte nur gelingen, weil der Alpenverein mit seinem erheblichen, auch für die Öffentlichkeit bedeutenden Eigenbesitz an Hütten sich zugleich auf das satzungsgemäße Prinzip berufen konnte, welches dem Willen der Erbauer und Erhalter entsprach, wonach Alpinismus und Politik zu trennen waren. Doch dies ist nur der eine Aspekt; der andere ist der, daß, wo immer in der damaligen Zeit die Erhaltung des freien Raums gelang, dies auf jeden Fall eine Leistung von hochpolitischem Charakter war. Es ist schon so, wie von Pfister es ausdrückte: Ein Verband wie der Alpenverein übt sozusagen „automatisch“ eine politische, sagen wir nun besser, eine irgendwie die Allgemeinheit betreffende und also gemeinschaftsbezogene Wirkung aus. Das zwingt heute, unter völlig veränderten Verhältnissen, zu neuen Überlegungen zu diesem Punkt, gerade wenn wir den bewährten Grundsatz festhalten wollen.

Wir begegnen gegenwärtig allenthalben einer stürmischen Bewegung, welche alles und jedes unter dem Aspekt des Politischen zu betrachten fordert. Der Grundsatz, wonach der

Alpenverein unpolitisch zu sein hat, wird von den Anhängern dieser Richtung ungerührt als politische Entscheidung gewertet, und nicht einmal ganz zu Unrecht. Die Bewußtseinsentwicklung unserer Zeit erheischt neue Dimensionen des Denkens, worin, wie es der Jargon dieser Bewegung sprachlich unschön ausdrückt, alles „hinterfragt“ wird. Dem gilt es immer Rechnung zu tragen. Aus Kreisen unserer Jugend kommt demgemäß die Forderung, den satzungsgemäßen Grundsatz politischer Abstinenz zu revidieren. Diese Frage ist noch nicht erledigt, sie bedarf weiterer Erörterung. Ich meine, daß wir künftig um eine Intensivierung der gemeinschaftskundlichen Bildungsarbeit vor allem bei unserer Jugend nicht herumkommen. Gerade in dieser Arbeit wird zu klären sein, wie, wo und wodurch in Zukunft der dem Wohl des Alpenvereins dienliche Grundsatz politischer Zurückhaltung sachgemäß zu verwirklichen ist: Und gerade darin dürfte wiederum ein wichtiger Beitrag des Alpenvereins zur politischen Befriedung zu suchen sein. Über dieses Problem werden wir vorsichtig und umsichtig weiter nachzudenken haben; ich bin sicher, daß dann eine Lösung gefunden wird, der auch die verschiedensten Richtungen innerhalb unserer Gemeinschaft zustimmen können.

Politisch Lied, ein garstig Lied; das Thema hat uns von der Betrachtung der Vereinsgeschichte abgelenkt. Doch diese geriet ja selbst bald genug in den politischen und militärischen Mahlstrom der Geschichte. Die Katastrophe des Ersten Weltkriegs forderte von der Bergsteigerschaft unerhörte Blutopfer. Die Verlustzahlen des deutschen Alpenkorps und der österreichischen Gebirgstruppen, besonders der Kaiserjägerregimenter, überstiegen jede bis dahin denkbare Vorstellung. Schwer wog auch der Verlust an Hüttenbesitz durch Kriegseinwirkung wie durch den Friedensvertrag. Um so mehr überrascht, daß die zwanziger Jahre dem Alpenverein unverzüglich einen neuen gewaltigen Aufschwung brachten, der sich auch in zahlreichen Neubauten und Erweiterungen von Hütten auswirkte. Gerade in Zeiten der Not erweist sich offenbar die heilsame Kraft der alpinen Idee, der bergsteigerischen Lebensform. Dies bestätigte sich erneut nach der noch fürchterlicheren Katastrophe des Zweiten Weltkriegs.

Wiederum entsetzliche Verluste, noch grauenvollere Zahlen als im früheren Krieg; ferner, vor dem Hintergrund der Auflösung des Reichs — das jünger war als der Alpenverein! —, die Stilllegung der Tätigkeit des Gesamtvereins und seiner Sektionen, dazu die Beschlagnahme seines Eigentums. Es ist unmöglich, die Summe anzugeben, die durch die Errichtung der Hütten und den Bau der Wege im Lauf der hundertjährigen Geschichte des DuOeAV investiert wurde; umgerechnet in die heutige Währung müßte sich ein Betrag von einigen hundert Millionen ergeben.

Wiederum zeigte sich die unerhörte Lebenskraft der Alpinistik; trotz aller Zwänge und Begrenzungen gingen die Bergsteiger wieder ins Gebirg, es war, nach dem gewaltsamen Rückstau vieler notvoller Jahre, wie eine Entladung des unbezähmbaren Drangs zum Berg. Und 1950 wurden durch die Männer, die man seither die „Zwölf Apostel“ zu nennen sich angewöhnt hat, die Grundlagen zur Wiedererrichtung des Deutschen Alpenvereins gelegt.

Die neuen politischen Verhältnisse machten es jedoch erforderlich, neue Formen der Vereinsorganisation zu schaffen. Von nun an gab es wieder zwei Alpenvereine im ostalpinen Bereich, den Deutschen und den Oesterreichischen. Der Oesterreichische Alpenverein hatte die Verwaltung des gesamten umfangreichen deutschen Hüttenbesitzes in Österreich übertragen bekommen; der Deutsche Alpenverein war praktisch auf den knappen deutschen Alpensektor beschränkt. Eine klare, eine allzu klare und einfache Lösung! Da gab es ganz gewiß kein Durcheinander mehr, wie einst von 1862 bis 1873, sondern nur noch ein Nebeneinander. Dennoch war das neue Miteinander nicht aufzuhalten; daß

es zur Wirklichkeit wurde, verdanken wir der Initiative des OeAV, vor allem dem unvergeßlichen Sachwalter unseres Hüttenbesitzes, dem Hofrat Prof. Dr. Martin Busch: Der DAV erhielt 1956 seine Hütten wieder. Für diese Tat aus dem Geist wahrer Bergkameradschaft sei dem OeAV auch an dieser Stelle wieder unser aller herzlichster Dank gesagt. Nun geht es gar nicht mehr anders als im neuen innerlichen Miteinander, auch bei organisatorischer Zweigliederung.

Die folgenden Jahre verlangten von uns gewaltige Anstrengungen zur Instandhaltung, Erneuerung und Erweiterung des Hüttenbestands. Die Leistungen haben sich gelohnt, das Hüttennetz ist intakt, der Zustand den Erfordernissen unserer Zeit angepaßt.

Diese neuen Erfordernisse bewirkten auch den Zusammenschluß der Bergsteigerverbände im Sinn der „Europäischen Seilschaft“, wie es Guido Tonella glücklich formulierte, denn nun war die Zeit angebrochen, in der über die nationalen Schranken hinweg Verbindungen entstanden, die stärker und lebendiger waren als je zuvor. In der Union Internationale des Associations d'Alpinisme (UIAA) verbanden sich die großen Vereine des Alpenraums; mit Gegenrechten für die Mitglieder erleichterten sie den gegenseitigen Besuch ihrer Hütten. Man kann als Mitglied eines der beteiligten Vereine heute von Hütte zu Hütte wandern zwischen Wien und Chamonix, zwischen Wetterstein und Paradiso; ja das Gegenrechtsverhältnis wurde erweitert in außeralpine Bereiche, der deutsche Bergsteiger genießt es am Olymp wie in der Sierra Nevada. Dank sei an dieser Stelle gesagt allen Bergsteigervereinen, die gemeinsam mit uns den Gedanken der Internationalen Seilschaft verwirklichen. Umgekehrt darf ich auch mit Freude einladen, unsere Hütten zu besuchen; ich darf feststellen, daß wir etwas zu bieten haben, was den Bergsteigern aus allen Ländern zusagt: Sie werden auf unseren Hütten eine gastliche Bergheimat finden. Mir will scheinen, wir Bergsteiger seien hier schon ein Stück weitergekommen als die Diplomaten. Und das macht uns auch Mut, nach weiteren Horizonten Ausschau zu halten, wie das dem Bergsteiger liegt. Bergfahrten hinter dem „Eisernen Vorhang“ sind für uns keine seltene Ausnahme mehr.

Politisieren wollen wir nicht; aber den Menschen in allen außeralpinen Gebirgen begegnen und damit zur Völkerverständigung beitragen, das wollen wir, und wir laden auch sie herzlich ein, zu uns zu kommen.

Nach dem Rückblick und Umblick richten wir den Blick nach vorn und fragen nach dem Weiterweg. Die Organisation des Alpenvereins hat ihre äußere Form gefunden, sie ist für absehbare Zeit funktionsfähig. Es fragt sich nun, wie die innere Struktur weiterzuentwickeln ist. Seit geraumer Zeit kommen auf Leitung und Verwaltung des Gesamtvereins immer mehr Aufgaben zu, die von den Sektionen allein nicht mehr gemeistert werden können. Das gesunde föderalistische Prinzip, welches bei der Gründung des DAV Pate stand, hat sich bewährt und muß unter allen Umständen erhalten werden; zugleich aber wird es künftig einer noch intensiveren Verständigung zwischen Gesamtverein und Sektionen bedürfen, um die vereinseinheitlichen Aufgaben sachgemäß gemeinsam erfüllen zu können. Dabei stellt sich die Frage, ob die bislang üblichen und wohlbewährten Veranstaltungen, bei denen solches Einvernehmen zustandekam und gepflegt wurde, angesichts der zunehmenden Gemeinschaftsaufgaben noch genügen können. Ich sehe die Notwendigkeit auf uns zukommen, zusätzlich zu den bisherigen Gemeinschaftsveranstaltungen — Hauptversammlung, Hauptausschußsitzung, dazu seit einiger Zeit die sehr fruchtbaren und hilfreichen Tagungen der Sektionengemeinschaften — künftig noch weitere Gremien und Aussprachemöglichkeiten zu entwickeln; und zwar gerade nicht, um etwa die Initiative der Sektionen einzuschränken, nein, im Gegenteil: Um die aktive Mitwirkung der Sektionen am Gesamtplanen und -wirken zu verstärken. Als erstes schwebt mir die Einrichtung

eines periodischen Seminars vor, in dem Fachleute aus den Sektionen zusammen mit der Vereinsleitung schwierige Probleme und neue Aufgaben in gehöriger Ruhe und Ausführlichkeit erörtern können.

Von konkreten Aufgabenbereichen können nur die wichtigsten kurz genannt werden. „Erschließung der Ostalpen“, das war die Grundaufgabe, der sich der Alpenverein von Anfang an verpflichtet wußte. Doch schon seit der Jahrhundertwende hören die Klagen nicht auf, die Alpen seien übererschlossen! Trotzdem können wir die Devise „Erschließung der Ostalpen“ guten Gewissens beibehalten, wir müssen sie nur erweitern und ergänzen. Die Zahl der Hütten ist grundsätzlich ausreichend, ein Hüttenzuwachs nur noch in Ausnahmefällen wünschenswert. Erschließung heißt heute nicht mehr Neubau von Hütten und Wegen im bisher freien Gelände, sondern Erhaltung und Verbesserung der bestehenden Anlagen. Das aber wird uns in den kommenden Jahren und Jahrzehnten ungeheure Leistungen abfordern! Mit schwerer Sorge sehen wir jener nahen Zeit entgegen, in der zahlreiche, ja die meisten Hütten völlig erneuert werden müssen. Und das bedeutet unter den heutigen Verhältnissen ein Vielfaches im Vergleich zu den Aufbringungen der ersten großen Hüttenbauperiode im neunzehnten Jahrhundert. Eine 1882 eingeweihte Hütte — die Bezeichnung paßt da wirklich — hatte damals acht Lager und zwei Damenschlafplätze, Kosten 4900 Goldmark. Heutzutage muß das Unterkunftshaus an derselben Stelle 180, in Stoßzeiten bis zu 300 Nächtigungsplätze anbieten können; die entsprechende Geldsumme zu nennen, kann ich mir ersparen. Das ist eine neue „Erschließungsaufgabe“, die von uns gewaltige Leistungen erfordern wird. Wir können dieser Aufgabe aber nur gerecht werden, wenn wir in der Lage sind, unsere Mitgliederzahl erheblich zu erhöhen. Erhöhen können wir sie freilich nur, wenn wir unsere künftig stärker zu aktivierende Werbung ehrlich auf unsere idealen und nicht auf die realen finanziellen Ziele hin ausrichten, alles andere wäre nur ein Scheinerfolg. Die ganz konkrete Aufgabe zwingt uns also, und das ist sehr heilsam, immer wieder zur Einkehr und Besinnung auf unsere eigentlichen, idealen Ziele!

In aller Kürze nur seien die wesentlichsten weiteren Aufgaben erwähnt, die dem Alpenverein von seiner Herkunft wie seiner Zukunft erwachsen. Unser *Veröffentlichungswesen* wird auch künftig viel Mühe und Aufwendung, dazuhin viel neue Wegsuche verlangen. Dankbar darf ich feststellen, daß der Allgemeinbezug der „Mitteilungen“ sich aufs Ganze gesehen in einem starken positiven Echo ausgewirkt hat. Die Sache des Alpenvereins ist vielen Mitgliedern dadurch noch mehr ans Herz gewachsen; die neue Form und ihre stete Verbesserung findet guten Anklang. Das „Jahrbuch“, die frühere Zeitschrift, macht den Herausgebern viel Sorge. Kein Wunder: Man blättere nur einmal in den Bänden vom ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts; da brauchte man nur irgendwie ins volle alpinistische Leben hineinzugreifen, um Interessantes für jedermann zu finden. Das Interessante ist nun heute nicht etwa seltener geworden; im Gegenteil, es hat sich so sehr vervielfacht, aber auch so differenziert, daß es äußerst schwierig geworden ist, das Bleibende und ins Buch Gehörnde vom momentan Aktuellen, was einer periodischen Monatsschrift gemäß ist, zu scheiden.

Auch hier werden neue Wege zu suchen sein. Als einer der Herausgeber bin ich für Rat und Hilfe jederzeit dankbar; auch für negative Kritik — wenn sie Wege weist!

In der *Kartographie* haben wir, nach für alle Beteiligten schwierigen Auseinandersetzungen, einen Weg gefunden, der weiterführt. Unsere *wissenschaftlichen Veröffentlichungen* liegen in guten Händen; dankbar dürfen wir zu unserer Hundertjahrfeier die von beiden Vereinen getragene beispielhafte Monographie über die Glocknergruppe in Empfang nehmen.

Ein immer wichtigeres Aufgabengebiet stellt der *Naturschutz* dar. Erschließung heißt, weit genug gefaßt, auch Erhaltung der Alpnatur. Hier stehen wir, im Zusammenwirken mit dem uns so engverbundenen „Verein zum Schutz der Alpenpflanzen und -tiere“, vor einer besonders schweren Aufgabe. Wir können und wollen ja nicht gegen schlechterdings jedes technische Erschließungsprojekt im immer dichter besiedelten und besuchten Alpenraum protestieren; aber wir können auch nicht schweigen, wenn rein merkantile Projekt-machereien die letzten Urlandschaften im Hochgebirge zu verderben drohen. Sehr dankbar sind wir im besonderen, daß bei den Behörden energisch die Entwicklung eines Schutz-zonenplans vorangetrieben wird. Dankbar sind wir ganz allgemein für vieles verständnis-volle Entgegenkommen seitens der Regierungsstellen und Behörden bei unseren Bestre-bungen im Interesse des Naturschutzes. Wenn ich an die anwesenden Herren Regierungs-vertreter eine Bitte äußern darf, ist es die: Seien Sie überzeugt davon, daß wir Bergsteiger für das im echten Interesse der Bevölkerung Notwendige immer volles Verständnis haben und keineswegs querulantisch auf Prinzipien herumreiten. Wenn wir einmal unsere Stimme erheben, wie etwa neuerdings zum Projekt der Watzmannscilbahn, dann, weil wir in diesem besonders schwerwiegenden Fall ein dringendes Herzensanliegen von weit über 200 000 Bergsteigern vernehmlich vertreten müssen, ein Anliegen zudem, das nicht zuletzt auch im Interesse der erholungsuchenden Allgemeinheit und schließlich auch der künftigen Generationen liegt!

Das Stichwort „künftige Generation“ enthält die Zukunftsfrage für den Alpenverein schlechthin. An Ihnen, liebe Angehörige der *Alpenvereinsjugend*, wird es liegen, daß der Verein auch sein 150jähriges Jubiläum blühend feiern kann. Ich kann Ihnen nichts Bes-eres wünschen, als daß Sie, die Sie, wie es das Recht der Jugend ist, manchmal über die ältere Bergsteigergeneration nachsichtig lächeln, oder auch unnachsichtig schimpfen, alle auch alt werden — dabei erinnere ich ausdrücklich an Julius Kugys Wort, daß „der Berg-steiger in den Bergen leben und nicht sterben müsse“ und ich wünsche Ihnen, daß Sie auch im Alter noch Bergsteiger geblieben sind! Und noch eins: Daß auch Sie dann wie wir heutigen Älteren eine prächtige Bergsteigerjugend vor sich haben, der Sie die Geschicke des Alpenvereins getrost übertragen können!

Das Ziel „In den Bergen leben und nicht sterben“ hatte und hat der Alpenverein stets vor Augen in seiner *Jugendarbeit*, seinem *Ausbildungswesen* und seinem *Fahrtendienst*. „Das Können ist des Dürfens Maß“, so hat es Purtscheller klassisch formuliert. Der richtige Bergsteiger schätzt jeden, der seine Möglichkeiten am Berg ausschöpft, als echten Berg-kameraden, den Wanderer wie den Extremen. Der Alpenverein als Gesamtverband richtet sich bewußt nach dem Purtschellerwort. Er ist für alle da, die es in die Berge zieht, der Bergwanderer soll sich in ihm ebenso heimisch fühlen wie der Sechsermann. Nachdem das deutlich gesagt ist und, wie ich hoffe, als selbstverständlich gilt, darf freilich auch das andere gesagt werden, und ich bin sicher, auch der Bergwanderer wird mir darin zustim-men: Letzten Endes muß die Ausbildung im Alpenverein ausgerichtet sein auf die schwere und große Tour. Die Hochtouristik ist der eigentliche Lebenskern der bergsteigerischen Gemeinschaft. Das Herz der Alpinistik schlägt da, wo die große bergsteigerische Tat ge-wagt wird; doch darf ich die Extremen bitten, immer eingedenk zu sein, daß das Herz seinen Sinn nur dann erfüllt, wenn es einen Gesamtorganismus speist!

Immer nur verhältnismäßig wenigen aus den Reihen der Extremen wird es beschieden sein, die ganz großen Berge der Welt anzugehen. Der Deutsche Alpenverein hatte in den frühen schwierigen Aufbaujahren nach 1950 zunächst einfach nicht die Kraft, die einstige große Himalayatraddition unmittelbar fortzusetzen. Dieser Rückstand ist seit geraumer Zeit auf-geholt. Wir sind wieder in der Lage, große Auslandsbergfahrten auszurüsten. Bedeutendes

ist inzwischen geschehen: Ich erinnere an die großen Erfolge der Expeditionen von Hauptverein und Sektionen im Himalaya und Karakorum, im Hindukusch und in den Anden wie in manchen anderen außeralpinen Gebirgen!

Der DAV wird künftig alle Möglichkeiten auszuschöpfen haben, um weitere große Auslandsexpeditionen zu den Bergen der Welt zu schicken. Das entscheidende Moment bleibt freilich dem organisatorischen Willen entzogen: Es ist das innere Zusammenwachsen von Mannschaften, ist die spontane Initiative, aber auch der harte Wille zur langwierigen exakten Vorbereitung wie schließlich und vor allem jene Selbstzucht, die es jedem Teilnehmer selbstverständlich sein läßt, sich ohne Vorbehalte der Gesamtleitung einzufügen. Ich appelliere an Sie, die jungen Bergsteiger, solche Initiative zu entwickeln, muß Sie aber auch bitten, für die Lage der Sektions- und Vereinsleitung Verständnis zu haben, die auswählen und Vorrangigkeiten festlegen muß. Bei dieser Gelegenheit darf ich Regierungen und Behörden in Bund und Ländern einen besonders herzlichen Dank sagen für die mannigfaltige Hilfe, die sie unseren Expeditionen bisher gewährt haben, angefangen von finanziellen Beiträgen bis zu diplomatischer Unterstützung auf verschiedensten Wegen. Wie ein Symbol dieses schönen Zusammenwirkens mutet der Bericht unserer Himalaya-Expedition vom April an, daß der deutsche Botschafter in Nepal sich selbst unter großen Mühen ins Basislager vorgearbeitet habe und dort mit Begeisterung begrüßt worden sei. Ich darf die herzliche Bitte aussprechen, daß Regierungen und Behörden uns auch fernerhin in unseren Bestrebungen bei der Erschließung der großen Gebirge der Welt ihre bisher freundlich geleistete Unterstützung gewähren mögen: Wir versprechen dafür, uns sowohl für ein gutes Gelingen, aber noch viel wichtiger, für alle menschenmögliche Vorsorge hinsichtlich der Sicherheit nach Kräften einzusetzen. Denn die Berge sind die großen Erzieher zur Leistung — wie zur Vorsicht.

Der Berg, die Berge, das Gebirg! Ob es die Annapurna ist, an die wir nun denken, der Broad Peak, der Alpamayo oder der Eiger, der Walkerpfeiler, die Große Zinne oder auch „nur“ — aber was heißt hier nur — die Weißkugel auf dem Normalweg oder die Zugspitze durchs Höllental: Der Berg schlechthin ist unser eigentlicher Erzieher, unser eigentliches Ziel und unser eigentlicher Gesetzgeber.

Lang gefürchtet und scheu verehrt, dann, seit der Renaissance, mehr und mehr bewundert und romantisch geliebt, rückte das Gebirg seit Saussures Zeit plötzlich in ein neues Licht. Erst die Gipfel, dann die „verkehrten Seiten“, und schließlich die extremen direkten Routen wurden zu Zielen des Gehers um ihrer selbst willen. Noch in der ersten dieser drei Epochen entstand der Alpenverein. Er trat an nach dem Gesetz, das der Berg ihm gab: Excelsior, „Stets empor“, hieß die Parole. Sie gilt immer und wird stets gelten; doch Bedeutung und Wirkungsbereich wandeln sich naturgemäß mit der unumkehrbaren Entwicklung. Vier Tendenzen im Verhältnis des Menschen zum Berg sind es vor allem, auf die wir uns in heutiger Zeit neu einzustellen haben. Ich möchte sie so benennen: *Massentourismus*, *Technizismus*, *Dirigismus* und *extremes Leistungsprinzip*.

Was einst einzelne Auserwählte wagten, unternehmen heute Tausende, und Zehntausende schwärmen, teils könnend teils nichtkönnend, durch sogenanntes leichteres Gelände, das vor hundert Jahren noch für die Allgemeinheit als unbegebar galt. Das trifft erst recht für die Bewegung des Wintertourismus zu, den es in der Gründungszeit noch gar nicht gab. Wir sind nicht gefragt, ob wir diese Entwicklung bedauern oder nicht, wir sind vielmehr gefragt, ob wir uns in rechter Weise zu ihr einzustellen vermögen. Die Entwicklung des *Massentourismus* zwingt uns zur Verstärkung unserer Ausbildungstätigkeit, aber auch zu einer bislang erst ansatzweise versuchten Breitenwirkung in der Öffentlichkeitsarbeit; dazu kommt die notwendige ständige Intensivierung des Bergrettungswesens

im traditionell engen Zusammenwirken mit der Bergwacht. Das wichtigste aber wird sein, daß wir in den Sektionen und im Gesamtverein unablässig die selbstverständlich immer wieder auftretenden und sich verfestigenden Abschließungstendenzen spezialisierter Gruppen aufs rechte Maß zurückzuführen verstehen. Selbstverständlich muß es fest zusammenhaltende Bergsteigergruppen, Jungmannschaften, Jugendgruppen, Skiabteilungen und Wandergruppen geben; aber es sollten keine Kasten daraus werden! Es sollte Brauch werden, daß die verschiedenen Gruppen einer Sektion sich regelmäßig und gezielt gegenseitig einladen, um das gegenseitige Verständnis zu fördern. Nur so können, ohne jede falsche Grenzverwischung, jene prinzipiell gleitenden Übergänge hergestellt werden, die der heutigen Gesellschaftsstruktur, und zwar auch in der Bergsteigerschaft, angemessen sind. Es gibt heute mehr denn je in unseren Reihen Wanderer, die verhältnismäßig spät in die strengere Richtung hineinwachsen; und es gibt zahlreiche Jugendliche, die, oft setzt das mit der Verlobung ein, plötzlich dem bisherigen extremen Gehen absagen: Sie alle sollten, leichter als es hier und da üblich ist, innerhalb ihrer Sektion den neuen Ort finden können, der ihnen zusagt. Ich meine, hier gäbe es noch mancherlei zu verbessern; da ist noch viel Raum für Einfallsreichtum und Initiative.

All dies schließt aber, wie erwähnt, nicht aus, daß bei den sogenannten Extremen ein intensives Gruppenleben besteht. Der *Technizismus*, unser Schicksal, zwingt zur Teamarbeit auch der alpinistischen Techniker. Allein durch Zeitschriftenlektüre kann sich der einzelne nicht mehr über die stürmisch fortschreitende Entwicklung auf dem laufenden halten, das geht nur durch regelmäßigen Kontakt mit der Gemeinschaft bei Gruppenabenden und Ausfahrten. Wir wollen unbedingt an dem altbewährten Grundsatz festhalten: „Mit künstlichen Hilfsmitteln sparen.“ Aber schon in alter Zeit hat Georg Winkler Wurfanker benutzt, er hätte heutzutage selbstverständlich den Bohrhaken verwendet. Ein Grundsatz ist keine starre Sanktion; unser Grundsatz verträgt sich durchaus mit dem Gesetz des Fortschritts, dem wir alle verpflichtet sind: Er ist heilsam vor allem als Element jener lebendigen Kritik, der sich jeder Bergsteiger nach einer Leistung immer neu zu stellen hat.

Im *Dirigismus* sind wir schon mitten drin; ich erinnere nur an die großen Skipisten. Was droht, ist eine Zunahme behördlicher Reglementierungen, was übrigens nicht ganz neu ist: Schon vor dem Ersten Weltkrieg wurde im Wiener Parlament ein Verbot bestimmter Kletterrouten erwogen! Solche Erwägungen drohen immer wieder, in der Ära des Massentourismus erst recht. Ich erinnere an das Echo des Unglücks an der Dru. Die Folgerung für uns muß sein, daß wir uns am Berg so diszipliniert verhalten, daß solche Erwägungen von selbst überflüssig werden. Wer es erlebt hat, wie Seilschaften an vielbegangenen Routen sich durcheinanderdrängen (und manchmal auch gefährden), weiß was ich meine.

Das *Leistungsprinzip* ist mit dem Sportcharakter der Alpinistik gegeben; es ist von Anfang an selbstverständlich gewesen und wird es bleiben, ganz unabhängig von den Erörterungen, inwiefern die Alpinistik „mehr als Sport“ sei oder nicht. Hier wird es niemals ein Einhalten geben. Immer neue Wege werden gesucht, vielleicht nicht nur wie bisher immer direktere und also oft auch bessere, sondern auch immer skurrilere, ja absurdere. Hier läßt sich überhaupt nichts reglementieren. Denn, gestehen wir uns ein, zum Bergsteigen gehört nun einmal auch das Moment der Irrationalität, ja sogar ein Quentchen des, letztlich nur aus dem mythischen Grund des Daseins zu erklärenden Absurden. Aber daß das Absurde nicht überhand nehme, darüber gilt es zu wachen. Diese Wache ist freilich nicht so sehr Aufgabe leitender Vereinsorgane, sondern vor allem Sache des einzelnen aktiven Bergsteigers und seiner Gruppe. Diese Wache besteht in nichts anderem als darin,

unablässig die Besinnung auf die bleibend gültigen bergsteigerischen Ideale wachzuhalten, sie ist also ein Element der alpinistischen Erziehung!

Wer erzieht wen in der Alpinistik? Darüber gab es von Anfang an keinen Zweifel: Die Gemeinschaft den einzelnen. Die Gemeinschaft, das kann die Seilschaft sein, die Gruppe, die Sektion, und schließlich die Gemeinschaft aller im Gesamtverein. Doch wer erzieht diese? Das Erleben des Menschen am Berg, letztlich der Berg und nur der Berg! Er ist es, dem das letzte Wort dieser Laudatio gebührt, er ist es, auf den unser Blick noch nach hundert Jahren sich genau so richtet, wie es damals war, als die Gründergeneration ihre Augen aufhob zu den Bergen — ich zögere nicht fortzufahren: von denen uns Hilfe kommt. Hilfe dann kommt, wenn wir den Berg das sein lassen, was er eigentlich ist: Symbol des Humanum schlechthin, des Excelsior, des menschlichen sich Ausreckens nach dem, was über dem Menschen ist. Dieser Symbolcharakter gibt dem Berg seine einzigartige, mit nichts zu vergleichende *Schönheit*.

Die Schönheit des Bergs veraltet nie. Im Jahr 1893 schon hat es in der Einleitung zu dem klassischen Alpenvereinswerk „Die Erschließung der Ostalpen“ Eduard Richter so ausgedrückt: „Sind die Alpen nicht mehr so neu, als sie waren, so bleiben sie doch immer gleich schön.“ Das Wort hat seither nichts von seiner Gültigkeit verloren; es mag uns auch ins zweite Vereinsjahrhundert geleiten. Möge es dem Alpenverein beschieden sein, zahllosen Menschen den Weg zum Berg in seiner ins Überirdische weisenden leuchtenden Schönheit zu erschließen.

Dem Deutschen Alpenverein zum hundertjährigen Bestehen

*Glückwunschsadresse des Oesterreichischen Alpenvereins,
vorgetragen von seinem Ersten Vorsitzenden*

FELIX ERMACORA

Wenn man die Berge unserer Heimat durchwandert, so findet man Wegtafeln, die nicht nur dem Bergsteiger Wege weisen, sondern auch als Symbol den Stolz der Alpenvereinssektionen und des Alpenvereins, die für die Anlage und die Erhaltung der Wege verantwortlich sind, künden. Da und dort findet sich auf solchen Tafeln noch der Hinweis, daß eine Sektion des „Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins“ diese Tafel angebracht hat. Wenn die neueren Markierungstafeln diese Gemeinsamkeit des Vereins nicht mehr erkennen lassen, so wird sie heute im Symbol des Edelweiß¹, durch die Zielsetzungen der beiden Vereine in ihren Statuten und zahlreiche gemeinsame Leistungen zum Ausdruck gebracht. Es ist aber auch die Anlage des Wegenetzes, die Symbolkraft besitzt: Dieses Ineinandergreifen, das sich Kreuzen und Schneiden, das Hinführen zum Refugium — das alles hat nicht nur Technisches an sich. Wenn man an die Mauer denkt, die sich durch Ihr Land zieht, so wird besonders deutlich, daß Wege und Häuser auch Symbole sind. Dort das Symbol einer Grenze, hier — im Alpenverein — das Symbol der Gemeinsamkeit. Ein Symbol nicht nur für jene lange Reihe von Jahren, während derer eine formelle Einheit der Vereine bestand, sondern auch das Symbol der Gemeinsamkeit in unserer Zeit, wo zwei Vereinsleitungen zwei Vereinen vorstehen. Solche Vereine bedürfen auch mehr der Symbole als ein einziger Verein. Zwei Vereine sind auch größeren Belastungen ausgesetzt als ein Verein. Das liegt in der Natur des Organisatorischen begründet. Es kann nur vom Menschen her bewältigt werden. Wenn es dann und wann zu Unstimmigkeiten in den Beziehungen der Vereinsorganisation kommen mag, so sind diese nicht Unstimmigkeiten der Vereine, sondern der Organisation: Friktionen im Vereinsapparat! Sie berühren aber nicht die Grundfeste der Vereine; sie gefährden sie nie. Störungen in der Gemeinsamkeit der Vereinsarbeit sollen mit dem Ziel gelöst werden, das in beiden Vereinskongressen gleichartig vorgezeichnet ist.

Unsere beiden Vereine haben das Überwiegende an Tradition, an Wegstrecke, an Zielsetzungen und Aufgaben gemeinsam. Der Oesterreichische Alpenverein ist die rechtliche Fortsetzung des großen Alpenvereins — ohne Bruch*. Nur so und dank der Rechtsstaatlichkeit konnte das gemeinsame Vermögen gerettet werden, nur so konnte die Verwaltung der ehemals „reichsdeutschen Hütten“ vom Alpenverein übernommen werden, dies durch den damaligen OeAV-Vorsitzenden Busch. Zehn Jahre wurden so diese Hütten verwaltet, im unermüdlchen Bemühen, sie den Eigentümern — den deutschen Sektionen

* Anmerkung:

Für den Bereich der Bundesrepublik Deutschland setzt laut Beschluß des Landgerichts München I vom 11. 11. 1953 (Aktenzeichen: 3WB 2991) der Deutsche Alpenverein den früheren Gesamtverein fort.

— zurückgeben zu können. Diese gerechte Lösung ist erreicht worden. Die Hütten ost-deutscher Sektionen wurden geschlossen vom Staate erworben und schließlich dem Deutschen Alpenverein weitergeleitet — diese letzte Phase in der Verwaltung von Hütten deutscher Sektionen rundet sich zum Ende.

Die Wünsche des Oesterreichischen Alpenvereins gelten dem Deutschen Alpenverein. Zugleich gelten sie aber auch uns selber. Denn beide Vereine sind Träger des unteilbaren Gesamtvereinsgedankens, der heute von zwei juristisch selbständigen Vereinen bewahrt wird. Die Erfüllung unserer guten Wünsche kommt unseren gemeinsamen Aufgaben zugute. Die Wünsche lauten: Dem jubilierenden Verein gilt der Wunsch für das Wachstum des Alpenvereins, für weitere Arbeitsleistung auf dem Gebiete des Hüttenwesens und des Wegenetzes, auf dem Gebiete des Naturschutzes, für die Ausbildung der sozialen Arbeit, für die Förderung des Bergsteigens im In- und Ausland, für das Bemühen um Wissenschaft und Kartenwesen und für die Obsorge der Jugend im Alpenverein! Die Wünsche beziehen sich auf jenen Vereinszweck, der schon im Jahre 1862 vorgezeichnet war: „Kenntnis der Alpen und Erleichterung ihrer Bereisung.“ Hiezu seien in knappen Zügen die Hauptfragen umrissen, so wie wir sie erkennen:

In diesen 100 Jahren des vereinsmäßig gemeinsamen und getrennten Arbeitens haben sich nicht die Berge, wohl aber ihre Begeher — fast möchte man mit dem Blick auf den modernen Tourismus sagen ihre „Benützer“ — geändert: Seilbahnen und Lifte, Fahrwege und Autostraßen bringen jedermann, der Zeit und Mittel hat, dorthin, wo vor 50 Jahren, ja noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg, der Bergsteiger nur mühsam hingelangte. Hierbei mußten Opfer gebracht werden, um aus den Engen der Täler kommend, die Weite der Berge kosten zu können. Wohl die Masse der Bergsteiger von heute macht sich die technischen Erleichterungen zunutze, um den Berg zu erreichen. Ein Typuswandel des Bergsteigers ist eingetreten. Mit diesem Typuswandel muß ein Verein, der sich unseren Zielsetzungen verschrieben hat, rechnen, will er nicht rettungslos als altmodisch der Vergangenheit, der „Vereinsmeierei“, angehören. Wie sich der Alpenverein diesem Typuswandel seiner Mitglieder anzupassen hat, das ist die Aufgabe der Vereinspolitik.

Die Erschließung der Bergwelt, ihre Konsumation im modernen Wirtschaftsstaat hat aber nicht nur den Bergsteiger gewandelt, sondern auch die Funktion des Hoch- und Mittelgebirges — zumindest in den europäischen Alpen. Der Konsument und die, die den Berg als Mittel der Fremdenverkehrsindustrie gebrauchen, „funktionieren“ die Landschaft um, Jagdreservate kapitalkräftiger Naturkonsumenten entstehen, versperren die von uns angelegten Wege; Anmarschwege werden von Forstbehörden begrenzt. Wir in Österreich, nicht nur der Oesterreichische Alpenverein, sondern alle maßgebenden alpinen Vereine, haben die Gefahr erkannt, die von dieser Umfunktionierung der Landschaft kommt. Das Ergebnis dieser Erkenntnis ist eine Resolution für die Wegfreiheit im Bergland, die man dem österreichischen Bundeskanzler, den Parlamentsfraktionen, den Landesregierungen überreicht hat. Diese Freiheit hängt unmittelbar mit dem Recht und seinen Interessen zusammen. Hier sind Staat und Politiker aufgefordert, so wie dies zumindest im Texte der Bayerischen Verfassung steht, diese Freiheit zu garantieren. Der Oesterreichische Alpenverein würde sich glücklich schätzen, wenn sich auch der Deutsche Alpenverein in dieser oder jener Form zu dem Inhalt und dem Geist der Resolution bekannte, die die alpinen Vereine Österreichs für die Wegfreiheit im Bergland gefaßt haben.

Das Bemühen um den Naturschutz liegt nicht nur im Interessenbereich des Alpenvereins, ist nicht nur Vereinsinteresse, sondern ist öffentliches Interesse ersten Ranges. Ein

Interesse, das um so brennender wird, je mehr die Benützung und der „Bezug der Natur“ umfunktioniert werden. Daß dem so ist, wird durch die Tatsache erhärtet, daß der Europarat in Straßburg das Jahr 1970 zum Naturschutzjahr erklärt hat. Wir befasen uns ernsthaft mit den Initiativen, um in den Hohen Tauern einen Nationalpark einzurichten. Auch hiebei ist uns Ihre Unterstützung willkommen.

Wenn ich eingangs als eines der Symbole unserer Gemeinschaft das Wegenetz und die Schutzhütten erwähnt habe, so dürfen diese nicht nur als statisches Element unserer Gemeinsamkeit angesehen werden, das es brav zu konservieren gilt. Am Rande sei vermerkt, daß der Oesterreichische Alpenverein mit Interesse das Geschick der seinerzeit dem Alpenverein enteigneten Südtiroler Hütten verfolgt, das noch immer in Schwebelage ist. 48 von 80 Hütten gehörten reichsdeutschen Sektionen. Wohl hat die italienische Regierung im Zusammenhang mit den Südtirolverhandlungen der österreichischen Regierung Zusagen gemacht. Doch ihre Erfüllung wird so innig mit dem Gesamtproblem Südtirol verknüpft, daß man sie erst erwarten darf, wenn die politische Frage bereinigt sein wird. Also Wegenetz und Schutzhütten sind nicht nur statischer Natur, in ihnen liegt die Grundlage gemeinsamer Dynamik: Die Zusammenarbeit bei der Kennzeichnung der Wege an Ort und Stelle und auf dem Plan — der Landkarte. Unser Wunsch ist, daß bei der Kartenbearbeitung diese Gemeinsamkeit nicht zu kurz kommen möge; die Gemeinsamkeit soll durch den Hinweis auf der Karte einen für jedermann sichtbaren Ausdruck finden!

Wege, Hütten, Markierungen und Karten verlangen also unser vordringliches gemeinsames Interesse. Unser gemeinsames Interesse sollte auch sein, daß wir uns koordiniert um jene kümmern, die in Wahrheit in der Zukunft die Grundlage der Vereinstätigkeit sind — die Alpenvereinsjugend. Mag diese Jugend in ihrem Gehaben — gemessen an der gewiß auch von idealen Vorstellungen beflügelten Hochschuljugend — konservativ wirken, so schließen sich dennoch beide Typen der Jugend nicht aus. In einer freiheitlichen Demokratie kann das gesellschaftlich Revolutionäre neben dem Konservativen sehr wohl bestehen. Denn diese Staatsform ist von Toleranz getragen. Der Bergsteiger, der gemeinsam mit anderen im Fels, im Firn, im Eis auf dem Wege ist, weiß, daß diese tätige Toleranz die Grundlage der Gemeinschaft ist, die in den Vereinen mit unseren Zielsetzungen erlernt wird oder erlernt werden muß. Dieses Bemühen um die Toleranz hat nicht nur menschliche, sondern auch politische Tragweite.

Mit dem Wunsche für die weitere Zusammenarbeit unserer beiden Vereine, wobei ich aber doch auch den Südtiroler Alpenverein miteinschließen möchte, und dem Glückwunsch für ein weiteres Saeculum erfolgreicher Vereinsarbeit, entbietet der Oesterreichische Alpenverein durch seinen Ersten Vorsitzenden seinen Gruß.

Franz Senn und Vent

HELENE GROPP



Franz Senn (1831—1884)

Wenn wir in diesem Jahr das hundertjährige Bestehen des Deutschen Alpenvereins festlich begehen, sollten wir nicht versäumen, des Mannes zu gedenken, der ihn mitbegründete und entscheidend prägte: Franz Senn. Sein Werk ist lebendig — ihn selbst kennt fast keiner mehr.

Vor 40 Jahren, im 59. Band der „Zeitschrift des DuOeAV“, erschien ein Aufsatz von E. F. Hofmann über Franz Senn, zu dessen Beginn es heißt: „... der für seine Berge lebte und wirkte und für sie Werke geschaffen hat, die unvergänglich sind, solange es einen Alpenverein gibt. Franz Senn selbst aber erscheint wie ein Verschollener... Das darf nicht sein! Sechs Jahrzehnte besteht der D.u.Oe.Alpenverein als eine mächtige Gesamtheit, deren Ausstrahlungen in irgendeiner Form wohl über die ganze Erde gehen, und Senn, der Vater des Gedankens, sollte den Heutigen ein Unbekannter bleiben? Es ist an der Zeit, sein Bild neu aufleben zu lassen.“

Grausame Ironie des Schicksals: Der Mann, der seiner Zeit geradezu prophetisch voraus war in der Erkenntnis der Bedeutung und in der praktischen Organisation des Fremdenverkehrs, wurde zeitlebens von Geldnot und Schuldenlasten gequält; der Mann, der einer Welt die Augen für die Schönheit der Berge öffnete, der Millionen den Zugang zu ihnen erschloß, mußte in Armut und Vergessenheit sterben, und keiner Anstrengung, sein Andenken der Nachwelt lebendig zu erhalten, war bisher nachhaltiger Erfolg beschieden. Dies unglückliche Schicksal scheint wie ein Verhängnis auch seinem Bergsteigerdorf Vent anzuhängen, wo er elfeinhalb Jahre als Kurat wirkte und sein Lebenswerk schuf. Wie in einem Brennspeigel sammeln sich in Franz Senns und in Vents Schicksal die Not und die Sorgen, auf denen Senns Werk sich aufbaut. Dem glücklichen Bergsteiger, der seine eigene Hochstimmung auf seine Umgebung überträgt und der fröhlich von Hütte zu Hütte zieht, dem sei vor Augen geführt, welchem Übermaß von Arbeit und Opfern er seine sorglosen Bergfahrten verdankt.

Franz Senns Lebensbild muß man hineinstellen in die Umgebung, in der seine Gedanken sich gestalteten, in die Natur, die ihn und sein Werk prägte. So muß ich, ehe ich Senns Lebenslauf zu schildern versuche, den Leser zunächst nach Vent führen, in jenes weltabgeschiedene Tiroler Dorf, das zu den höchstgelegenen Siedlungen der Alpen gehört.

Ich selbst geriet nach Vent auf der Suche nach möglichst einsamen, hochgelegenen Talschlüssen; nun ist Vent nichts weniger als ein Talschluß, sondern vielmehr ein Knotenpunkt oder eine Drehscheibe, wie sich zeigen wird, aber der stille und weltferne kleine Ort übt einen Zauber aus, der den, der ihm verfallen ist, nicht mehr losläßt.

Fährt man die fünf Stufen des Ötztals, des längsten Quertals der Ostalpen, mit seinem Wechsel von enger, düsterer Schlucht und freundlichem, weitem Becken hinauf bis Zwiesel-

stein, so lädt eine vorzügliche Autostraße ein, geradewegs bis Obergurgl weiterzubrausen. Das tun auch die meisten.

Wer aber in Zwieselstein aufpaßt, der entdeckt eine schmale, unscheinbare Bergstraße, durch ein großes Verbotsschild eher abschreckend als verlockend; die Straße ist einspurig und darf nur alle zwei Stunden zu bestimmten Zeiten befahren werden.

Wen dies Wagnis reizt, dem erschließt sich das Venter Tal; es reicht am tiefsten in die Hochgebirgswelt hinein und ist von den höchsten Gipfeln der Ötztaler umgeben.

14 Kilometer sind es von Zwieselstein nach Vent; auf schmaler, steiler, kurvenreicher Straße durchfährt man ein so enges und tiefeingeschnittenes Tal, daß man nicht glauben möchte, „daß dahinter noch etwas sein kann“. Kurz vor Vent aber bietet sich ein Anblick, der immer wieder neu und atemberaubend ist, so oft man ihn auch genöß: Plötzlich weitet sich das Tal zu einer weiten, sanftgewellten Fläche, links begrenzt durch einen mit Zirben und Lärchen bewaldeten Hang, in der Mitte, das Ganze beherrschend, die mächtige Talleitenspitze, und rechts der großflächig ansteigende Fuß der Wildspitze, die das Tal um 1900 m überragt. Und mitten darin, winzig zwischen den mächtigen Hängen, das Dorf, genau 1893 m hoch. Gleich am Anfang das Kirchlein, und dahinter, auseinandergezogen, die 32 Häuser am Ufer der tief unten tobenden Ache.

Bewegend ist der Eindruck von Weltabgeschiedenheit, Frieden und Ruhe, den diese kleine Häusergruppe vermittelt; man fühlt sich weit, weit wegversetzt aus der eigenen Welt und ihrem Alltagsleben.

Charakteristisch ist die geologische Gestalt: In etwa 2500 m Höhe ist die seitliche Moränenleiste des eiszeitlichen Gletscherhochstandes deutlich zu erkennen, keine steilen Schroffen bestimmen das Bild, sondern weite, sanfte, großflächige Hänge, die der Landschaft ihre Ruhe und majestätische Schönheit verleihen. Das ist das sogenannte Sanftrelief, das am Hochjoch sogar über den Alpenhauptkamm hinübergreift. Die breit ausladenden Landschaftsformen sind auch dem Gestein zu verdanken: Im Innerötztal herrscht der leicht verwitterbare Schiefer, der Einzelheiten zurücktreten läßt, so daß das Auge über endlose, gletschergekrönte Weiten blickt. Das weiche Schiefergestein mit seiner Neigung zu reichem Pflanzenwuchs erlaubte auch die Ansiedlung in dieser Hochlage.

Um einen Begriff von der Verlorenheit des Dorfes innerhalb seiner Bergwelt zu geben, sei erwähnt, daß Vent zur Zeit auf einer Fläche von 70 Quadratkilometern gerade 120 Einwohner hat, eine Zahl, die sich ziemlich konstant hält; jedes Jahr, wenn ich komme, pflegt es ein frisches Grab und ein neues Baby zu geben . . .

Nun ist aber Vent kein Talschluß, sondern eigentlich ein von Süden her übergreifender Teil Südtirols. Schaut man zurück, nach dort, woher man kam, so scheint das Tal verschlossen und verstellt, die Gipfel der Stubaier liegen quer wie ein Riegel im Hintergrund, eine Verbindung scheint nicht zu bestehen. Nach Südtirol hin ist Vent orientiert; links, östlich, führt das Niedertal weiter zum Niederjoch, und rechts, westlich, geht das Rofental über die Rofenhöfe, über die noch zu sprechen sein wird, zum Hochjoch — in den Vintschgau und weiter nach Meran.

Das Gefühl, in Vent vom Norden „abgeschnitten“ zu sein, trägt nicht: Vent wurde nicht vom Ötztal, sondern von Süden her besiedelt, und das macht seine Geschichte so interessant. Eine Urkunde von 1342 nennt es: „Vent in Vallis Snals“, Vent im Schnalser Tal.

Im Vintschgau lebte in der jüngeren Stein- und in der Bronzezeit, also in den letzten beiden Jahrtausenden v. Chr., ein illyrischer Stamm, die Venosten; aus „Vallis Venusta“ wurde Vintschgau. Nachdem die Römer 15 v. Chr. das Gebiet erobert und der Provinz Rätien einverleibt hatten, entstanden aus der Romanisierung die Rätoromanen. Im 6. Jahrhundert n. Chr. eroberten bairische und alemannische Herzöge das Land, das seit

dem 8. Jahrhundert zum fränkischen, seit dem 10. Jahrhundert zum deutschen Reich gehörte. Seit etwa 1200 regierten die Hohenstaufen das Gebiet; die Grafen von Tirol hatten aber ein eigenes Amt in Kastellbell im Untervintschgau, das bis 1827 der Gerichtsort für die Venter war, während das Ötztal zu Silz gehörte. Vent wird zuerst Ende des 8. Jahrhunderts urkundlich erwähnt: „Vende ze Chur“, es gehörte also damals zur Diözese Chur. Vor dem 8. Jahrhundert müssen demnach Hirten aus dem Vintschgau auf ihren Weidezügen über das Nieder- und das Hochjoch in das Venter Tal vorgedrungen sein. An der Talleitspitze werden sie sich orientiert haben; ihr Name besagt nicht, daß sie „durch das Teil leitet“, sondern erklärt sich aus „do leit's“, da liegt es! Hier also, am Fuß der Talleitspitze, siedelten sich die Venter an.

Für den Namen „Vent“ gibt es mehrere Erklärungen: venetisch-illyrisch „Venet“, vom Venetberg; romanisch „ad vannas“, in der Wanne; altdeutsch „Venn“, Moor. Mir klingt das alles ein wenig weit hergeholt, und ich möchte der mündlichen Überlieferung den Vortzug geben, die Vent von „Fund“ ableitet, gefunden! Das würde auch gut zu „do leit's“ passen.

Allerdings sind viele Namen in diesem Gebiet romanischen Ursprungs. Einer der ältesten Familiennamen in Vent, Gstrein, wird schon 1285 erwähnt; Gstrein kommt von „Castratus“, der Hammel. Auch die Bergnamen Marzell, Vernagt, Similaun, Finail, Ramol, Schalf und Mutmal sind romanischen Ursprungs, während Samoar — am Sam — germanisch ist, wie auch die Hof- und Flurnamen deutsch sind.

1241 vermachte Graf Ulrich von Ulten, als er sich zur Heerfahrt gegen die Mongolen anschickte, seinen Eigenbesitz dem Hochstift in Brixen, darunter auch „Vende“. 1280 wird Heinrich von Vende als Höriger der Herren von Montalban (Schnals) erwähnt. Damals bestand Vent aus vier Schwaighöfen — das sind Berghöfe, die von den Grundherren den Bauern zu Erbrecht und dauernder Bewirtschaftung gegen eine jährliche Abgabe von 200—300 Käsen überlassen wurden. Aus diesen vier Höfen bestand Vent noch zu Anfang dieses Jahrhunderts. Es waren, neben Kirche und Widum, der Ober-, Wein-, Wiesen- und Kellerhof, die heute noch, wenn auch unter anderen Namen, bestehen. Diese Höfe dienten also ursprünglich den Grafen von Tirol; nach 1300 ging Vent, das seit 1241 dem Hochstift in Brixen gehörte, als Schenkung an die Klöster von Schnals und Steinach bei Meran, geriet dann aber wieder unter die Grundherrschaft von Adligen aus dem Vintschgau. 1457 wird die „Nachbarschaft der vier Höfe von Vent“ genannt. Vent gehörte zur Urfparre Tschars im Vintschgau und damit, wie aus der ältesten Erwähnung „Vende ze Chur“ schon hervorgeht, ein Jahrtausend lang, bis zu Josephs II. Neuordnung, zum schweizerischen Bistum Chur. In den Wirren der napoleonischen Zeit fiel es nacheinander an die Bistümer Augsburgs, Trient und Brixen; seit 1919 gehört es zur Diözese Innsbruck.

Seit dem Frieden von St. Germain, also seit der Abtrennung Südtirols nach dem Ersten Weltkrieg, verläuft die Staatsgrenze über Nieder- und Hochjoch; aber noch jeden Sommer treiben Südtiroler Hirten Tausende von Schafen über die Gletscherpfade ins Nieder- und ins Rofental; die riesigen Herden, die heute noch so, wie wohl schon in der Bronzezeit, alljährlich den beschwerlichen Weg über die Joche machen und deren Hirten nicht viel anders als schon vor Jahrhunderten mit ihren Hunden in primitiven Schäferhütten hausen, sind das letzte Anzeichen der alten Zugehörigkeit von Vent nach Südtirol.

Das Rofental ist durch zwei ganz eigenartige Dinge bedeutend: durch den Vernagt-gletscher und durch die Rofenhöfe. Durch den Vernagtferner drohte jahrhundertlang, vor dem starken Gletscherrückgang der letzten Zeit, dem ganzen Ötztal Gefahr. Er riegelte bei besonders starken Vorstößen das Rofental ab, so daß sich die Ache zu einem See aufstaute, der, als er in den Jahren 1599, 1677, 1770 und 1845 durchbrach, verheerende Überschwem-

mungen anrichtete. Bis ins Inntal hinein verwüstete er das Land. Auf einem Bericht der Innsbrucker Regierung aus dem Jahre 1601 an Rudolf II. über den Vernagtgletscher be- ruht der Druckvermerk in den „Tyrolischen Landtafeln“ von Burglechner 1611. Bei J. Walcher, „Nachrichten von den Eisbergen in Tyrol“ 1773, findet sich die älteste Ansicht eines Tiroler Gletschers, es ist der Vernagtferner.

Die Versuche, der Gefahr, die von ihm ausging, zu begegnen, legten den Grund zur alpinen Gletscherforschung.

In dieser unheimlichen Nachbarschaft liegt der Rofenhof, auf einer Höhe von 2010 m der höchstgelegene Berghof der Ostalpen. Der Name Rofen kommt vom romanischen „*rovina*“, der Bergsturz. Stolzer noch als die Geschichte Vents ist die des Rofenhofes. Schon 1280 wird er genannt, und Ludwig, der zweite Gemahl der Margareta Maultasch, verlieh den Rofenern Steuerfreiheit; Friedrich mit der leeren Tasche, der sich auf der Flucht vom Konzil von Konstanz 1415 eine Zeitlang in Rofen verborgen gehalten haben soll, bestätigte sie erneut. Rofen war laut Privileg des Kaisers Maximilian von 1496, ge- stützt auf eine Urkunde Ludwigs, des Grafen von Tirol, Herzogs von Bayern und Mark- grafen von Brandenburg (um 1348) unmittelbar dem Burggrafen auf Schloß Tirol unter- stellt, also nicht wie Vent von Kastellbell abhängig. Diese Privilegien wurden 1647 und 1713 erneuert, und als einziger Berghof Tirols hatte Rofen bis 1810 das Recht des Burg- friedens. Die Rofner hatten sogar das Jagdrecht, das sonst nur Landesherren hatten, muß- ten aber dafür „die Jäger und Hunde des Hauptmanns aufnehmen und warten“. Das Recht der Steuerfreiheit verloren sie erst 1849, als Vent zur Gemeinde Sölden kam. — 1637 wird die Familie Gstrein als Besitzer genannt, seit 1810 gehört der 1740 geteilte Hof der Familie Klotz. Den Rofenern merkt der, der sie genau kennt, übrigens noch heute an, daß sie sich dieser außerordentlichen Tradition wohl bewußt sind und das in ihrer Haltung den Ventern und den „Gäschten“ gegenüber auch zu zeigen verstehen.

Rofen liegt, etwa eine halbe Stunde von Vent, lawinensicher an der Westseite des Tals. Vom Leben dieser Bergbauern, das sich vom 13. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts in seiner harten und einsamen Form gleich blieb, muß erzählt werden.

Von Oktober bis Mai waren die Rofener eingeschlossen. Der erste Ski, und damit die Möglichkeit, den Hof im Winter zu verlassen, gelangte 1906 nach Vent! Im Herbst mußte alles, was man brauchte, aus dem Schnalser Tal übers Hochjoch nach Vent gebracht werden — ohne Last schon bis Kurzras, dem nächsten Hof hinter dem Hochjoch, ein Weg von fünf bis sechs Stunden! So lebte die Familie fünf Monate in völliger Abgeschlossenheit; kam die Mutter nieder, so half die Magd; Kranke versuchte man, so weit man konnte, mit Kräutern zu heilen. Ging das Leben zu Ende, so wurde die Leiche auf dem kalten Speicher aufgebahrt und eingefroren, bis man im Mai den beschwerlichen Weg mit dem Sarg nach Kastellbell unternehmen konnte, wo das Begräbnis stattfand. Der alte Herr Klotz erzählte mir, daß seine Mutter als Kind noch mit dem Tranlämpchen auf den Speicher geschickt wurde, um irgendetwas zu holen. Um bequemer hantieren zu können, hängte sie dann den Ring des Lämpchens über den gekrümmten, steif gefrorenen Finger eines dort Auf- gebahrten, dem die Hände zu falten man versäumt hatte . . .

Von Allerheiligen bis Mariä Lichtmeß steigt die Wintersonne nicht über den Gipfel der Talleitspitze, so daß Rofen im Schatten liegt. Befragt nach dem fünf Monate langen Win- tergefängnis, das beim modernen Menschen wahrscheinlich schwerste Nervenkrisen aus- lösen würde, meinte der alte Herr Klotz ganz ruhig, man sei eher froh gewesen, daß man seine Ruhe gehabt habe, entbehrt habe man jedenfalls nichts. Jeder sei seiner Arbeit nach- gegangen, und Unfrieden? — Nein, an den erinnere er sich nicht, alle seien zufrieden ge- wesen. Angst vor Krankheit? „Daran dachte man nicht, ohne Arzt geht's eh besser!“ Und

Vitamine? „Des Morgens gab's an Brei, mittags Speck und Kartoffeln und abends selbstgebackenes Brot, Milch und Kas.“

Heute wohnt man in Rofen in einem modernen Gasthof; aber die jahrhundertalte Ruhe und Selbstgenügsamkeit, die Härte und die Ergebenheit ins Unabänderliche der alten Bewohner spürt man noch in diesem winzigen Anwesen inmitten der unendlichen Weite und Einsamkeit des Hochgebirges.

Wie hart das Leben in dieser Höhe ist, bezeichnen einige meteorologische Daten. Vent ist mit seiner Lage in 1900 m, mit einer Jahresdurchschnittstemperatur von plus 1 Grad, auf Normalnull bezogen, einem Ort am Polarkreis vergleichbar. In der Landesbeschreibung von Tirol von Staffler, 1830, heißt es „die sibirische Gemeinde“. Immerhin hat noch der Juli eine Wahrscheinlichkeit von 5%, daß es frieren kann; im Juli und im August kann es durchaus kräftig schneien. Der sonnigste und wolkenloseste Monat ist der November. Schnee liegt durchschnittlich 208 Tage.

Bekanntlich ist das Höhenklima wesentlich ausgeglichener als das der Täler und des Alpenvorlandes. Vents Niederschlagsmenge ist relativ außerordentlich gering; die Nordseeküste ist im Jahresmittel doppelt so oft bewölkt wie Vent, das jährlich höchstens 14 Nebeltage und zwei bis drei Gewitter hat. Das ist ein Heilklima, wie es dem von Davos vergleichbar ist. Damit und mit dem außerordentlich reinen, an der Westseite der Ache stark eisenhaltigen Wasser hängt es wohl zusammen, daß die Venter oft ein besonders hohes Alter erreichen. Ich weiß von vielen, die über 90 Jahre alt wurden, und das praktisch, ohne ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Niemand hat dieses Höhenklima treffender geschildert als Thomas Mann, der im „Zauberberg“ den armen Joachim zu Hans Castorp sagen läßt, als im August ein Wettersturz Schnee bringt: „Aber die Sache ist die, daß die Jahreszeiten hier nicht so voneinander verschieden sind, weißt Du, sie vermischen sich sozusagen, und halten sich nicht an den Kalender. Im Winter ist oft die Sonne so stark, daß man schwitzt und den Rock auszieht beim Spaziergehen, und im Sommer, nun, das siehst Du ja schon, wie es im Sommer hier ist. Kurz, es gibt Wintertage und Sommertage und Frühlings- und Herbsttage, aber so richtige Jahreszeiten, die gibt es eigentlich nicht bei uns hier oben.“

Nun, das Wetter richtet sich in Vent wirklich nicht nach dem Kalender; aber die Bergsteiger und die Skiläufer kennen schon ihre Jahreszeiten. Der Skiläufer wählt, der längeren Tage und der wärmeren Sonne wegen, den März; aber schöner noch scheint mir der Januar, wenn der unberührte Neuschnee und die frostklare Luft Bilder von überirdischem Glanz aus Zartblau und Rosa zaubert und tiefe Stille über dem Tal ruht. Allerdings schlucken die Berge viel vom Horizont: Zur Zeit der Wintersonnenwende steht die Sonne so tief, daß sie nicht über die Berge steigen kann, da geht sie in Vent um 10.30 auf und um 13.15 unter.

Aber auch die kurze Vegetationsperiode bringt immer neue Schönheiten. Da alle Höhengrenzen im Ötztal höher liegen als sonst in den Ostalpen, ist die Flora durchaus nicht so karg, wie man annehmen könnte. Die Pflanzendecke ist geprägt durch die relative Armut an Niederschlägen und durch den Kalkmangel des Schiefergesteins. Der Ramolwald steigt bis etwa 2200 m hinauf; am Osthang der Talleitspitze wachsen Legföhren, hinter Rofen gibt es noch Zirben in 2400 m Höhe. Die höchstgelegenen Nadelhölzer finden sich hinter der Vernaghütte, am Hintergrasl, in 3010 m Höhe, es sind Joch-Kranewitten. Hier steigt auch die Alpenrose, die im Frühsommer Vents Hänge ringsum rot leuchten läßt, auf 2880 m!

Im Sommer blühen und duften die Mähwiesen in Vent; das Tiroler Grauvieh mit dem silbrigen Fell und den weitgeschwungenen Hörnern weidet oberhalb. Herrlich ist ein Gang

in der Sommersonne über die Wiesen, wenn bei jedem Schritt Schwärme kleiner, blauer Schmetterlinge emportaumeln und der kühle Wind sich mit dem heißen Blütenduft mischt.

An der Ache gedeihen sogar noch Blatthölzer; es sind Weißbirken, Grünerlen und Strauchweiden; der herrschende Baum ist aber die kerzengerade Zirbe, der zu Füßen, mit Heide und Heidelbeeren durchsetzt, sich die Alpenrose ausbreitet.

Über all dem Schönen und Bemerkenswerten, das man in Vent erfahren und erleben kann, ist aber wohl die reine, leichte Luft zu preisen, die die Lungen so weitert, daß man tief einatmen muß; dieser dünne, kühle Hauch, durch den die Sonnenstrahlen wie mit tausend feinen Nadeln die Haut treffen, die Höhe, die den Ankömmling leicht trunken macht und ihm eine eigentümlich entspannte, der Erdschwere entrückte Stimmung verleiht.

Hier nun nahm Franz Senn im Oktober 1860 seine Tätigkeit als Kurat auf.

Er war am 19. März 1831 in Längenfeld als Bauernjunge geboren, hatte mit 20 Jahren in Innsbruck bei den Jesuiten das Gymnasium absolviert und war, nach ein paar Semestern Philosophiestudium in München und Innsbruck und dem Theologiestudium in Brixen 1856 zum Priester geweiht worden. Nach Kooperatordstellen in Zams, Serfaus und Landeck meldete er sich nach Vent. Anlaß dazu war der gewaltige Eindruck, den er als Schuljunge auf einer Wanderung zum Vernagtferner bekommen hatte. Dieses Erlebnis hatte seine Liebe zum Hochgebirge geweckt, denn die Ötztaler Bergwelt, die größte Massenerhebung der Ostalpen, weist mit 350 qkm auch den ausgedehntesten Gletscherbereich auf. Vent ist von einem Kranz von Dreitausendern umgeben, die vom Dorf aus in fünf bis acht Stunden zu ersteigen sind. Eine Aufzählung der Gipfel erübrigt sich; sie stehen in jedem Reiseführer. Heute sind das Hochtouren, die, dank Vents „Hüttenkarussell“, auch von älteren Semestern mit einiger Ausdauer und Erfahrung unter guter Führung gemacht werden können.

Als Franz Senn aber nach Vent kam, war das Gebiet noch keineswegs systematisch erforscht — und eben das nahm er sich vor. Mancher Gipfel war noch namenlos, viele Gletscher waren noch nicht begangen oder galten als ungangbar. Specht hatte zwar schon als erster die Wildspitze bestiegen, und nach ihm Tuckett; der dritte auf dem Gipfel war bereits Franz Senn. Im ganzen war das Gebiet unberührtes Neuland; Karten gab es nicht. So nahm Senn sich vor, neben seinen Pflichten als Kurat, Seelsorger und Lehrer, die Bergwelt zu erforschen. Mit den wenigen eingesessenen Bergführern machte er sich an jedem freien Tag auf, Strecke um Strecke abzuwandern, Gipfel um Gipfel zu bezwingen; er wurde zum besessenen Bergsteiger. Als erster war er auf der Finailspitze, auf dem Fluchkogel und auf der Hochvernagtspitze.

Zu allererst aber mußte der Kurat in Vent sein Haus bestellen. Was fand er vor? Ein 1502 erbautes, 1712 vergrößertes Kirchlein — 1728 wurde Vent zur Kuratie erhoben — war 1802 durch eine Lawine zerstört worden; wie weit der Neubau 1860 vorgeschritten war, weiß ich nicht; jedenfalls zeugt es von der Tatkraft Senns, daß am 7. August 1862 der Neubau, gleichzeitig mit der Herrichtung des alten Widums, des Pfarrhauses, geweiht werden konnte. Daß Senn die beim Kirchbau beschäftigten Handwerker gleich das Widum umbauen ließ, legt den Grund für Größe und Tragik seines Lebens. Als er nach Vent kam, hatte er sofort erkannt, daß dem Dorf wirtschaftlich geholfen werden könne, wenn man Fremde anzöge, und seine begeisterte Liebe zu den Bergen entfachte in ihm den brennenden Wunsch, möglichst vielen Menschen ihre Schönheit zu erschließen. Das, was er erreichen wollte, reifte also nicht in langen Jahren, sondern war ihm schlagartig klar. Und bezeichnend für seinen impulsiven Charakter ist es, daß er sofort daran ging, das alte Widum, ein 1723 erbautes, eingeschossiges Häuschen, bis auf die Mauern des Erdgeschosses abzu-

reißen, durch Anbauten die Grundfläche zu verdoppeln und den Bau aufzustocken. So hatte er zwar in kürzester Zeit für die damaligen Verhältnisse einen Prachtbau errichtet, in dem er „18 Fremdenbetten aufstellen konnte“; aber er hatte damit auch, indem er ein Gutteil seines Privatvermögens in den Bau steckte, den Grund zu seinen lebenslangen Geldnöten gelegt; das ganze war, wie man heute sagen würde, stets ein Zuschußunternehmen.

Dieses Haus ist das jetzige Hotel Kleon, das der Großvater der derzeitigen Besitzerin, der aus Riffian bei Meran zugezogen war und eine Gstreintochter geheiratet hatte, im Jahre 1908 von der Kirche kaufte, die ein kleineres Pfarrhaus davor baute, das 1951 von einer Lawine zerstört und 1953, etwas näher an die Kirche herangerückt, wieder aufgebaut wurde. Das Sennhaus müssen wir näher betrachten. An der Hauswand sitzt die alte, 1885 gestiftete Gedenktafel für Franz Senn. Die Fassade ist modernisiert. Öffnet man aber die Haustür, so empfängt einen doch die alte Zeit. Den Hausgang überwölbt ein breites Tonnengewölbe mit Stüchappen, rechts geht es in die alte Gaststube, die, bis auf Kleinigkeiten, seit Senns Zeit unverändert zu sein scheint. Da steht der alte Ofen — wenn ihn auch heute die Zentralheizung ersetzt — mit der Bank daran, da ist noch der Herrgottswinkel, wo Senn ihn angebracht haben mag. Wohl ist einem in der kleinen Stube, die damals noch schlichter war, und in der der Herr Kurat seine Gäste bewirtete. Glänzender Unterhalter, der er war, führte er hier beim Tiroler Roten seine abendlangen Gespräche mit ihnen. Der Speisesaal und die Küche sind spätere Anbauten, auch das Obergeschoß und der nördliche Teil des Baus sind jüngeren Datums.

Links von der Haustür liegt seit zwei Jahren die moderne Bar. Ich habe den Raum aber noch in seiner alten Gestalt gekannt: Ringsum zirbengetäfelt, mit dem mächtigen Ofen und dem großen Tisch unterm Kreuz, an dem noch zu Anfang unseres Jahrhunderts Schule gehalten wurde; denn dies war Senns Schulstube. Einen Lehrer gab es noch nicht; der Kurat hielt im Winter den Unterricht, während der Raum im Sommer als Führerstube benutzt wurde. Ähnliche Zimmer findet man in Innsbruck im Tiroler Volkskunstmuseum, und es ist immer wieder ein Jammer festzustellen, wie die alte Substanz der Tiroler Heimatkunst durch das Bemühen, „modern“ zu sein, zerstört wird.

Senns Schlaf- und Arbeitszimmer, in einem Raum vereinigt, wie das in alten österreichischen Pfarrhäusern noch heute üblich ist, lag über dem Gastzimmer. Erinnerungen sind nicht mehr vorhanden. Merkwürdig weggewischt ist das Andenken an ihn — dies auffallende Ausgelöschtsein hängt wohl auch mit seinem unglücklichen Schicksal, überall in Geldnot zu sein und Schulden zu hinterlassen, zusammen.

Nachdem Senn nun sein neues Widum erstellt hatte, widmete er sich der nächstliegenden Aufgabe: dem Straßenbau. Auch da hatte sein Weitblick sofort erkannt, daß Vent wirtschaftlich lebensfähig und für Fremde erschließbar nur mit einer guten Straße sein konnte — es ist das Problem, das heute noch ebenso brennend wie damals ist.

Er fand den seit dem Mittelalter unveränderten „gemein Hufschlag durchs Etsztal“ vor, einen armseligen Ziegenpfad, verfallen und verkommen, der, im Gegensatz zur heutigen Wegführung, am Ostufer der Ache von Zwieselstein übers Hochjoch nach Schnals führte. Senn wußte die Venter bald für die Vorteile einer guten Straße einzunehmen. Zunächst taten sie fleißig mit; aber bald erlahmten sie, die wohl wußten, daß im Sommer die Muren und im Winter die Lawinen „eh alles hin machen“, in ihrem Wegebaueifer. So steckte Senn nicht nur sein letztes Geld darein, Arbeiter von auswärts heranzuziehen; er machte auch die ersten Schulden. 8000 Gulden kostete der Weg, und 1866 war er fertiggestellt, eine Prachtstraße für die damalige Zeit; denn „zwei Maultiere konnten bequem einander ausweichen“. Dieser alte Sennweg ist in all seiner Verfallenheit noch deutlich zu erkennen — wenn er

von Zwieselstein bis Vent wiederhergestellt werden würde, könnte sich der Wanderer des herrlichen Tals erfreuen, ohne sich über die staubige Autostraße hinquälen zu müssen!

Die beiden Vorbedingungen — der Weg und die Unterkunft — waren nun erfüllt, und wirklich zog Vent nun die Fremden mächtig an; es erlangte Weltruhm, es war überfüllt von Fremden, selbst aus Australien kamen die Bergsteiger.

Hier fällt ein seltsamer Widerspruch in Senns Charakter auf: Sein sehnsüchtig und hartnäckig erstrebtes Ziel war erreicht, war aber sein Haus voll besetzt, so war er der Unglücklichste von allen, er litt maßlos unter der Unruhe. Am Ende der Saison blieb ihm dann, da er kein Geschäftsmann war, die traurige Erkenntnis, daß nicht nur kein Gewinn, sondern sogar neue Schuld entstanden war.

Dem, der die Venter genau kennt, drängen sich da Parallelen auf — im Grunde geht es ihnen heute nicht anders . . .

Auch die Verwaltung des Kirchengeldes machte Senn offenbar zu schaffen. Seine Eintragungen in die Venter Kirchenchronik zeigen, wie schwer ihm das fiel. So schreibt er am Jahresschluß 1865: „In diesem Jahre geschah nichts Besonderes, weil ich zusammensparen wollte, um dann mit einem Schlage etwas Gehöriges zu leisten.“ 1866 mußte er für Meßgewänder und Ähnliches 537 Gulden ausgeben, und 1867 war er wieder arm: „In diesem Jahre noch Nachwehen von vorher, sonst bloß Anschaffung der Kirchenbuschen und ein neues Glockenseil.“

1868 erfolgte die tragische Wende in Senns Schicksal. Noch bevor er sein Lebenswerk mit der Gründung des Deutschen Alpenvereins krönen konnte, durchlitt er die menschliche Katastrophe, die den Rest seines Lebens verdüsterte und die ihn wohl auch von der harten Wirklichkeit zeitweilig entfernte. Dort oben fühlt man sich dem Dasein der Welt auf seltsame Weise entrückt; das hingleitende Gefühl übernimmt gern die Herrschaft über die nüchternen Verstandeskkräfte. Der Schlag, der Senn in diesem Jahr traf, trug ihm einen Nervenschock ein, von dem er sich nie wieder erholen sollte und der seinem Charakterbild fortan bittere, düstere, zornige Züge beimischte.

Eines armen Mädchens Kind, einen treuherzigen jungen Burschen, den Cyprian Granbichler, hatte er aufgenommen und als Bergführer ausgebildet. Die Entwicklung und Ordnung des Bergführerwesens lag ihm besonders am Herzen; er hatte in ihr eine wichtige Voraussetzung des alpinen Fremdenverkehrs erkannt. Es wird sich noch zeigen, wie er gerade dabei eine seiner schwersten Enttäuschungen erleben mußte. Den Cyper also, den er wie einen Sohn liebte, hatte er zum anerkannt besten Bergführer des Ötztals gemacht. Nicht nur seine Körperkräfte, auch seine Treue und seine Ausdauer zeichneten den Cyper vor allen anderen aus. Er war Senns ganzer Stolz. Mit ihm nun ging er, nach ein paar Urlaubswochen in Meran, am 7. November 1868, den wohlvertrauten Weg durchs Schnalstal übers Hochjoch nach Vent. Es war ein Samstag. Am nächsten Morgen wollte er unbedingt in Vent die Messe lesen. Die beiden waren, sommerlich gekleidet, bei schönem Wetter aufgebrochen und hatten kaum Proviant mitgenommen; es konnte ja nichts passieren, sie hatten weiß Gott schon andere Touren miteinander gemacht . . .

Auf dem Hochjoch gerieten die beiden in einen so plötzlichen, heftigen Schneesturm, daß Granbichler zur Umkehr riet. Senn aber bestand darauf, weiterzugehen. Nun kam eine grauenhafte Nacht, sie verirrten sich, sie stürzten; bis zu den Schultern im Schnee kämpften sie sich vorwärts, Cyper, als der Stärkere, voran. Das bißchen Proviant war steifgefroren, die dünne Kleidung schützte nicht vor Kälte, Schritt für Schritt taumelten sie weiter, bis der treue Cyper, kurz vor den rettenden Rofenhöfen, erschöpft in den Schnee sank. Senn, der die Todesgefahr nicht sah, gelangte nach Rofen, schickte die Brüder Klotz zurück zu Granbichler, ihn zu holen, und eilte weiter nach Vent, immer in der

Meinung, der kräftige Cyper sei geborgen und erhole sich in Rofen. Aber als jene bei Granbichler anlangten, war er schon tot. — Die Nachricht, die man Senn am Sonntag brachte, brach seine Lebenskraft völlig; die Selbstvorwürfe, er sei schuld an seines liebsten Menschen Tod, die Erinnerung an die grauenhafte Nacht stürzten ihn in eine schwere Nervenkrankheit, deren Leiden ihn bis zu seinem Ende nicht verließen*.

Wer heute zum Hochjochospiz oder zur Vernagthütte will, der kann auf der gegenüberliegenden Talseite, dort, wo der Sennweg noch gut zu erkennen ist, kurz hinter Rofen die Gedenktafel entdecken, die 1869 angebracht wurde: „Zur Erinnerung an den ehrengeachteten Cyprian Granbichler, Gletscherführer aus Sölden, verstorben am 8. November 1868, nachdem er mit dem Hochwürdigen Herrn Kuraten Franz Senn das Hochjoch bei Schneesturm und Lawinen überschritten, hier der übermäßigen Anstrengung erlag — Wanderer, der Du hier vorüberziehst, gedenke des Mannes, der so manchem die Pfade dieser Eiswelt gewiesen.“

So sehen wir Franz Senn in dem Jahr, in dem er zum Mitbegründer des Alpenvereins wurde, nicht als den glücklichen, strahlenden Helden, sondern als einen armen, verschuldeten, kranken Mann, der eine unglaubliche Energie aufbringen mußte, nicht nur seinen Dienstpflichten als Kurat nachzukommen, sondern der sich darüber hinaus anschickte, sein eigentliches Lebenswerk zu vollenden.

Das Jahr 1868 war eines der entscheidendsten in Senns Leben. Neben den Verlust seines Granbichler tritt der Beginn der Freundschaft mit Johann Stüdl aus Prag, ohne den Senns Gedanken nicht verwirklicht worden wären. Stüdl, begeisterter Bergsteiger wie Senn, war im Herbst 1867 in Vent gewesen, ohne Senn, der in Brixen war, anzutreffen. Aber das, was dieser bisher dort geleistet hatte, machte solchen Eindruck auf ihn, daß er von Prag aus „ein Scherflein zum Wegebau“ sandte, das den Grundstein zu der Freundschaft legte. 1868 trafen sich dann die beiden in Vent und fanden sich sofort in den gemeinsamen Gedanken und Zielen. Senns Briefe an Stüdl spiegeln dann durch viele Jahre eine rührende, geradezu werbende Anhänglichkeit des einsamen Dorfpfarrers an den weltgewandten Freund und Mitkämpfer.

Um zu verfolgen, wie es zur Gründung des Deutschen Alpenvereins kam, müssen wir kurz zurückblenden ins Jahr 1862, in dem in Wien durch Grohmann, v. Mojisisovics, v. Sommaruga und v. Ruthner der Oesterreichische Alpenverein gegründet worden war.

Senn hatte als Hochgebirgsforscher schon einen Namen; so lud man ihn ein, beizutreten, und er tat es mit Freuden. Leider sah er sich in den folgenden Jahren mehr und mehr durch die Wiener enttäuscht; schon beim Wegebau hatten sie ihn im Stich gelassen — man lobte zwar sehr, aber erbetene Zuschüsse blieben aus. Überhaupt schienen sich die Wiener mehr aufs Schreiben und Theoretisieren als aufs Bergsteigen und Organisieren zu verlegen, und daher reifte der Gedanke in Senn, sich ganz zu lösen und einen Alpenverein zu gründen, der dem praktischen Alpinismus dienen sollte. Außerdem erkannte er, daß die Deutschen, die den Hauptanteil der Fremden bildeten, in den Alpenverein aufgenommen werden müßten; dagegen wehrten sich die Wiener aber hartnäckig. Den Gedanken, einen deutschen Verein zu gründen, legten sie dem Oesterreicher Senn als Verrat aus.

Wie sollte nun der kleine Kurat im abgelegenen Vent seine Gedanken durchsetzen? Bedeutend wurde ein Gespräch mit den Münchner Buchhändlern Trautwein und Waitzenbauer, die nach Vent gekommen waren, um Hochtouren zu unternehmen und die Senn in seine Pläne einweihte, ohne sie zunächst ganz gewinnen zu können. Ein Jahr später, 1868,

* Franz Senn selbst hat 1868 im „Boten für Tirol und Vorarlberg“ eine Schilderung dieses tragischen Ereignisses gegeben, die im nachfolgenden Beitrag gebracht wird.

hatte sich aber schon mit Senn, Stüdl, Trautwein und dem jungen Münchner Bergforscher Carl Hofmann ein Kreis gleichgesinnter Männer gebildet, aus dem nach langen, mühevollen Verhandlungen schließlich der Deutsche Alpenverein hervorgehen sollte.

In seinem Neujahrsbrief 1869 an Stüdl, also nur wenige Wochen nach Granbichlers Tod, legt Senn bereits einen wohlgedachten, differenzierten Satzungsentwurf für einen „Allgemeinen Deutschen Alpenverein“ vor. Allgemein, weil, wie er schreibt, „die Schönheit der deutschen Alpen nicht Eigentum einzelner, sondern aller ist, die sie genießen wollen“.

Der Bruch mit Wien konnte nicht ausbleiben, und der ebenso impulsive wie halstarrige Senn arbeitete auch bewußt auf ihn hin. Er entschloß sich, selbst nach München zu reisen, wo er am 12. April 1869 zu letzten Vorgesprächen eintraf; von dort fuhr er nach Wien, wo ein letzter Einigungsversuch scheiterte, und dann über Prag, wo er Stüdl abholte, nach München zurück. Welch enorme Tatkraft und Zielstrebigkeit entwickelte dieser arme, kranke Dorfpfarrer, wie überzeugend und mitreißend muß seine Persönlichkeit gewesen sein! Dabei ist immer wieder sein organisatorischer Weitblick zu bewundern. Die Einführung von Sektionen, und damit die Auflösung des Wiener Zentralismus, ist sein Verdienst.

Am 9. Mai 1869 wurde in München, in der „Blauen Traube“, die konstituierende Sitzung gehalten; die vier Gründer des Deutschen Alpenvereins waren Senn, Hofmann, Stüdl und Trautwein. Gleichzeitig wurde die Sektion München ins Leben gerufen. Sektion auf Sektion folgte; nach einem Jahr hatte der DAV bereits 1070 Mitglieder.

Stolz und froh konnte Senn nach Vent zurückreisen. Doch nur zu bald drückten ihn hier wieder die alten Sorgen.

Wie schon erwähnt, hatte Senn früh erkannt, daß eine Grundbedingung für die Erschließung des Hochgebirges die Ausbildung zuverlässiger Bergführer war. So hatte er seine Führer jahrelang wie Schulbuben gedrillt und ihnen als oberstes Gesetz eingeschärft, daß der Bergführer für das Leben seines Schützlings verantwortlich sei. Um seine in ganz Tirol berühmten Führer zu legitimieren, hatte er eine Führerordnung ausgearbeitet, in der Rechte und Pflichten des Bergführers genau festgelegt waren, für die staatliche Anerkennung dieser Ordnung kämpfte er nun — vergebens. Der Staat bestimmte, daß sich jeder, der sich nur melde, Bergführer nennen dürfe. Damit war Senns jahrelange Arbeit mit einem Schlage zunichte. Darüber fand er, mit Recht, derbe Worte an Stüdl: „Die dümmsten Teufel sind der Hölle entronnen und sind plötzlich als Statthaltereiräte, Bezirkshauptmänner und Gemeindevorsteher in Tirol aufgetreten, um das Fremdenführerwesen zu organisieren . . .“

Dabei vergrößerte sich die Schuldenlast unaufhörlich, und alle Versuche, zu Geld zu kommen, endeten in neuer Verschuldung. So auch das Brizzi-Abenteuer.

Wer auf die Kreuzspitze, Senns Lieblingsberg, steigen will, der kommt an einem verfallenen Gemäuer vorbei, der Brizzihütte. Kaum einer wird wissen, welche Bewandnis es damit hat. Senn hatte, wie immer in jäher Begeisterung, einen jungen Maler, Brizzi, in sein Herz geschlossen. Der mußte ein Panorama von der Kreuzspitze anfertigen, das im Druck erscheinen und enormen Gewinn bringen sollte! Brizzi wurde, alles auf Senns Kosten, in eine Hirtenhütte, die ausgebaut und eingerichtet wurde, einquartiert und von Vent aus reichlich versorgt. Er ließ sich das wohl gefallen, aber Brauchbares leistete er nicht. Das Ganze endete, auch menschlich, mit einer schweren Enttäuschung für Senn. Das Panorama wurde von den Zeichnern Engelhardt und Jordan fertiggestellt und in Berlin gedruckt, seine Exemplare blieben unverkauft und vergrößerten die Schuldenlast.

Am 8. 2. 1870 schreibt Senn an Stüdl: „Wenn ich nur Aussicht erhalte, zur Deckung meines Defizits vom Vereine in den nächsten Jahren einmal einen ergiebigen Betrag zu

bekommen. Ich gedenke, bei der nächsten Generalversammlung darüber zu sondieren...“ Aber die Lage wurde nur noch trostloser. Wegen des Kriegsausbruchs 1870 waren die Sommergäste ausgeblieben, und Hofmann, der Münchner Mitbegründer des DAV, fiel in Frankreich. Senn wurde müde und mürrisch. In Vent war er viel zu weit ab von der Entwicklung des Alpenvereins, als daß er ins Geschehen hätte eingreifen können, dazu quälten ihn die ewigen Geldsorgen und die körperlichen und seelischen Leiden seit Granbichlers Tod. 1870 hat er diesen noch nicht überwunden: „In den schlaflosen Nächten leide ich wieder an der heftigen Aufregung, wie im Herbst und Winter der beiden letzten Jahre, seit dem Unglück mit dem unvergeßlichen Cyper.“

Senn kapitulierte. Er konnte den Winter, er konnte den Schnee, der ihn an die grauenvolle Nacht damals erinnerte, nicht mehr ertragen, er wollte fort von Vent.

Bis jetzt war er nur Kurat. Um eine Pfarre zu erhalten, mußte er die Pfarrkonkursprüfung bestehen. Mit 40 Jahren nahm er auch dies noch in Angriff. Einen Krankenhausaufenthalt in Innsbruck und den anschließenden Erholungsaufenthalt in Matrei — er hatte ein Ohrenleiden, das ihn zeitweilig fast taub machte — benutzte er dazu, sich auf die Pfarrkonkursprüfung vorzubereiten, die er 1871 in Brixen „fast sehr gut“ bestand. Nun konnte er sich nach einer Pfarre umsehen, und er bewarb sich in Neustift — vergebens.

Wegen der Krankheit und der Prüfung hatte er sich nicht um die Alpenvereinsangelegenheiten kümmern können; so entglitten die Fäden nun ganz seinen Händen. Teils wollte man ihn, den man krank und überarbeitet wußte, schonen, teils war man auch wohl ganz froh, den oft unbequemen, streitbaren Kuraten ausgeschaltet zu wissen. Das spürte er, und es kränkte ihn tief. Der Zusammenschluß des Deutschen und des Oesterreichischen Alpenvereins bahnte sich sozusagen hinter seinem Rücken an und wurde am 23. August 1873 in Bludenz vollzogen, als Senn schon in Nauders war.

Vorerst mußte er in Vent abwarten, bis eine Pfarre für ihn frei wurde, und im letzten Jahr dort war ihm alles zuwider: „Hier kann ich nichts anderes tun, außer ‚Gehorsamen Diener‘ zu machen, Schlafstellen zu verteilen, den Führern ihre Rollen geben usw. . . . Bin ich denn in Vent nur ein Sklave anderer?“, schreibt er an Stüdl.

So war ihm im Frühjahr 1872 die Beförderung zum Pfarrer und die Berufung nach Nauders wie eine Erlösung, wenn er auch lieber nach Neustift gegangen wäre.

In der Venter Kirchenchronik steht seine letzte Eintragung; in fliegender Eile, förmlich gehetzt wie auf der Flucht, sind die Zeilen hingeworfen:

Somit ist, da ich in Vent
 10 fl. dem Herrn Gstrein
 dem Kirchenvorsteher
 übergeben, welche ich
 demselben übergeben habe
 im Betreff der Pfarre
 von Vent, welche ich
 auf dem Kirchwege
 am 18. Juni 1872

Franz Senns
 letzte Eintragung
 in die
 Venter Kirchenchronik.

„Somit ... ist alles nicht bloß in Ordnung, sondern es bleiben der Kirche in Vent 10 Gulden übrig, welche ich dem Kirchenvorsteher (?) Alois Gstrein eingehändigt habe —
 Vent, am 18. Juni 1872
 Franz Senn, Pf.“

Das war also das Ende der elfeinhalb Jahre, in denen er die Grundlagen für das geschaffen hat, was seitdem Millionen Touristen wie selbstverständlich hingenommen haben. Erschütternd ist die Tragik dieses Mannes, dem bis ans Ende seines Lebens versagt bleiben sollte, Lohn und Anerkennung für seine Leistungen zu finden und für den alles Positive, was er wollte und tat, in Nachteil und Enttäuschung endete.

Franz Senn verbrachte neun trübe Jahre in Nauders. Eine Typhusepidemie und eine Brandkatastrophe suchten das Dorf heim, dessen Bewohner ihm nicht die Herzlichkeit der Venter entgegenbrachten. Die Geldnot — er konnte die Zinsen für seine Schulden nicht mehr aufbringen — brachte ihn in größte Schwierigkeiten. Es war eine trostlose Zeit, in der die Verbindung zum Alpenverein ganz abriß.

1881 kam endlich die ersehnte Berufung nach Neustift. Aber sein Lebenswerk und seine Lebenskraft hatte Senn in Vent zurückgelassen. Als verbrauchter und gebrochener Mann erlebte er hier nur einen schwachen Abglanz seiner ersten, glücklichen Venter Jahre. Am 31. Januar 1884 starb Franz Senn in Neustift, vergessen und verschuldet; der Nachlaß wurde versteigert.

Wie sieht es nun heute in Vent, hundert Jahre danach, aus? Es ist das alte, echte, stille Bergsteigerdorf ohne Seilbahn, ohne Rummel und ohne „süßes Leben“ geblieben. Zwar bietet es dem Massentouristen nichts und viele Bergsteiger gehen ohne Aufenthalt gleich hinauf auf die Hütten, aber ein kleiner Kreis von Stammgästen kehrt immer wieder: es sind jene, die den Frieden und die Einsamkeit suchen.

Die so seltsam von allem Alltagsleben lösende Weltabgeschiedenheit, diese der Werktagshetze so entrückte stille Insel hält wie mit Zauberbanden fest. Das Festgehaltensein, das Thomas Mann im „Zauberberg“ schildert, das Nichtloskommen, das drückt die alte Venter Sage von den „Saligen Fräulein“ aus, die dem Wanderer von den Bergen her winken, so daß er sich nicht losreißen kann und ihnen ins Glück oder ins Verderben folgen muß.

Literatur

- Lendenfeld, R. v., Die Ostalpen, Prag — Wien — Leipzig 1896
Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 32, 1901
Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 59, 1928
Festgabe des Zweiges Mark Brandenburg des DAV zum 40jährigen Bestehen, München 1939
 Dörner, F., Der Wandel der Diözesaneinteilung Tirols und Vorarlbergs,
 in: *Tiroler Heimat*, 17, 1953
 Baedeker, Tirol, 42. Aufl. 1956
 Pienz, J., Oetztaler Talkunde, Imst 1963
 Eiter, H., Das Innerötztal, Innsbruck 1966
 Grieben, Nordtirol, westl. Teil, München 1967
 Mantl, N., Der Cyper, Innsbruck-München 1967
 Mußhauser, J., Der Gletscherpfarrer, Rosenheim 1968

An dieser Stelle sei auch all jenen Ventern, die zum Entstehen dieser Arbeit beigetragen haben, herzlichst für ihre ebenso eifrige wie selbstlose Hilfsbereitschaft gedankt, insbesondere Herrn Pfarrer Enthofer, Herrn Lehrer Walder, den Familien Fimml, Gstrein, Kleon, Klotz und Hubert Scheiber.

Hochjochübergang im November 1868

FRANZ SENN († 1884)

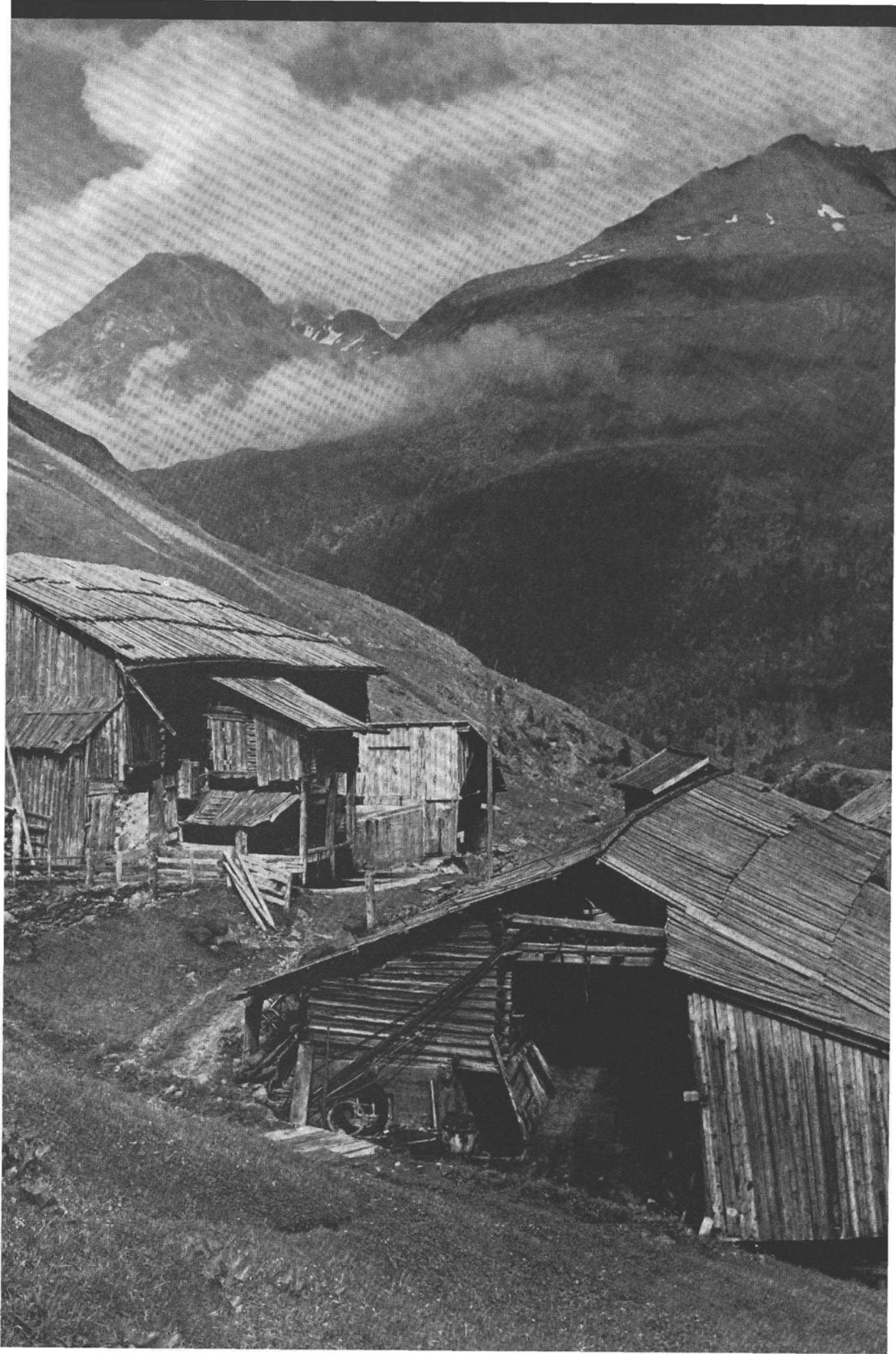
Im „Boten für Tirol und Vorarlberg“ veröffentlichte Franz Senn 1868 den Bericht über das tragischste Ereignis seines Lebens. Diese authentische Darstellung eines der Männer, die vor 100 Jahren den Deutschen Alpenverein gegründet haben, spricht uns auch heute noch unmittelbar an. Sie dokumentiert, trotz aller Wandlung in Stil und Form, auch für uns Heutige den vorbildlich gebliebenen bergsteigerischen Geist der Gründerepoche.

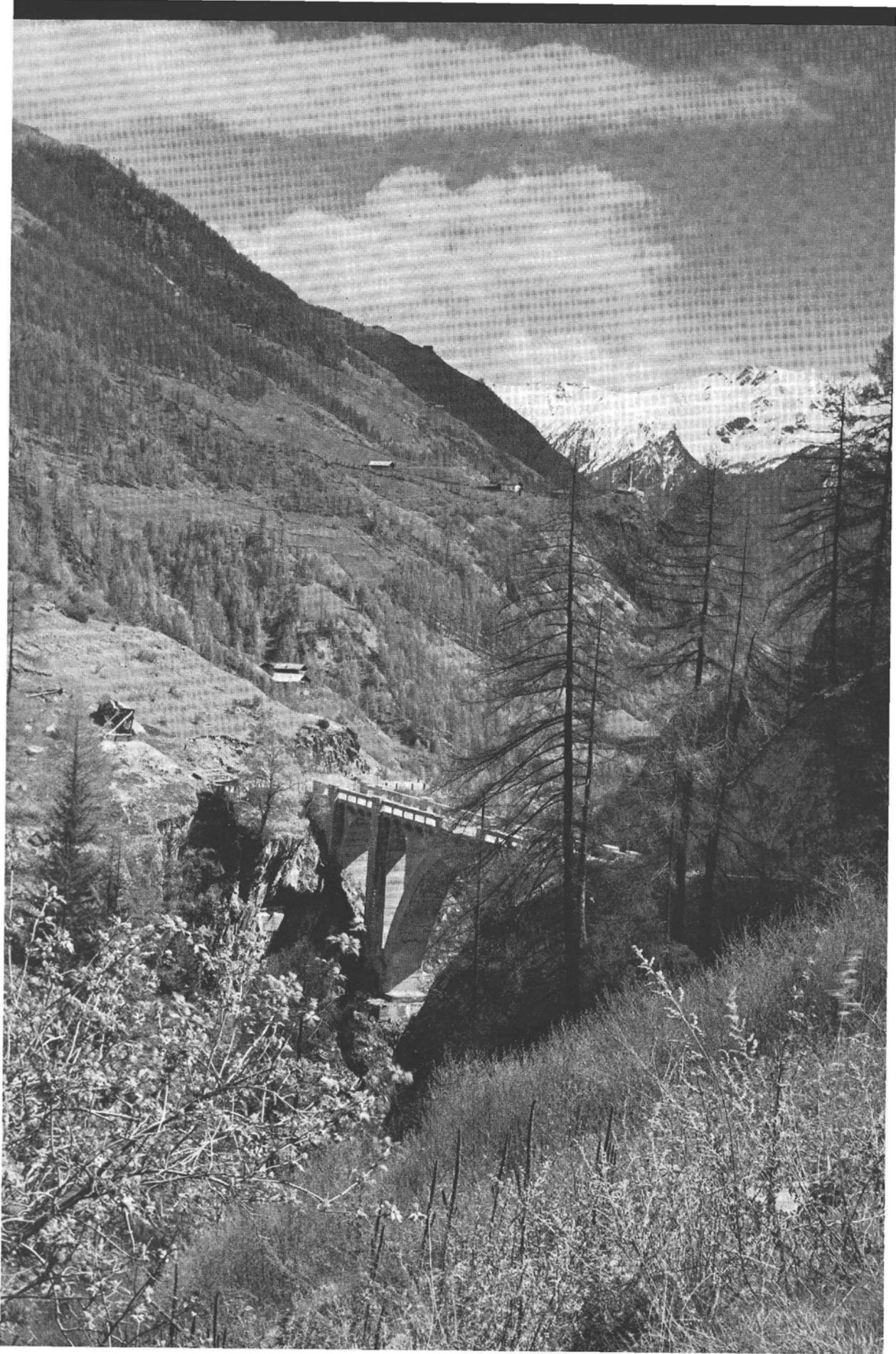
Nachdem ich vergebens am 5. November den Vorschlag gemacht hatte, über Passeyer und das Timblerjoch nach Hause zu gehen, war es am Freitag, den 6. November, höchste Zeit, von Meran aufzubrechen, um noch am selben Tag nach Unsre liebe Frau ins Schnalser Tal zu gelangen; am Sonntag nämlich sollte ich amtlich zu Hause sein, somit war der Samstag, der 7. November, zum Übergang über das Hochjoch bestimmt.

Das vorausgegangene schöne Wetter ließ uns gar keine Besorgnis ahnen; zudem versicherte uns ein eben über das Hochjoch gekommener Venter, Gregor Klotz, daß sehr gut zu gehen, und jenseit des Ferners alles schneefrei sei. Wir kamen deshalb auch gar nicht in Verlegenheit, als wir am Samstagvormittag nach zweistündigem Marsche in Kurzras, den letzten Höfen des Schnalser Tales, einen 5 cm tiefen Schnee bei vorherrschendem Westwinde trafen, indem wir uns dachten, daß dieser, wie es die Erfahrung oft lehrt, nicht über die Gebirgsscheide hinausreiche. So wanderten wir, um 11½ Uhr von Kurzras aufbrechend, getrost dem Hochjoch zu. Um 1½ Uhr erreichten wir die Paßhöhe am südwestlichen Ende des Hochjoch-Ferners, ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen; bloß nahm der Schnee gegen die Höhe hin allmählich an Tiefe zu, so daß er zuletzt ungefähr 15 cm betragen mochte. Dieses, sowie der Umstand, daß es leicht schneite und der Wind kleine Schneewehen zusammentrieb, vermochte uns aber keine Furcht einzuflößen; wir trösteten uns vielmehr mit dem Gedanken, daß wir noch bei Tage weit über den Ferner hinauskommen und dann auf dem neuen, gut gebahnten Weg bequem gehen könnten. Dazu noch unsre genaue Ortskenntnis, vermöge der wir es im Sommer fast gewagt hätten, die ganze Strecke mit verbundenen Augen zurückzulegen. Leider war uns beschieden, eine bittere Enttäuschung zu erfahren.

Nach viertelstündigem Aufenthalt bei dem sogenannten Bödele, einem gewöhnlichen Ruheplatze für Touristen, wo wir beide dem mitgenommenen Speck, Fleisch, Brot und Wein sehr mäßig zusprachen, betraten wir um 1¾ Uhr den Ferner, um ihn in seiner Länge von 2 Stunden zu überschreiten. Schon beim ersten Tritte auf denselben brachen wir bis über das Knie in den Schnee ein; wir sagten: es wird wohl besser kommen. In derselben Weise und mit derselben Hoffnung gingen wir ungefähr 1½ Stunden vorwärts, und waren noch nicht beim sogenannten Latschbüchel, hatten also nicht ein Drittel des Ferners hinter uns. Da sagte Cyprian: „Ich meine, wir sollten umkehren!“ Der Meinung, daß der alte, auf dem Ferner früher gefallene Schnee uns trage, gaben wir uns schon nicht mehr hin, dennoch gab ich zur Antwort: „Es ist Samstag, folglich meine Pflicht, in Vent

Die Roßenhöfe im Ötztal (Foto: W. Bahnmüller) ►





einzutreffen, und da der Westwind herrscht, wäre jede Spur unseres Weges bis Kurzras wahrscheinlich verweht; zudem haben wir von Unser Frau aus die Hälfte des Weges zurückgelegt und werden bald weniger Schnee finden.“ Ohne Widerrede schritt Cyprian wieder voran, bloß hie und da klagend, daß er in seiner leichten Sommerkleidung viel zu kalt habe. Auf meine Bemerkung: „Hätten wir doch noch einen Menschen aus dem Schnalser Tale mitgenommen“, gab er zur Antwort: „Es wäre doch niemand gegangen.“ Den genannten Latschbüchel erreichten wir erst in der Dämmerungszeit, beide schon etwas müde, bei heftigerem Sturmwind und dichterem Schneien. „O wären wir umgekehrt“, sagte ich, „aber jetzt ist es zu spät, also nur vorwärts!“ Ja, ja, „vorwärts“ war leicht zu sagen, aber schwer zu gehen; der Sturmwind immer heulender, dichter Schneefall ohne Unterbrechung, bis auf den Boden herabsitzender Nebel und die hereinbrechende Nacht. „Wären wir doch jenseits des Ferners!“ Das sollte aber sobald nicht kommen. Immer über das Knie einbrechend, überfiel uns die dunkle Nacht eine kurze Strecke außerhalb des Latschbüchels, ungefähr in der Mitte des Ferners, und da wollten wir, die Richtung des Sommerweges einschlagend, nach rechts abbiegen. Kaum 10 Minuten waren wir gegangen, da sagte ich: „Cyper, mir scheint, wir seien auf dem Wege ins Schnalser Tal, denn der Wind kommt uns jetzt entgegen.“ Er überzeugte sich auch davon und unsere Umkehr bestätigte, daß wir im Halbkreis in der Richtung gegen das Finailjoch waren. Von da beschlossen wir, uns immer links an den sogenannten Obern Berg zu halten und so der Steinernen Stiege zuzusteuern. So ging es vorwärts bei immer gleicher Witterung und gleich tiefem Schnee, teils auf dem Ferner, teils, um den Randspalten auszuweichen (in eine derselben war Cyper einmal bis unter die Achseln gefallen), den Berg entlang kletternd bis zur Steinernen Stiege, welche wir ungefähr 10 Uhr nachts erreichten.

Wir hatten uns schon lange auf diese Stelle gefreut, hoffend, ein ruhigeres Wetter und weniger Schnee zu finden; doch welche Enttäuschung: Anstatt des bisher nachgekommenen Westwindes blies uns ein heftiger Nordwind entgegen, große Schneeflocken erhöhten die Tiefe des Schnees und kein Licht zeigte, wo wir den Fuß sicher hinsetzen könnten. Zugleich wußten wir, daß die vor Anlegung des neuen Weges am jenseitigen Ufer viel begangene Steinernen Stiege jetzt vom Ferner bedeckt sei, hatten somit rechts den in Faltungen steil abfallenden Ferner und links die Felswände des gegen das Erzbödele absinkenden Obern Berges vor uns. Oben quer über den Ferner zum Kreuzberge und neuen Wege hinüberzugehen, konnten wir wegen der gänzlichen Finsternis und der Fernerspalten, da wir kein Seil, uns anzubinden, bei uns hatten, unmöglich wagen, daher waren wir gezwungen, die gefährliche und schwierige Passage zum Erzbödele hinunter zu machen. Da galt's ein Klettern mit Händen und Füßen — wir hatten nämlich auch keine Bergstöcke bei uns — ein Versuchen bald auf-, bald abwärts und teilweises Rutschen über Felsplatten, so daß ich mich jetzt noch wundere, wie wir unter solchen Umständen in die Nähe des Erzbödele herunterkommen konnten. Kaum waren wir da einige Schritte auf besserem Boden gegangen, so kamen wir in eine neue, fast noch größere Verlegenheit. Die nahe gelegene Hintereis- oder Rofenberg-Schäferhütte zu finden hielt Cyper für eine Unmöglichkeit, ich zweifelte, daß es möglich sein würde, am linken Ufer über den Hintereis-Ferner, den Rofenberg entlang und dann über den Vernagt-Ferner den neuen Saumweg zu erreichen. Wir entschlossen uns deshalb, von unserer Stelle, etwas oberhalb des Erzbödele, den Hochjoch-Ferner an seinem steilsten Abfalle in das Rofental zu überqueren, wissend, daß er da ohne Spalten ist, und jenseits am Kreuzberge neue Wege zu suchen. Tiefer Schnee bedeckte das steile, glatte Eis und machte es möglich, gegen ein unfreiwilliges, Verderben bringendes

Abrutschen gut stand zu halten. Bloß gegen das Ende hin, als wir den Kreuzberg nahe vor uns hatten, bemerkten wir eine, gegen die rechte Steilwand sehr steil abfallende, beinahe schneefreie Stelle des Ferners wegen der furchtbaren Dunkelheit zu spät, Cyprian trat darauf, lag zu Boden und war im Augenblick so weit abgefahren, daß ich ihn nicht mehr sehen konnte. „Wie geht es?“, rief ich. „Da gar zu gut!“, war seine Antwort. „Bist du nicht verletzt?“ „Nein.“ „Dann kann ich wohl auch hinunterrutschen?“ „O, um Gotteswillen nein; denn es ist hier eine große Bergkluft, mich hat es bloß darüber hinausgeworfen, gehen Sie höher hinauf.“ Das tat ich nun, bei jedem Schritt forgfältig das Terrain sondierend, ein paarmal auch kniend und mit den Händen am Boden mich haltend, und kam nach einigen Umwegen glücklich zu Cyper auf die rechte Seiten-Moräne, auf die es ihn geworfen hatte. Mein erster Ausruf war: „Gott sei Lob und Dank! Jetzt haben wir wenigstens den Ferner hinter uns.“ Das windfreie Plätzchen in der Tiefe gestattete mir, mit Hilfe eines Zündhölzchens auf die Uhr zu sehen; es war 12¹/₂ Uhr in der Nacht.

Somit hatten wir zur Überschreitung des Ferners, die im Sommer in zwei Stunden leicht bewältigt werden kann, beinahe 11 Stunden benötigt, von denen ungefähr zwei auf das Herumklettern in den Felsen der Steinernen Stiege fielen. Lange schon hatten wir beide wenig Hoffnung gehegt, lebend das Ende des Ferners zu erreichen; ich faßte daher, da dies geschehen, wieder mehr Mut und sprach: „Jetzt werden wir doch noch hinauskommen.“ „O mein Gott“, war seine mit zitternder Stimme gegebene Antwort. „Ja fehlt dir etwas?“ „Ich bin durch das Herabfallen gerade so viel erschrocken.“ Wirklich bemerkte ich, als ich ihm ganz nahe trat, ein furchtbares Zittern an seinem ganzen Körper. Dieses verließ ihn auch auf dem ganzen Wege bis zu seinem Hinscheiden nicht mehr. Selbst einige Züge, die er hier machte aus der Weinflasche, halfen nichts. „Wir dürfen nicht stehen bleiben, sondern müssen allzeit gehen“, sagten wir, wohl wissend, daß nach eingetretener Mattigkeit ein längeres Stillstehen oder Niedersetzen uns bald in den Zustand des Schlafes und damit des Nimmer-Aufwachens versetzen würde. So waren wir nun seit der Rast auf dem Hochjoch in beständiger Bewegung. — Leider erfuhr unsere frühere Hoffnung, hier keinen oder nur wenig Schnee zu finden, eine schmerzliche Enttäuschung. Bei jedem Schritte brachen wir über das Knie im Schnee ein; fortwährend waren die Schleusen des Himmels geöffnet, die uns mit dichten Schneeflocken überschütteten, und dazu gaben die Sturmwinde gräßliche Akkorde mit ihrem Heulen; endlich die beständige tiefste Finsternis — wie sollte es da möglich sein, den Weg zu treffen? — Wir schritten immer vorwärts, wähnend, in der Nähe des Weges zu sein, immer abwärts, wie wir glaubten, und kamen endlich nach langer, mühseliger Wanderung zu einem tiefen Bachtale, das wir an den beiderseitigen fast senkrechten Felsen als den innersten Kreuzbach erkannten. Wir waren viel zu hoch, das war jetzt klar, und mußten deshalb hinunter, um den Weg zu suchen; denn nirgends außerhalb desselben kann man die bis zum Vernagtferner hinaus aufeinander folgenden fünf Kreuzbäche wegen der Tiefe ihrer Runsen und der Höhe der sie umrahmenden steilen Felsen überschreiten. Nach vielen Versuchen, Ab- und wieder Rückwärts-Gehen, kamen wir nach unsäglichen Leiden und beinahe gänzlicher Erschöpfung unserer Kräfte auf den Weg und überschritten dieses erste Bachtal glücklich. Dieselbe Weise wiederholte sich bei jeder der genannten Runsen; immer verloren wir den Weg, gingen zu hoch und mußten ihn wieder mühsam aufsuchen. Alle Hoffnung, Vent zu erreichen, hatten wir beide vollständig aufgegeben. „Aber doch“, sagten wir oft, „müssen wir unser möglichstes tun, um unser Leben zu erhalten, also immer langsam gehen.“

Den letzten Tropfen Weines — es war zwischen 3 und 4 Uhr morgens — hatte ich bereits verzehrt, und essen von dem gefrorenen Speck, Fleisch oder Brot konnten wir wegen Schwäche nichts mehr. So beständig den Tod erwartend, steuerten wir langsam und oft

seufzend dem Vernagtferner an der Zwergwand zu. Auch hier hatten wir dasselbe Schicksal wie vorher bei den Bachrunsen. Die jetzt beginnende Dämmerung ließ uns die Zwergwand erkennen, wir waren also wiederum viel zu hoch, nämlich ganz oben, soweit der Ferner gegen dieselbe und zur Kreuzspitze hinaufreicht. Von hier an uns an die Zwergwand haltend, gingen wir ganz leidlich über den Ferner und darnach in der Richtung des Weges zum sogenannten Eisbache. Da begann zuerst das Tageslicht uns zu erblicken, und damit mein Mut auch um so mehr sich zu heben, als wir die wegen Steinbrüchen und Lawinen, außerdem aber wegen senkrechter Abstürze an den Strecken, wo der Weg in Fels gesprengt worden war, gefährliche Stelle ohne besonderes Hindernis passiert hatten. „Jetzt kommen wir“, sagte ich, „doch leicht nach Vent.“ Es war ungefähr 6 Uhr morgens, und benötigt man im Sommer von da bis Rofen bloß eine gute halbe Stunde zu gehen. „Bis 10 Uhr“, fügte ich bei, „können wir in Vent anlangen.“ Welcher Irrwahn! Kaum waren wir einige Schritte weiter gegangen, so kam gerade über uns eine Staublawine. Ich, ohnedies etwas hinter Cyprian, sprang schnell zurück und war geborgen; er aber hatte sich mit dem Gesicht zur Erde niedergeworfen und stand unbeschädigt, nachdem der Wind sich gelegt, wieder auf. Sofort kamen Lawinen vor und hinter uns und jenseits fast ohne Unterbrechung, endlich auch noch fünf auf uns selbst herunter. Bloß die erste davon riß mich durch die Gewalt ihres Windes einige Schritte hinunter. Ich faßte mich jedoch, warf mich zu Boden, fest in den Schnee mich eindrückend und die Hände in denselben einklammernd, und war gerettet. So machten wir es jedesmal, keinen Augenblick vor Lawinen sicher, wobei der Rückwärtige die Aufgabe hatte, darauf acht zu geben und schnell zu warnen. Leider war dazu, um das Maß des Elends voll zu machen, in der ganzen sogenannten Falle — so heißt dieser Teil des Bergabhanges — vom Winde und Lawinen eine solche Anhäufung des Schnees, daß wir fast bei jedem Schritte bis unter die Achseln einbrachen. Und dennoch war Cyper mit nur wenigen kurzen Unterbrechungen immer mein Vorgänger; meine Kräfte hätten nicht gereicht, dieses öfter und anhaltender zu tun. Endlich kamen wir ungefähr um 12 Uhr mittags zu einer Stelle, wo etwas unterhalb des Weges eine alte kleine Schäferhütte steht. Da unsere Kräfte gänzlich gebrochen waren, gingen wir derselben zu, um dort an sicherer Stelle ein wenig auszuruhen. Dort befand sich Holz, um Feuer zu machen, was ich tat, aber leider kein Geschirr, um mit Schnee und unserm Mundvorrat eine wenn auch ungesalzene Suppe zu kochen. Während ich mich nun damit begnügte, auf die sehr primitive Lagerstätte, die eher für ein Murmeltier, als für einen Menschen geeignet wäre, mich hinzustrecken, trippelte Cyper beständig um das Feuer, sich zu erwärmen suchend, jedoch vergebens; immer heftiger wurde sein Frösteln und Zittern. Nach dreiviertel Stunden Aufenthaltes fragte ich ihn, ob wir gehen wollten. „Ja, es wird gescheiter sein“, sagte er, „hier nützt es uns doch nichts.“ Wir brachen auf, hatten aber mit dem Schnee wieder furchtbar zu kämpfen, wobei Cyper sagte: „Nach Vent komme wenigstens ich nicht mehr.“ Ungefähr um 2 Uhr, als wir kaum ein Viertelstunde weit gegangen waren und auch von Rofen nicht mehr weit entfernt waren, blieb Cyper stehen, lehnte sich an den Schnee und sprach: „Jetzt kann ich nicht mehr.“ Ich sah wohl, daß er durch seine Hingabe zu unserer und besonders meiner Rettung aufs Äußerste erschöpft war. Ihn nachzuschleppen vermochten meine Kräfte unmöglich, somit, sollten wir nicht beide des Todes sein, blieb das einzige übrig, so schnell als möglich nach Rofen zu gehen und von dort dem Cyper Hilfe zu schicken. Schon bei den ersten Schritten, immer bis unter die Arme im Schnee einbrechend, schien es mir unmöglich, das Ziel zu erreichen, und ich war nahe daran, verzagt zu werden, da erblickte ich endlich jenseits der Ache einen Menschen in der Nähe der Brücke. Ich schrie, doch vergeblich, ging also wieder vorwärts an eine lichte Stelle und wiederholte meinen Ruf. Jetzt hörte und erkannte er

mich und stand in wenigen Minuten vor mir. Er war — der gute Mann, der Rofner-Bauer Ferdinand Klotz — in freudigem Erschrecken, mich bei solchem Wetter und zu dieser Zeit hier zu treffen und wähnte, mir helfen zu müssen.“ „Nein“, sagte ich, „der Cyper ist innerhalb des Roten Baches und kommt allein nicht mehr weiter, geh schnell, hilf ihm und laß ihm wenigstens keine Ruhe, damit er nicht einschläft, ich werde von Rofen schon weitere Hilfe holen.“ So schieden wir, und Cyprian war auf diese Weise kaum eine halbe Stunde allein geblieben. — Wie froh war ich jetzt! Als ich nach Rofen kam, wäre ich sogleich weiter zu gehen nicht imstande gewesen. Es war 3 Uhr nachmittags. Den einzigen von den Männern, Nikodem Klotz, der anwesend war, schickte ich sogleich zu Cyprian hinein. Nachdem ich warme Milch genommen und eine Anweisung zur Behandlung Cyprians gegeben hatte, setzte ich, etwas gestärkt, den Weg nach Vent fort, wo ich um 4 Uhr anlangte, nach einem Marsch, mit Abrechnung des Aufenthaltes, von ungefähr 30 Stunden. Ich ließ mir vor allem meine erfrorenen Hände und Füße von einem hiesigen Bauersmann, der dazu ein Mittel besaß, in Kur bringen und erwartete dann, während ich mich erholte, von Rofen eine Nachricht über Cyprians Befinden. Nach eingetretener Nacht kam sie, aber welche: „Der Cyper sei beim Roten Bache in Gegenwart des Ferdinand Klotz verschieden.“ Von letzterem vernahm ich am nächsten Tage folgendes: Ferdinand habe ihn vergebens ermahnt, zu gehen, habe ihn sodann eine Strecke geschleppt, dann habe er, ihn allein weiter zu befördern nicht imstande, ihn hingelegt, worauf Cyprian plötzlich verschieden sei. Nikodem fand ihn bereits im Tode.

Meine Glieder waren am kommenden Tage durch die angewandte Kur schon so hergestellt, daß sie alle ihre Dienste verrichten konnten. An demselben wurde auch Cyprians Leichnam in mein Haus geschafft. Welch ein herzzerreißender Anblick für mich, die erstarrte Hülle dessen zu sehen, der so treu an mir hing und sein Leben für mich hingegeben hatte.

Die Erschließung des Steinernen Meeres

ERICA SCHWARZ

Entscheidend ist nicht seine Höhe, entscheidend ist seine Ausdehnung und sein Charakter. Innerhalb der Berchtesgadener Alpen, die aus neun einzelnen Gebirgsstöcken bestehen, stellt das Steinerner Meer das größte Bergmassiv vor. Im Norden taucht es aus dem Königssee empor, die erste Stufe steil, mehr Fels als Wald, die zweite beruhigter Nachschlag, die dritte hinaufschäumend zur Hochfläche. Im Süden wird das Plateau von Randgipfeln besetzt, die in hohen Felsfluchten in den Pinzgau stürzen; nach Osten, Nordosten, Westen und Nordnordwesten bestehen Verbindungen zu vier anderen Gebirgsstöcken — ein massiger, zentraler Punkt, ein Riesenkörper. Seine höchste Erhebung bleibt fast dreihundert Meter unter dem Hochkönig und fast sechzig Meter unter dem Watzmann. Aber wo gibt es noch einmal diese hinziehenden steinernen Wellen, Weiten und die Einsamkeit, die fühlbar, hörbar, sichtbar sind? Nichts als zerfressene, zerspülte Karrenfelder, rauhe Platten, auf denen der Schritt hohl klingt. Der Nebel, der Sturm, der peitschende Regen, der flockende Schnee, alles zerrinnt ins Weglose, Uferlose und allgegenwärtig ist die Gefahr: Das Steinerner Meer ist ein hochalpines Gebirge.

Ausgedehnt, hochalpin, schön. Die Sonne auf dem silbrigen Gestein, der Blumenregen in den verlorenen Schneetälchen, Mankeipfiff und rote Inseln der Alpenrosen, die weitgebreiteten Äste der Zirben, der türkisfarbene, klare Blick der Blauen Lacke, der Funtensee mit Almhütten, Weidevieh, Brennhütte, Teufelmühle und Riemannhaus, das Gamsrudel, die Steinböcke, ein Edelweiß über kühlem Abgrund.

Das Steinerner Meer ist eine Welt für sich. Auch eine Welt der Menschen? Trotz mehr als 150 Jahren Erschließungsgeschichte, trotz Häusern, Hütten, Wegen, Anstiegsrouten, Markierungen, Skigipfeln, ist es nur bedingt eine Welt der Menschen, stärker sind die Vorbehalte der Bergnatur.

„Ein Felsentheater wunderbarer Art stellt sich dem erstaunten Auge dar. Der ganze Boden sowie jedes Geklüft, jede emporragende Klippe erscheint ausgespült, ausgeschwemmt und vom Gewässer in die verschiedensten Formen zersägt. Die ungebildetsten Menschen sprechen da von den Merkmalen der Sindfluth, auch wohl von einer Zeit, da dieses hohe Becken ein tiefer See gewesen sey. Führte das ungeheuere Steinfeld nicht schon seit undenklichen Zeiten den Namen des Steinernen Meeres, so würde es ihn jetzt noch erhalten.“

Michael Vierthaler, kaiserlich-königlicher Rat, der diese Zeilen schrieb, kam zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach Berchtesgaden. Er gilt als erster Tourist, der in das Steinerner Meer vordrang und darüber berichtete.

„Man braucht beynahe drey Stunden, um das Steinerner Meer der Breite nach zu durchschreiten. Um den Pfad, zumal bey dichtem Nebel, nicht zu verlieren, ist er mit Dauben oder steinernen Männchen bezeichnet. Trotz dieser Vorsicht erreignet sich mancher Unglücksfall. Wenige Jahre vor uns sind hier zwey Männer, welche ein Sturm überfallen hatte, im höchsten Sommer erstarrt . . .“

Solche Unfälle, vom Volksmund oft dramatisiert und schnell verbreitet, hielten die Menschen ab, sich dem Gebirge zu nähern und es dauerte verhältnismäßig lang, ehe im Steinernen Meer die Erschließung einsetzte. Selbst Valentin Stanig, der mutig Watz-

mann-Mittelspitze und Hohen Göll erstieg, blieb dem Steinernen Meer und seinen Gipfeln fern. Nur Hirten, Jäger, Almleute, Wurzelgraber und Wallfahrer kamen regelmäßig wieder.

Das Steinerne Meer wurde früher „Verlorene Weide“ genannt. Vermutlich rührt diese Bezeichnung von einer Sage her, die das Strafgericht Gottes über verschwenderischen und frevelhaften Lebenswandel schildert — ähnlich wie die Sage von der „Übergossenen Alm“ am Hochkönig. Dieser Gedanke liegt insofern nahe, als das Steinerne Meer früher statt einer verkarsteten Hochfläche üppigen Pflanzenwuchs getragen haben soll. Es kann jedoch möglich sein, daß der Periode der Verkarstung eine Zeit voranging, in der die Vegetation, die in den unteren Stufen der nördlichen Abdachung so üppig ist, weiter hinaufreichte und die Höcker und Wellen der Hochfläche übergrünte. Da das Steinerne Meer 1734 erstmals urkundlich als „Verlorene Weide“ erwähnt wurde, dürfte ein Zeitabschnitt der intensiven Beweidung und Fruchtbarkeit weit zurückliegen.

Daß Jäger und Hirten den einen oder anderen Gipfel von geringeren Schwierigkeiten, etwa den Viehkogl, das Tote Weib, bestiegen haben, ist als sicher anzunehmen. Auf der Suche nach verlorenem Vieh, nach verborgenen Standplätzen des Wildes oder nach unausgenützten Weideplätzen stieg mancher beherzt in die Höhe, um den Punkt zu erreichen, der die größtmögliche Übersicht gewährte: den Gipfel.

Almwirtschaft wurde auf den sonnigen Hängen unter den Südabstürzen von Pinzgauer Bauern und in den der Hochfläche nördlich vorgelagerten Stufen von Berchtesgadener Bauern betrieben. Funtensee, Feld, Oberlahner, Unterlahner, Halsalm, Sageregg, Grünsee, Wasseralm, Schabau, Sonntagalm, Neuhütten und noch mehr Almen waren bestoßen, die Arbeit war schindend, der Ertrag gering. Aus den Pinzgauer Tälern wurden Schafe aufgetrieben, die, halb verwilderte Rudel, monatelang sich selbst überlassen waren, bis sie im Herbst zusammengefangen und abgetrieben wurden.

In der Röt und am Funtensee hatten die Fürstpropste des Hochstiftes Berchtesgaden an eine Familie Grassl „unterm Stein“ (Unterstein) das Recht vergeben, Enzianwurzeln zu graben und zu brennen. In einem Gesuch an die Gemeinde Unterstein beschreibt einer der Grassls sehr anschaulich, wie schwierig diese Arbeit, insbesondere in der Röt war, wo sie mit dem in Holzlageln gefüllten Branntwein über „die hohe Röthwand“ absteigen mußten.

Am Tag des hl. Bartholomäus, am 24. August, kamen die Wallfahrer aus dem Pinzgau über das Steinerne Meer nach St. Bartholomä am Königssee, wozu sich auch Almbauern und Sennerinnen des ganzen Königsseegebiets einfanden. Aber die Wallfahrt fand auch in der entgegengesetzten Richtung statt, wenn die Berchtesgadener Almleute vom Steinernen Meer das Gnadenbild in Alm am Südfuß der Schönfeldspitze besuchten. Mancher glaubte sein Ende sei gekommen, wenn er schwankenden Fußes die Tauernwand (Ramseider Scharte) hinabstieg oder in Sturm und Nebel auf der Hochfläche die Richtung verlor. Später, wenn er geborgen am Feuer saß, berichtete er von seinen Abenteuern und sagte, der Hundstod sei nichts anderes als die zu Stein erstarrte Meute des grausamen Watzmann. Er erzählte vom Teufel, der am Funtensee seine Goldstücke mahlt und vom Bauern in der Wildalm, der keine Erlösung findet.

Das Steinerne Meer war in gleichem Maße bekannt wie unbekannt, verlassen wie bewohnt: der seltsamste Zustand, der über ein Gebirge verhängt war. Er dauerte so lange, bis die ersten Bergsteiger kamen und über das Vorgefundene berichteten.

Während Michael Vierthaler seine Aufmerksamkeit zwischen Geschichte, wirtschaftlichen Verhältnissen, Sehenswürdigkeiten und alpinen Beobachtungen teilt, wendet Kyselak, der 1820 das Steinerne Meer überschritt, seine Interessen vor allem dem Berg-

steigerischen zu. Er dramatisierte manches, vor allem in den Kapitelüberschriften, und war wegen seiner roten Gipfelkleckerei berüchtigt.

So ist der Berchtesgadener Abschnitt wie folgt betitelt: „Wie Herr Kyselak sich beinahe erschießt, in einer Alphütte fast geselcht wird, unter vielen Mühsalen über das Steinerne Meer wandert, während eines Alpengewitters den Jüngsten Tag gekommen glaubt und endlich glücklich in Saalfelden einzieht, wo man ihn für einen Landstreicher hält...“ Kyselak nahm, ausgerüstet mit Gewehr, Steigeisen und Schäferhund, seinen Weg durch die Saugasse. Absteigende Käseträger lösten Steinschlag aus, dem Kyselak auszuweichen versuchte. Während er stürzte, entlud sich sein Gewehr, ohne jedoch Schaden anzurichten. Am nächsten Tag wandte sich Kyselak der Schönbühlhütte zu. Dort traf er den Schafhirten Rohrmoser, der ihm erzählte, einer seiner Vorgänger sei voriges Jahr in dieser Hütte gestorben, ohne daß ein Mensch es gemerkt habe. Erst als die Bauern gekommen seien, um ihr Vieh abzuholen, hätten sie gesehen, was geschehen war.

Und nun Kyselak: „Wir passierten das Felsental Schönbüchl, um den Hohen Hundskopftod zu ersteigen. Wild droht er herab auf das verödete Thal, als hätte sein Blick es verwüstet... Sodann ging die Wanderung auf die schroffe Alpe hinan, welche mit ihren Felszacken beynahe Stufen zum Hinanklettern bildet. Wer vom Schwindel, diesem eingebildeten Übel, nichts weiß, wird den Hohen Hundskopftod gefahrlos besteigbar nennen.“

Trotzdem erreichte er den auserwählten Gipfel nicht, denn als der Hirte verschwunden war, um verlorene Schafe einzufangen, stürzte Kyselak schwer. Das führte er auf zweitägiges Fasten, seinen Sturz am vorhergehenden Tag, eine fast schlaflos verbrachte Nacht, Wassertrinken und Schneewaten zurück. Er fand den Weg zur Hütte, dort traf er den Hirten wieder, der ihm „nun schwarzes, durch Kleie und Schimmel beynahe ungenießbares Brot in einer Maß Ziegenmilch aufsott“. In der folgenden Nacht tobte ein Hochgewitter und der Hirte fragte ihn, ob er das Winseln vom Hohen Hundstodkopf höre. „Schauder überließ mir den Rücken, ich hatte noch nie solch ein Wetter erlebt... Der Schnee drang, vom Winde gejagt, durch die zahlreichen Fugen der Dachbretter, auf Decken und Haupt. Ich stieg hinab und machte Feuer. Mich an denselben halb bratend, brachte ich bei Kienspan die Ereignisse der letzten Tage zu Papier, bis der Morgen erschien... Mehrere Stunden hatte ich keine Hoffnung, meinen Fortmarsch zu beginnen. Endlich legte sich der Sturm und Rohrmoser, mich eine Strecke begleitend, wies mir im Felsentale den schwarz markierten, zwischen Kalkgerölle eingesenkten Grenzstein, der kaum einen Schuh emporragend, doch eine so wesentliche Rolle spielt. Ich war nun auf salzburgischem Boden... Der Hirte bat mich, ihm zur Beruhigung, daß ich glücklich die hohe Tauernwand erstiegen, oben einige Schüsse als Signal zu opfern. Geschähe dies nicht innerhalb zwey Stunden, so würde er bald nach zu kommen trachten, wenn auch seine Schafe darüber Schaden litten.

Mit Rührung nahm ich Abschied von Rohrmoser, wie von einem Freunde, den mich jahrelanger Umgang schätzen gelehrt hatte.“

Die Erschließung des Steinernen Meeres stieß auf besondere Schwierigkeiten. Die bergsteigerischen Interessen im Pinzgau konzentrierten sich auf die Hohen Tauern und nicht auf jene Felsmauer, durch die nur Steige führten, die wegen ihrer Gefährlichkeit in Verruf standen. Außerdem war der Zugang im Norden ungünstiger, weil man sich zuerst über den Königssee rudern lassen mußte. In St. Bartholomä gab es zwar ein Gasthaus, jedoch keine Möglichkeit, zu übernachten. Eintägige Erkundungsfahrten waren daher ausgeschlossen, man mußte die schlechte Unterkunft auf den Almen in Kauf nehmen, die noch dazu auf die Zeit zwischen Anfang Juli und Ende August beschränkt war, denn für die Hochleger im Steinernen Meer waren Weiterstürze äußerst gefährlich. Sie konnten nur durch recht-

zeitigen Rückzug auf die Niederleger vermieden werden. So schrumpfte die Zeit, die bergsteigerisch zu nützen war, auf etwa sechs Wochen zusammen.

Weiter erschwerend erwies sich die Größe des Gebietes. Es war nicht ein Berg allein, es war ein ganzes Gebirge, in dem sich der Bergsteiger zurechtfinden mußte. Nur von wenigen Punkten aus ist die Gesamtausdehnung überschaubar, immer wieder schieben sich Erhebungen dazwischen, die die Übersicht erschweren. Talungen, Höcker, Buckel, Riffe, Grasbänder, Senken bilden eine Landschaft der Verwirrung. Wer von Norden den prägnantesten Gipfel, die Schönfeldspitze, ansteuert, steigt Stunden und Stunden, ehe er den Berg zu Gesicht bekommt. Wer von Nordwesten, dem Hundstodgatterl, kommt, kann keine zeitsparende Diagonale ziehen, um an den Fuß der Schönfeldspitze zu gelangen, er muß sich, um Zeit zu gewinnen, an den Umweg der markierten Wege halten. Wer es von der Röt aus versucht, braucht außer Karte und Kompaß noch die Gabe des Orientierungssinns, um das Ziel zu erreichen. Wie schwierig es für die ersten Bergsteiger war, sich zurechtzufinden, geht daraus hervor, daß es auch heute noch äußerst gefährlich ist, Markierungen zu verfehlen oder zu verlassen. Immer wieder gibt es Passagen, die sich ähneln, man glaubt, auf der richtigen Fährte zu sein, während man sich in Wirklichkeit immer weiter entfernt. Es bedurfte eines Bergsteigers von außergewöhnlichen Fähigkeiten, um Erfolg zu haben.

Dieser Mann war Peter Carl Thurwieser, Theologieprofessor in Salzburg. Als Bergsteiger unerschrocken, oft kühn, war er von bewunderungswürdiger Ausdauer und unvorstellbarer Bescheidenheit. Wie oft pries er das reine, frische Quellwasser, wie oft labte er sich an Kresse, die er in einem Bach fand und die, ergänzt durch ein Stück Brot, für ihn ein köstliches Mahl bedeutete. Anlässlich seiner Hochkönig-Erstbesteigung (1826) schrieb er vom Protest seiner Gefährten gegen das Stück Gemse, das er „mit größtem Appetite“ verzehrte, während sich die Eßlust der anderen infolge des heftigen Geruchs, welchen das Fleisch angenommen hatte, stark verminderte.

Thurwieser beschränkte seine bergsteigerische Tätigkeit nicht allein auf die Berchtesgadener Alpen und die Salzburger Voralpen, er kam in die Hohen Tauern, in den Wilden Kaiser, in die Zillertaler Alpen. Er scheute keine langen Anmärsche und kein schlechtes Nachtlager. Seine Erstersteigungen beweisen seine hohe alpine Taktik, sein untrügliches Gefühl für die Wegführung.

Thurwieser, der richtige Mann für das Steinernes Meer! Als er 1825 zum erstenmal kam, näherte er sich dem Gebirge von der Westseite her. Die Große Kallbrunnalm, nahe dem Anstiegsweg, diente als Stützpunkt, weiter oben die Mitterkaseralm. Schon 1783 hatte der Ingolstädter Botanikprofessor Franz von Paula Schrank diesen Weg gewählt zur Besteigung des Seehorns. Schrank war der erste Bergsteiger in den Berchtesgadener Alpen, jedoch weniger aus alpinen als aus wissenschaftlichen Motiven. Thurwieser schwenkte nicht, wie Schrank, nach links zum Seehorn, das noch zur Südlichen Wimbachgruppe gehört, er verfolgte die Richtung weiter auf die Dießbachscharte, die zwischen Schindlkopf (2353 m) und Großem Hundstod (2594 m) liegt. Er und seine Begleiter wählten den Hundstod, den Beherrscher des westlichen Steinernen Meeres, zum Ziel. Die Besteigung war unerschwerig, jedoch mühsam, für Thurwieser ungemein informativ und richtungweisend: Schönfeldspitze!

Dieser noble Gipfel war noch unerstiegen. Mit 2651 m ist die Schönfeldspitze um 4 m niedriger als die höchste Erhebung, das Selbhorn. So schön, so imponierend die Schönfeldspitze erscheint, so wenig prägnant ist das Selbhorn. Von den Ledererköpfen, die dem Funtenseetauern östlich angegliedert sind, zieht ein langer Grat nach Süden, eine wesentliche Orientierungsbarriere. Die beiden Senken des Gratzuges, Niederbrunnsulzen, 2377 m,

nördlich, und Hochbrunnsulzen, 2277 m, südlich, sind wichtige Übergänge: Über Niederbrunnsulzen führt der Weg vom Funtensee in die Vordere Wildalm, zur Blauen Lacke, einem winzigen Seelein, und in die Röt; über Hochbrunnsulzen geht es weiter auf das Brandhorn, zur Torscharte und auf den Hochkönig. (Zu beachten ist, daß Hochbrunnsulzen niedriger ist als Niederbrunnsulzen.) Südlich von Hochbrunnsulzen wirft sich der Grat immer höher auf, bis er endlich im Selbhorn (2655 m) gipfelt — weder der Grat noch die Flanken sind interessant, nur durch die südlichen Abstürze führen Kletterwege. Der erste Tourist auf dem Selbhorn war vermutlich A. Ka indl 1860.

Thurwieser befand sich in Gesellschaft von Erzbischof Fürst Schwarzenberg, als er 1830 die Schönfeldspitze in Angriff nahm und die Erstersteigung ausführte. Er wählte die Route über die Buchauerscharte, die wenigen Kletterstellen waren leicht zu überwinden, auf dem Gipfel wurde ein Steinmann errichtet: Thurwieser war der würdige Mann für den schönsten Gipfel des Steinernen Meeres.

Unter den nächsten Besuchern dieses Berges befand sich F. F. Tuckett, der große englische Alpinist, der mit einigen Gefährten das Steinerne Meer überschritt und sich dabei für die Schönfeldspitze entschied. Da Tuckett den Übergang Saalfelden — Ramseider Scharte — Funtensee — Königssee machte, kam er wahrscheinlich aus den Dolomiten.

Neues war fällig. Die Hauptgipfel des Steinernen Meers waren erstiegen, ab und zu kam ein Tourist, der den Übergang vom Königssee nach Zell am See machte. In Anbetracht der riesigen Ausmaße des Gebirges bedeutete das nicht viel, denn die meisten Gipfel waren noch unbetreten, der östliche Teil sogar vollkommen unbekannt. Es wurde Zeit, daß sich jemand näher, eingehender mit dem Gebirgsstock befaßte, und seine Kenntnisse darüber auch veröffentlichte.

1868 wurde der Gerichtspraktikant Dr. Hermann Freiherr von Barth nach Berchtesgaden versetzt. Barth hatte damals erst geringe Beziehungen zu den Bergen. Wohl waren sie ihm vertraut, da sie als blaue geschwungene Kette den Hintergrund der bewegten Vor-alpenlandschaft, seiner Heimat, bildeten: Schloß Eurasburg bei Wolfratshausen.

Die schöne Berchtesgadener Landschaft, seine Neigung zum Alleinsein, der stark ausgeprägte Trieb, Neues zu entdecken, eine ihm selbst noch nicht bekannte sportliche Leidenschaft, ein vorzüglicher Orientierungssinn lockten und zogen ihn auf die Berge. Er begann systematisch mit kleineren Aufgaben, steigerte Leistungsfähigkeit, Erfahrung und Unternehmungsgest und bildete sich so zum zuverlässigen, bewährten Bergsteiger, er erzog sich selbst. Barth war, wie Pater St. Steinberger und J. Weilenmann, Alleingänger. Er war zu beschäftigt mit dem Studium der topographischen Verhältnisse, der orographischen Gegebenheiten, mit Orientierung und Geologie, als daß er einen Gefährten gebraucht oder vermißt hätte. Er stellte hohe Anforderungen an sich. Seine Tagesleistungen waren oft gewaltig und immer wieder vergaß er den notwendigen Proviant. Schon wegen dieser Genügsamkeit und äußerster Anspruchslosigkeit war er für die fällige Aufgabe geeignet, mehr aber noch wegen seiner Systematik, gründlichen Erforschung und Durchdringung. An Ort und Stelle machte er jeweils seine Notizen und Zeichnungen; zu Hause verfaßte er dann auf Grund seiner Unterlagen Aufsätze, die an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Nachdem Barth die niedrigeren Gipfel besucht hatte, bestieg er im Juni 1868 Viehkogl und Funtenseetauern; eine zweite Orientierungstour erfolgte im Juli, er stieg über Drischübl auf den Großen Hundstod. Am 17. Juli ging er von der Salet-Alm über Sagereggwand auf das Halsköpfl und weiter über Schwarzsee und Grünsee auf die Feldalm und von hier nach Funtensee. Tags darauf machte er sich auf den Weg zur Schönfeldspitze, vielleicht hielt auch er sie für den begehrtesten Gipfel, vielleicht hoffte er, von hier

informative Einblicke zu gewinnen. Unterwegs traf er einen Schaffhirten aus dem Pinzgau, der ihn begleitete. „Am Feld traf ich einen Schaffhirten, der nach meinem Ziele mich führen zu wollen sich bereit erklärte, denn ohne Führer an der Schönfeldspitze meine Sporen verdienen zu wollen, kam mir damals noch nicht in den Sinn. Und wir wanderten anderen Morgens über das Steinernc Meer und stiegen hinauf zur Zinne, nach welcher ich verlangt und mein Führer war voll des Lobes über den ‚Herrn‘, mit welchem er sich so leicht getan, ich aber war unzufrieden in dem Gedanken: Das hätte ich allein auch gekonnt! — Und die Schönfeldspitze trug das ihrige, und in gewichtigem Maße das ihrige dazu bei, die Selbständigkeit des Bergsteigers in mir zur Reife zu bringen.“

Am 7. August machte sich Barth abermals auf den Weg, Richtung Hirschbichl. Noch war es nicht entschieden, wohin die Bergfahrt endgültig gehen sollte, doch als er am Abend des nächsten Tages auf den Mitterkaseralmen im oberen Dießbachtal ankam, reifte allmählich der neue Plan. Denn für Barth, den Systematiker, war das Steinerne Meer noch nicht abgetan.

„Das Steinerne Meer wird in zwei Richtungen der Quere nach (Ramseider Scharte — Funtensee und Buchauer Scharte — Funtensee — Königssee) überwandert und es scheint gerechtfertigt, dasselbe den bekannteren Gebirgen der Nördlichen Kalkalpen beizuzählen.

Dem ist jedoch nicht so. Allerdings ist die Strecke zwischen dem Südufer des Königssees und der Schönfeldspitze eine ziemlich häufig begangene und von vielen Touristen bekannte, aber man würde gewaltig irren in dem Glauben, den Begriff des Steinernen Meeres auf diesen Gürtel beschränken zu dürfen. Stundenweite Karrenfelder dehnen sich östlich und westlich dieser Strecke aus, mächtige Bergrücken, kühn erhobene Gipfel bauen sich aus ihnen empor, die der Bergtourist auf seiner Wanderung über den Funtensee in den Pinzgau kaum dem Namen nach kennenlernt. Die Breite des Steinernen Meeres wird an keiner Stelle viel mehr als drei Stunden betragen, aber die Längenausdehnung des riesigen Hochplateaus wird auf acht bis neun Stunden veranschlagt werden dürfen. Die Teufelshörner, das oberste Blühnbachtal, der Absturz der Übergossenen Alpe im Osten — der Hundstod und das Diesbachtal im Westen — das sind die Grenzen des Steinernen Meeres, dessen wahre Ausdehnung hiernach für jeden mit der Gruppierung des Berchtesgadener Gebirge einigermaßen Vertrauten leicht zu ermessen ist.

Nicht eine Wanderung in nord-südlicher, sondern eine solche in west-östlicher Richtung macht uns daher mit dem Steinernen Meere, wenn auch nicht vollständig, so doch etwas genauer bekannt . . .“

Barth traf eine überzeugende Einteilung des Gebirgsstockes, er unterschied einen westlichen Teil zwischen Hundstod — Dießbacheck und Viehkogl, einen mittleren Teil, der aus dem Königssee in drei Höhenstufen: Sageregg, Grünsee und Funtensee aufsteigt zur Hochfläche und bis zur südlichen Randkette zieht; schließlich einen östlichen Abschnitt zwischen Funtenseetauern — Selbhorn — Torscharte und Teufelshörnern. Auch die vier großen Bergbrücken, die das Steinerne Meer mit anderen Gebirgsstöcken verbinden, waren ihm bekannt: Hundstod — Rotleiten mit der dem Hochkaltermassiv angehörenden Südlichen Wimbachgruppe, Drischübl mit dem Watzmann, Teufelshörner mit dem Hagengebirge, Torscharte mit dem Hochkönig.

Barth wandte sich von Mitterkaser der Dießbachscharte, 2132 m zu, hielt dann nach Südwesten und erstieg den Schindlkopf, 2353 m.

„Auf eine weite Strecke lag nunmehr die Kette, deren Kamm ich am heutigen Tage zu übersteigen gedachte, vor mir. Mein nächster Weg war mir klar und bestimmt vorgezeichnet; auf eine geringe Entfernung vom Schindlkopf südwärts zeigten sich die Abfälle des Gebirgszuges ins Steinerne Meer hinein gangbar, weiter hinaus nahmen nach dieser

Seite kahle, unzugängliche Wände überhand, während am entgegengesetzten Abhange grüne Plätze die Möglichkeit in Aussicht stellten, Hindernissen der Gratschneide auszuweichen. Eine starke Abbiegung des Kammes ins Steinerne Meer, seine neuerliche Erhebung zu einem flachen Rücken verwehrt einen sicheren Ausblick nach der unmittelbaren Fortsetzung, welche sich in der Rückkehr des Gebirgszuges zu seiner ursprünglichen Richtung in schroffen, zackigen Felserhebungen darstellte, von scharfen Abrissen sich unterbrochen zeigte und der beabsichtigten Bergwanderung eine keinesfalls leichte Aufgabe verhielt. Die gewaltig erhobene Kegelpyramide des Mitterhorn schien die ganze Kette zu schließen.“

Hierauf setzte Barth seinen Weg fort, gewann auf Umwegen das Hollermaißhorn, 2319 m, dann das Achselhorn, 2470 m, das Aulhorn, 2474 m.

„Ich habe von dieser Kletterpartie im wüsten Felslabyrinth eine ziemlich unklare Erinnerung zurückbehalten, die in ihrer starren Einförmigkeit doch stets wechselnde Bilder einer bis ins kleinste Detail gehenden wilden Zertrümmerung zeigt . . . lebhaft aber entsinne ich mich noch des Betretens jener äußersten Felsecke, von welcher der schmale Grat in gewaltigen Sätzen zur tiefen Scharte abstürzt, während jenseits derselben in greifbarer Nähe die wilde Pyramide des Mitterhorns (2475 m) sich erhebt.“

„Ich machte mir bei meinen damaligen Bergwanderungen den Scherz, auf hohen Gipfeln mit schwarzer Farbe meinen Namen zu verewigen, genügte denn diesem Bedürfnisse auch auf dem Mitterhorn, worauf ich dasselbe alsbald wieder verließ und in schnellem Abstiege die Scharte an seinem südlichen Fuße erreichte. Der Verbindungsgrat zum Breithorn hinüber zeigte sich aus so schmalen Felsblättern zusammengesetzt, daß mehrere derselben nur rittlings passiert werden konnten; zur Linken fallen Steilwände ein paar hundert Fuß tief auf das Hügelplateau des Steinernen Meeres, zur Rechten dagegen senkt sich ein außerordentlich stark geneigter Abhang völlig kahler Platten ab, welcher ein wohl tausend Fuß tiefer gelegenes, ödes Trümmerkar in amphitheatralischem Halbbogen umspannt.“

Ein Felssturm in der Scharte machte Barth zu schaffen, doch schließlich war der Weg zum Breithorn, 2496 m, frei. Auf dem Gipfel stellte er fest, daß er seine Farbe auf dem Mitterhorn vergessen hatte; er nahm es als Wink, künftig seine Anwesenheit nicht mehr derartig zu vermerken. Schließlich entdeckte er Touristen, die auf der Ramseider Scharte ankamen. Damit er sich ihnen nach Funtensee, wo er übernachten wollte, anschließen konnte, verließ er ohne weitere Rast den Gipfel.

Er beschloß, am nächsten Tag seinen Weg nach Osten fortzusetzen und versuchte, von den anwesenden Hirten Auskunft einzuholen.

„Plötzlich trat ein junger, stämmiger Bursche hervor mit der Behauptung, er wisse auf den ‚Ewigen Schnee‘ hinüber. Diesen Übergang, dessen Möglichkeit so vielfach bestritten wird, zu versuchen, war ganz nach meinem Sinne, nachdem mir der Hirte noch mehrmals die Versicherung seiner eigenen persönlichen Kenntnis dieses Weges gegeben hatte, bestellte ich ihn mir als Führer für den kommenden Morgen.“

Über die Feldalm gelangten sie tags darauf in „eine eingeengte, mit zahlreichen Felstrümmern überworfenen Gasse, welche ebenso wie das Gebirge, welches sie herabsendet, teils die weißlichgraue Farbe des Kalks, teils die ziegelrote des Lias zeigt. Sie benahm uns längere Zeit fast jede Aussicht und wir mochten bereits über eine Stunde unterwegs gewesen sein, als der nunmehr umgangene kurze Rücken des Schottmalhorns von unserer rechten Seite zurückwich und den Überblick eines neuen Abschnittes des Steinernen Meeres eröffnete.“

Seine tote Einförmigkeit bot auch hier das gleiche Bild eines weitgespannten, vom Winde in wellenförmige Bewegung gesetzten grauen Tuches und nur die sich aus der

kahlen Fläche emporschwingenden Felshebungen vermochten das Auge durch Formenreiz zu fesseln . . . Eine weitere halbe Stunde des Ansteigens brachte uns auf den Höhenrücken der über das ganze Plateau hinlaufenden Terrainwelle und öffnete uns den Blick über das Gebiet der Wildalm, auf eine neue, bisher ungeahnte Aufeinanderfolge von Steinwüsten, auf die Rosentalgrube als erstes Quertal in der Hochebene des Steinernen Meeres.“

Sie überquerten die Wildalm, den Blick auf den Felskamm des Langedcks oder Blassen Hunds gerichtet. Neue Gipfel tauchten auf, zuerst das Selbhorn, 2655 m, Hochstreif, 2596 m, Bonegg, 2614 m, Scharegg, 2538 m, und das Wildalmkirchl, 2597 m, von dessen „Turm“ Barth sagt, er werde für unbesteigbar gehalten. Sie stiegen zum Blassen Hund — Gesamtzeit ab Funtensee etwa 4 Stunden — und begannen nach kurzer Rast den Abstieg zur Torscharte. Dabei erkannte Barth immer mehr die Unzuverlässigkeit seines Führers, der den richtigen Abstieg nicht fand, in Schwierigkeiten wegen des Weiterwegs geriet und schließlich gestehen mußte, daß er die Tour noch nie gemacht habe. So stieg Barth nach Hintertal ab und gleich weiter aufwärts zu den Mühlbachalmen, um am folgenden Tag durch das Birgkar den Hochkönig zu erreichen — ohne Führer. Doch der gewünschte Übergang war ihm nicht gelungen.

„ . . . und ich lege mich endlich zur Ruhe mit dem frohen Bewußtsein, meine abenteuerliche Irrfahrt von einem Ende der Berchtesgadener Gruppe zum andern würdig abgeschlossen zu haben. Mit dem schmalen Geldreste, den die völlig improvisierte Tour in meiner Tasche zurückgelassen, mich noch bis Berchtesgaden durchzulavieren, dieses Kunststück verbleibt dem morgigen Tage . . . “

Schließlich kam Barth noch einmal in das Gebiet der Röt und hier glückte ihm die Ersteigung und die erste Überschreitung der Teufelshörner.

Neun Jahre später gelang dem großen Berchtesgadener Bergführer Grill-Kederbacher mit Gottfried Merzbacher, was Barth vergeblich versucht hatte: einen direkten Übergang vom Steinernen Meer zum Hochkönig zu finden.

Damit ist der erste Teil der Erschließungsgeschichte des Steinernen Meers beendet. Die meisten Gipfel waren bestiegen und das Gebirge nach allen Richtungen durchwandert, durchstreift, erforscht — es wurde Zeit für eine neue Phase der Erschließung.

Sie begann 1875 mit der Gründung der Alpenvereins-Sektion Berchtesgaden.

Immer mehr Bergsteiger machten den Übergang vom Königssee nach Saalfelden, manche bestiegen auch diesen und jenen Gipfel. Vor allem wurde das Breithorn, das sich unmittelbar an der Ramseider Scharte erhebt und kaum mehr als eine Stunde Aufstiegszeit beansprucht, als glänzender Aussichtsberg bald bekannt.

Allein, die Wegverhältnisse waren denkbar ungünstig und ebenso die Beherbergung. Die Strecke zwischen Ramseider Scharte und dem auslaufenden Kar war nicht nur schlecht, sondern gefährlich und sie erforderte Schwindelfreiheit. Schwerer zu finden war der Steig zur Buchauer Scharte, die außerdem für die meisten einen erheblichen Umweg bedeutete.

1874 hatte die Sektion Pinzgau einen Beschluß gefaßt, der die weitere Erschließung, vor allem die Anlage eines Steiges durch das Steinerne Meer betraf. Dieser Weg sollte Saalfelden mit dem Königssee verbinden. Man hoffte, daß durch eine Sektion in Berchtesgaden diese Pläne gefördert würden und regte daher die Gründung der Sektion Berchtesgaden an.

Als 1875 die Sektion Berchtesgaden erstand, wurde noch im gleichen Jahr eine Versammlung abgehalten, bei der die salzburgischen und chiemgauischen Sektionen vertreten waren. Der Erfolg war die Bildung einer Arbeitsgemeinschaft, die sich 70 Jahre lang bewährte. Der Sektion Berchtesgaden wurde die Markierung des Steiges mit Stangen und

Farbe übertragen, während die Sektion Pinzgau den Wegbau auszuführen hatte. Gewählt wurde die Strecke Saalfelden — Ramseider Scharte — Funtensee — Grünsee — Saletalm.

Das hatte Vor- und Nachteile. Der Weg über den Grünsee war landschaftlich schöner und vermied die gefährliche Stelle an der Schrainbachwand, dafür war er länger und vor allem war es ungewiß, in Salet ein Boot zu finden.

Barth schrieb darüber: „Zum Anstieg durch die Saugasse ließ man sich an der Wand des trockenen Holzsturzes (zwischen Eisbach und Schrainbachfall) vorbeirudern. Dadurch vermied man das berühmte Schmalzsteigl, welches an der Felswand als äußerst schmales Steiglein aus einzelnen, in den Fels gehauenen Tritten bestehend, entlang leitete. Es gehörte diese, wenngleich kurze Strecke, an der genannten Wand vorbei zu einer der schwierigsten Bergpartien in dem Berchtesgadener Gebirge. Vollständige Schwindelfreiheit ist hier unerlässlich, es ist auch für den an solche Passagen Gewöhnten ein eigentümliches Gefühl, in das dunkle Wasser hinabzublicken. Als Vorsichtsmaßregel möchte ich hier das Ausziehen der Schuhe empfehlen, nicht so sehr des sicheren Trittes, als der Möglichkeit des Schwimmens wegen für den Fall, daß man den Halt verlieren und in den See stürzen würde.“

Der Anfang stellte der neugegründeten Sektion genug Probleme, denn das Arbeitsgebiet wurde auf die gesamten Berchtesgadener Berge ausgedehnt, Markierungen und Wegarbeiten auf Watzmann, Untersberg und Reiteralpe waren ebenfalls dringend notwendig.

Im Vordergrund jedoch stand das Steinernes Meer. Die Sektion bemühte sich um eine Unterkunftsmöglichkeit und 1879 konnte sie vom Forstamt eine Holzhütte erwerben, die vom heutigen Unterkunftshaus etwa 200 m entfernt lag und Platz für 20 Personen bot. Gleichzeitig richtete man nun doch den Weg von St. Bartholomä nach Schrainbach. Der Grünseeweg war 1877 eröffnet worden. Er bewährte sich zwar im Aufstieg, weil in Königssee stets Schiffe bereitstanden, aber nicht im Abstieg, denn die Touristen mußten meistens auf dem zeitraubenden Seesteig bis zum Reitel laufen und dort lange rufen, bis sie nach St. Bartholomä übergesetzt wurden. Auch die Saugasse und das Stück oberhalb Oberlahner wurden verbessert.

1885 lud die Sektion Pinzgau zur Eröffnung des Riemannhauses auf der Ramseider Scharte ein. Dieser Stützpunkt war ein wichtiger Beitrag innerhalb der Erschließungsgeschichte, weil man von hier aus weiterging, um den Aufstieg zum Breithorn und später auf die Schönfeldspitze und die Buchauer Scharte zu markieren.

Gleichzeitig wurde von Funtensee ein Weg auf den Funtenseetauern angelegt. Die Nächtigungszahlen stiegen, auch Tagesgäste kamen und bald stand man vor der Erkenntnis: Die Hütte wird zu klein!

Deshalb beschloß man, die alte Hütte, bedeutend vergrößert, an einer günstigeren Stelle oberhalb des Funtensees zu verlegen, mit Platz für 50 Personen.

Es stellte sich bald heraus, daß diese behagliche Hütte dem Ansturm von Bergsteigern und Bergwanderern wieder nicht genügte, und Notlager auf Bänken und Tischen eingerichtet werden mußten. Neuerdings stand man vor derselben Frage, doch diesmal entschied man sich für einen großzügigeren Neubau. Die alte Hütte wurde als Wirtschaftsgebäude belassen, das neue Haus enthielt nur Zimmer und größere Schlafräume.

Der Neubau wurde 1905 eingeweiht und einige Jahre später an das Telefonnetz angeschlossen.

Die Saugasse wurde nochmals bedeutend verbessert, Wasserleitung und Felsenkeller wurden angelegt. Neben der Bezeichnung „Kärlingerhaus“ nach dem damaligen Sektionsvorsitzenden hat sich im Laufe der Zeit auch der Name „Funtenseehaus“ eingepreßt.

Weitere Wegbauten, vor allem die Verbindung Riemannhaus — Ingolstädter Haus, die Anlage von Klettersteigen und Markierungen; die Errichtung der Peter-Wiechenthaler-Hütte am Kienalkopf (1926) am Südabfall des Steinernen Meeres, der Eckberthütte im Blühnbachtal (1929) sowie des Ingolstädter Hauses auf der Dießbachscharte (1929); Einsetzung von Steinböcken in der Röt, und der Erweiterungsbau des Funtensehauses gehören einer späteren Periode an.

Inzwischen zeigten sich innerhalb der Erschließung des Gebirges zwei neue Aspekte: der alpine Skilauf und die schwieriger und kühner werdenden Wege durch den Fels, die sich einerseits aus der Suche nach Neuem, andererseits aus Erfahrung und technischer Entwicklung ergaben.

1902 erschienen die ersten Skiläufer im Steinernen Meer. Sie waren die Skipioniere ihrer Berchtesgadener Heimat, G. Weiss, O. Schultheiss und Fahrnbacher. Alle drei weniger gute Skiläufer als bewährte Bergsteiger, und als solche der Unternehmung gewachsen; außerdem hatten sie schon einige Skitouren hinter sich. Sie nahmen in der Funtensehütte Quartier und machten von hier aus verschiedene Probefahrten. Noch ahnten sie nicht, welches Paradies sie eröffneten. Erst als sie ihre Spur zur Ramseider Scharte zogen und von der Hochfläche aus die Unendlichkeit des Schnees, der nach allen Seiten hingebreiteten Hänge, ziehender Kämmen, sanft gemuldeter Wellentäler und schneeüberschütteter Gipfel sahen, erstand ihnen ein neuer Begriff vom Steinernen Meer und seinen skitouristischen Möglichkeiten.

Bald brachte der Nachtschnellzug aus Wien Dr. Paul Preuss und seine Gefährten nach Saalfelden. Dort wurden sie von ihrem Freund Rely erwartet. Schlittenfahrt im beißenden Morgengrauen nach Alm, Frühstück, Anmarsch in die Buchau, Aufstieg zur Buchauer Scharte.

„Die letzten Steilhänge stiegen wir zu Fuß an, die Schönfeldspitze zu unserer Linken rückte näher und näher, immer enger wurde der Streifen gangbaren Terrains. Tief unter uns lag schon das Tal, und hinter den sanften Linien der Vorberge tauchten mit majestätischer Gewalt die Riesen der Hohen Tauern auf. Ganz plötzlich nimmt die Neigung ab, eine sanfte Welle ist noch zu überschreiten, und dann stehen wir auf der Scharte (Buchauer Scharte, 2281 m).

Ein breites, welliges Plateau liegt vor uns, in ein Meer von Licht getaucht, Mulde reiht sich an Mulde, Hügel an Hügel; und alles von den glitzernden Schneemassen bedeckt, nur selten findet das Auge Ruhe an dunklen Felsen oder an einzelnen sturmverkrüppelten Bäumen . . .

In weitem Bogen umfahren wir dann die Schönfeldspitze, auf altem, gefrorenen Schnee liegt hier eine dünne Schicht lockeren Pulverschnees, und in idealer Fahrt streben wir unserem Ziel zu, dem Riemannhaus an der Ramseider Scharte . . .“

Auch Preuss und seinen Gefährten blieb die Misere des rauchenden Hüttenofens mit allen Folgen des ausfallenden warmen Abendessens und Frühstücks samt eiskalter Nacht nicht erspart.

Aufbruch am nächsten Morgen auf das Breithorn.

„Trotzig überragt uns die Schönfeldspitze, sanft aber und geschmeidig wie ein Hermelinmantel liegt das Hochplateau des Steinernen Meers vor uns. Das ‚Steinerne Meer‘, ein trostloser, trauriger Name! Er kann nur im Sommer entstanden sein, von Menschen gegeben, die den Winter und seine Freuden nicht kannten und die es nicht sehen konnten, wie der Schnee dieser Landschaft Leben und Fröhlichkeit gibt, wie wir dahinsauten nach langer Gipfelrast, jubelnd im Sonnenglanz, über das Steinerne Meer, auf dem kein Stein uns störte, auf dem uns keine Welle zuviel war!

Nur zu schnell sind uns die schönen Stunden vergangen, nur zu schnell haben wir in rascher Fahrt die Höhen hinter uns gelassen. Pfeilschnell flogen wir den niedrigen Lagen zu, die Bäume mehren sich, der Schnee wird tiefer, die Hänge werden steiler, und immer schneller wird die Fahrt . . .“

Diese begeisterte Schilderung, die Preuss in der „Deutschen Alpenzeitung“ veröffentlichte, warb dem Steinernen Meer manchen neuen Besucher. Im Laufe der Jahrzehnte mehrten sich die Skitouristen so, daß Ostern oder Pfingsten oft kein Platz mehr in den Berghäusern zu haben war. Leichtere und schwierigere Gipfel wurden befahren. Beliebteste Skigipfel wurden Funtenseetauern, besonders großartig die Abfahrt in die Röt; Breithorn mit Abfahrten durch das Baumgartl oder Viehkogltal nach Funtensee; Schindlkopf mit Abfahrt über das Ingolstädter Haus nach Funtensee. Einer der lohnendsten, leichtesten, jedoch weit entfernten Skigipfel ist das Bonegg, endlos scheinen die sanften Gleitstrecken, die hingebreiteten hindernislosen Hänge. Großartige Strecken sind: Die „Große Reib'n“, die vom Jenner durch das Hagengebirge in die Röt führt und von hier über Niederbrunnsulzen nach Funtensee; von Funtensee oder vom Riemannhaus auf das Brandhorn mit Abfahrt durch das Tauchertal und Blühnbachtal nach Tenneck im Salzachtal; die „Hundstodumrahmung“, die über Wimbachgrieß — Drischübl — Hundstodgatterl — Hundstodscharte — Dießbachegg — Schönwies — Loferer Sailergraben — Wimbachgrieß ihren Bogen zieht. Mit der Zeit wurden immer mehr Skiwege und Skigipfel erschlossen, selbst die schwierige, hochalpine Überquerung zum Hochkönig wurde öfters, zuerst von den Berchtesgadenern Josef Aschauer und E. Drummer, ausgeführt, eine Unternehmung, die besonders am Hochseiler Klettern und, im allgemeinen, höchste Leistungsfähigkeit, Sicherheit und skialpinistisches Können verlangt.

Der Trend zur bequemen Höhenverbindung hat bis heute die Skitouristik im Steinernen Meer kaum zurückgedämmt. Die Hauptsaison liegt zwischen März und Mai. Das Steinerner Meer rangiert dann immer noch als Skiparadies, nicht nur für Kurzskiwedler, die Ende Juni noch Steilrinnen befahren oder Steilabfahrten vom Funtenseetauern über das Ebenhorn zum Halsköpfl machen, auch für Skifahrer mit weniger sportlichen Ambitionen oder weniger großem Können.

Erschließung und Entwicklung haben nicht den Charakter des Steinernen Meers verändert: Es ist ein Reservat des Skitourismus geblieben, keine Gondeln, keine Hochstraße, keine Skilifte — es ist bei den Rucksäcken geblieben!

Die Erschließungsperiode der Wände und Grate, der Kanten und Flanken hatte im Steinernen Meer einige Vorläufer. Es handelt sich dabei um keine hohen Schwierigkeitsgrade, keine aufsehenerregenden Besteigungen. Trotzdem zeigte sich Kommendes an. Zuerst suchte 1869 der Berchtesgadener Führer mit dem „Glocknerherrn“ Carl Hofmann über die Nordflanke einen Weg auf den Hundstod. Es war vor allem steile Schroffenklettern. 1872 führte Grill-Kederbacher seine beiden Herren, Stüdl und Runz, über den Nordgrat auf die Schönfeldspitze. Dieser Grat ist in seiner Linienführung bestechend elegant, für den Bergsteiger zweifellos verheißungsvoller, als sich hinterher herausstellt, denn der Grat ist verkümmert und kommt nicht über die Schwierigkeitsstufe II hinaus. Vielleicht hatte sich Kederbacher mehr erwartet, wie nach ihm mancher andere. Entscheidend ist hier: Man begann schwierigere Anstiegswege zu suchen. Auch Purtscheller wählte sich einen interessanteren Weg, als er 1880 den Finsterbachkopf (2208 m) aufsuchte. Der Finsterbachkopf liegt in dem nordwestlichen Kamm zwischen Schindlkopf und Praghorn: Purtscheller fand einen schwierigen Abstieg in den Buchweißgraben. Zur Vervollständigung sei hier eingeschaltet, daß die große West-Ost-Überquerung und Durchquerung unmittelbar aus dem Saalachtal mit dem Aufstieg zum Rauchkogel (1950 m) und

Praghorn (2140 m) begonnen und mit dem Abstieg vom Hochkönig (2938 m) ins Salzachtal beendet werden kann.

Wenn auch die große Klettertätigkeit im Steinernen Meer erst nach dem Ersten Weltkrieg einsetzte, so gibt es in der Zeit zwischen 1890 und 1918 eine Reihe von mutigen Vorstößen, die für die Erschließung des Gebirges von Bedeutung waren.

Einer der eigenartigsten, prägnantesten Berge des Steinernen Meers ist das Wildalmkirchl am Südrand zwischen Selbhorn und Brandhorn, felsiger Abschluß der Hinteren Wildalm. Die Felsenarchitektur ist verblüffend: Eine Kirche mit Dach über dem Langhaus und einem richtigen Turm. Welche Verlockung für J. Maier und Zorn, die sich 1891 auf den Weg machten, um das Kirchl zu ersteigen. Sie wandten sich dem östlichen Steilabfall zu, erreichten durch eine Geröllrinne und über Schrofen den Grat des Kirchendaches, balancierten ausgesetzt zum Turm, den sie durch eine Rinne und über griffigen Fels bezwangen. Die Tour ist heute mit II bewertet, für die Erstersteiger war es ein schöner Erfolg. 1905 stiegen K. Wieder und Gerin durch die Folge der Westkamine hinauf (III).

Die Brüder Blata eröffneten 1906 die Südwananstiege mit der Mitterhorn-Südwand (II), die sie aus der von Saalfelden aus zu erreichenden Schnee-grube erstiegen. Aus dem Pinzgau wirken diese Südwände wie eine geschlossene prachtvolle Felsmauer, getaucht in ein leichtes, helles Grau, ein phantastischer Gegenzug zu den gletscherweißen Hohen Tauern und zugleich ein klassisches Beispiel für die unterschiedliche Konstruktion von Zentralalpen und Nördlichen Kalkalpen. Erst von der Nähe aus gesehen gliedern sich die Wände auf in Risse, Schluchten, Kare, Kamine, Grate, Pfeiler, Felsabsätze und Kanten — wo immer es möglich war, von kühnen Wegen durchzogen.

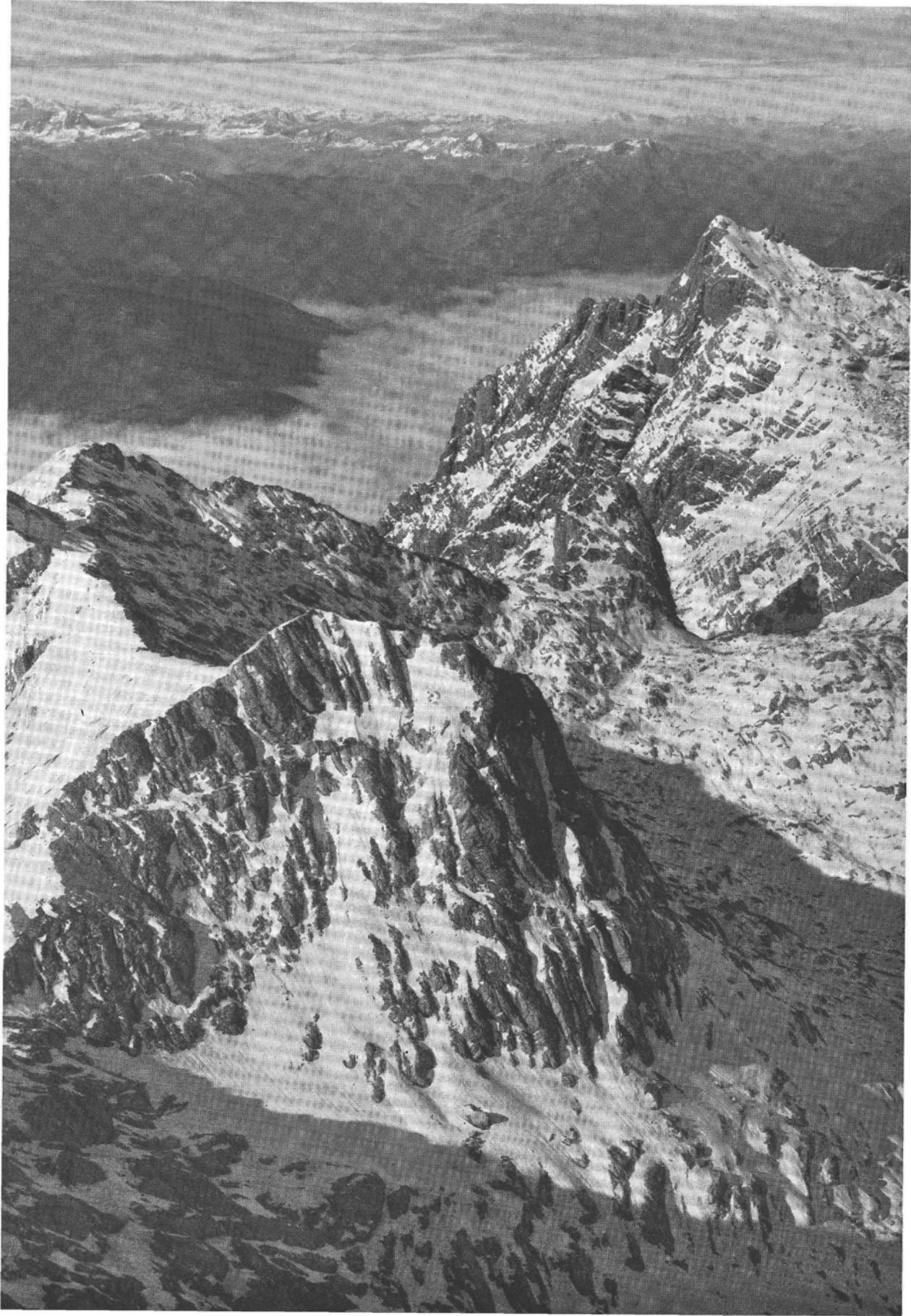
Gerin, schon am Wildalmkirchl erfolgreich, beging 1907 als erster den Westgrat Mitterhorn — Bersalhorn und 1908 den Südwestgrat des Bersalhorns — dieser Berg schiebt sich aus der Gipfelreihe nach Süden. Später bot er sich für weitere schwierige Fahrten an. Auch die Selbhorn-Ostwand (III) mit 650 m Wandhöhe wurde 1908 erstmals von Gerin begangen. 1909 stiegen Witzelsberger und Defener über die Südwand des Schindlkopfes (II).

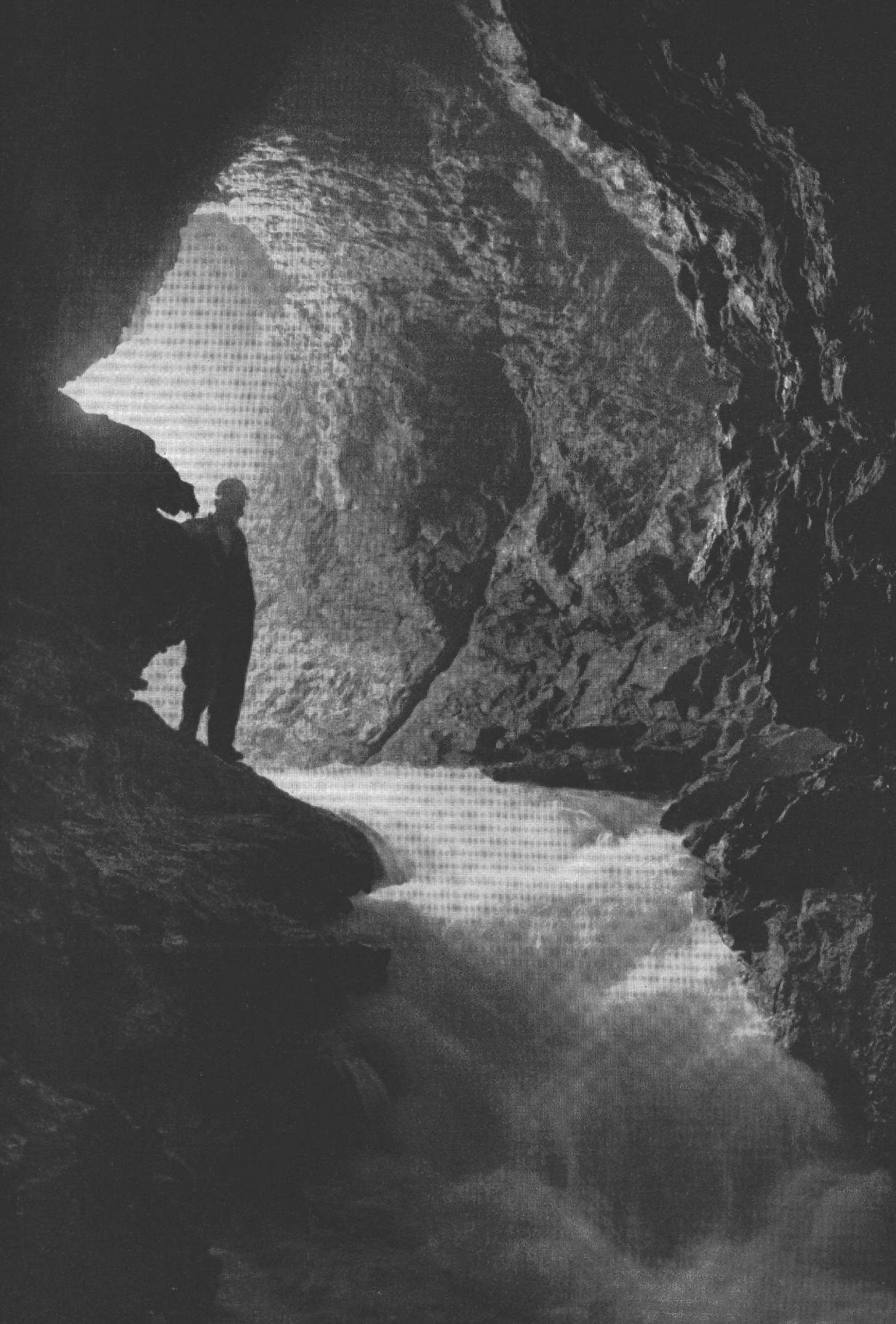
Schließlich wandten sich die Brüder Rau und N. Franziss dem Hundstod zu und wählten die Nordostwand (III), 1913 stiegen Amanshauser und Weiser über den Ostgrat (II) und K. Wieder und Sladek über die Westwand (III).

Während des Ersten Weltkriegs ruhte alle Erschließungsarbeit. Um so belebter, beinahe turbulenter, wurde es nach Beendigung des Krieges. Eine Erstbegehung folgte der anderen, immer neue Wege durchzogen die Südwände. Bekannte Namen tauchten auf: Fritz Rigele, Olga Rigele, V. Seerainer, Palaoro, Schifferer, G. Mitterer, Amanshauser, Gmelch, S. Huber, Paula Huber — Namen, die immer wiederkehren in den verschiedensten Zusammensetzungen, dazu noch manche Gefährten. Sie fanden ein großartiges Betätigungsterrain; ihre Kletterfreude, ihre Einsatzbereitschaft, ihr Eroberungsdrang schienen fast unbegrenzt.

Fritz Rigele, der einen Löwenanteil an Erstbegehungen buchen konnte, war auch einer der eifrigsten Schreiber. In seinem Buch „50 Jahre Bergsteiger“ schildert er die Erstbegehung der Sommerstein-Südwand: „... Wir seilen uns an, Schifferer voran, ich in der Mitte, als letzter Zangerle. Wir wollen gleiche Anteile an der Arbeit haben. Bald aber zeigt sich, daß eine solche Gerechtigkeitsrechnung nicht immer stimmt. Denn diese ersten 60 Meter, die Schifferer als Vorkletternder bezwang, waren ohne Zweifel das

Von der Schönfeldspitze nach Westen: im Vordergrund der Wurmkopf, dahinter Streichenbeil ► und Sommerstein (Foto: D. Seibert)





schlimmste der ganzen Wand, vielleicht die schwerste und heikelste mir bekannter Kletterei überhaupt. In einer nach rechts ausbiegenden Schleife und fast ebenem Quergang nach links gelangt Schifferer auf den kleinen Absatz, etwa 15 Meter oberhalb des Grabens. Da sich die schlimme Art des Felsens hier schon offenbart, treiben wir einen langen Harteisenstift mit beweglichem Ring tief ins morsche, fast erdige Gestein. Dann geht es, eng an die Felswand geschmiegt, so gewichtlos wie möglich über das rote Zeug hinauf. Etwa nach 10 Metern sehe ich Schifferer sich weit nach rechts hinauslegen, um sich an einem Griff um die senkrechte Rippe herumschieben . . . Nach weiteren 15 Metern geraden Aufstiegs folgen wieder nach links herum böse Schritte an senkrechten Rippen. Dann endlich zur Erholung eine leichte Verflachung. Aber gleich darauf, als schäme sich der Sommerstein seines allzu großen Entgegenkommens, drängt der rote Fels, fast überhängend, den sich anschmiegenden Menschenleib zurück. Nur noch eine steile, graue Platte und die rote Nische, der Abschluß der Einstiegswand, ist erreicht. Es war eine Meisterleistung Schifferers . . . Da sich die Wand über uns als durchaus ungangbare Verschneidung fortsetzt, trete ich den schon von unten ins Auge gefaßten Quergang nach links an. Er scheint von Natur aus nicht übel eingerichtet, ein solides Gesimse mit guten Griffen für die Hände, ein minder festes für die Füße. Es bricht bei leisestem Auftreten sofort weg und stürzt in die Tiefe. Meine Beine hängen in der Luft . . . Das schmale Gesimse wird zum massiv breiten Band, ein festgewachsener Felszacken bot willkommene Sicherheit. Hinter ihm lasse ich das Seil durchlaufen, steige weiter, und einzeln folgen die Kameraden. Dann geht's in herrlichem Fels bodenlos luftig, aber an festen Haltepunkten in den gebogenen Riß, der nichts weiter ist als eine Folge guter Griffe, hinauf in den Beginn des Kamins, der sich zwischen Bergmassiv und Pfeiler in fast halber Wandhöhe einschiebt. Eine glatte Unterbrechung nötigt zu schieferm Anstieg nach links und anschließendem, fast trittlosem Quergang nach rechts, über den wir den Kamin, etwa 20 m unter seinem Ende, wieder erreichen . . .“

Als Fritz Rigele diese Tour ausführte, war es 1921, und da es fast ein „Fünfer“ war (IV—V), verlangte der Aufstieg ein außerordentliches Maß an Können und Leistung. Der Vergleich zu den heutigen Anschauungen ist interessant. Die Sommerstein-Westwand bedeutete eine Stufe in der Entwicklungsgeschichte des Steinernen Meers — heute gilt sie als eine der schönsten und begehrtesten Felsfahrten.

Es ist nicht möglich, alle Neutouren, die nun folgten, zu erwähnen. Aber in dieser Zeit steckten schon wieder die Vorbereitung für Kommendes. Bechtold, Haslacher und Mitterer erwählten sich 1928 die Direkte Westwand des Hundstods, V—: Das war neu, neu war auch der Anstieg auf die Rotleitenschneid, 2226 m, den das erfolgreiche, kühne Paar Hinterstoisser-Kurz unternahm über die Nordostwand (IV+ und V); oder die Wurmkopf-Kante, von Hang und Frölich 1930 ausgeführt, wiederum V. Schließlich noch 1938 Hubert Peterka, der die Hundstod-Westwand-Kamine bezwang (V—), ein anderer Stil, größere Schwierigkeiten, fortgeschrittene Technik, mit den schönen, lebenswerten Anstiegen auf die Südrandgipfel nicht zu vergleichen. Härte, Konzentration, Streben nach der Vertikalen, was bis jetzt als unmöglich gegolten hatte, wurde aufgegriffen.

Durch den Zweiten Weltkrieg entstand jähe Pause, die Gipfel vereinsamten, die Entwicklung des neuen Stils war unterbrochen. Was für die, die nach diesem letzten Krieg kamen, übrigblieb, war nicht mehr sehr viel. Möglich, daß dem einen oder anderen Gipfel noch etwas abzurufen ist, das werden die folgenden Jahre entscheiden. 1946 tauchte der

◀ „Achtal“ in der Salzgrabenhöhle (Foto: H. Wolf)

Name H. Schmied im Steinernen Meer auf. Schmied kam mit Wörgötter und Hörl; mit dem Ostgipfel-Nordwandriß an den Drei Docke machten sie ein gelungenes Probestück. Und dann erschien Schmied mit Viehauser, ein glänzendes, bewährtes Paar, das eine Aufgabe nach der anderen löste. Sie eröffneten an der Schönfeldspitze einen neuen Südwandweg (V+), 1947 gelang den beiden die Sommerstein-Westwand, 250 m Wandhöhe, äußerst schwierig: VI. Sie wandten sich dem Bersalhorn zu und wieder war es Schwierigkeitsgrad VI, mit der die Westwand bewertet wurde. Mit Edith Walch bezwang Viehauser, ebenfalls 1947, die Ostwand des Achselhorns (V+). Und dann wieder die alte, bewährte Seilschaft Schmied-Viehauser mit der Direkten Südwand (V) des Schindlkopfes und der Brandhorn-Südwand (V). Es war reiche Ernte. 1948 entdeckten Schmuck und Pollack die Südverschneidung am Wildalmkirchl (V), die ihnen auch Erfolg brachte.

Wer geglaubt hatte, mit diesen modernen Kletterwegen sei die Erschließungsgeschichte des Steinernen Meeres abgeschlossen, sah sich getäuscht. Dieses Gebirge, das so vielfältig, so reich an Möglichkeiten ist, bot plötzlich eine ganz neue, unvermutete Phase der Erschließung an: Höhlen.

Ein Sonntagnachmittagsspaziergang von Erhard Sommer und Josef Wohlgeschaffen: In der Gegend von Schrainbach oberhalb des Königssees, Spuren eines Wasserlaufs, der sie unter eine Felswand führte. Hier entdeckten sie den Eingang zur Salzgrabenhöhle. Ein neuer Abschnitt begann.

Die Salzgrabenhöhle im Simetsberg

HANS WOLF

Das Steinerne Meer stellt auf seiner 80 Quadratkilometer großen Hochfläche ein gewaltiges Karstgebiet dar. Durch das hauptsächliche Vorkommen des Dachsteinkalkes sind fast alle „klassischen Karsterscheinungen“ vertreten: Dolinen, die häufig Kluft- und Verwerfungslinien folgen; ausgedehnte Karrenfelder, Schächte, blinde Täler mit Karstquellen und Wasserschlängern. Gewaltige Wassermengen (der durchschnittliche Jahresniederschlag liegt bei 2000 mm) werden von der Hochfläche zweifelsohne unterirdisch dem Königssee (602 m) zugeführt. Von Wasserschlängern ist am bekanntesten die sagenumwobene „Teufelsmühle“ am Funtensee (1620 m). Aus ihrem Innern schallt dumpfes Rauschen und Dröhnen. Vom Grünsee (1475 m) ist der Abfluß nicht bekannt. Dagegen finden wir am Schwarzensee (1570 m) abermals eine Teufelsmühle und eine Schwinde in der Nähe der verfallenen Sagereggalm (1374 m).

Zwischen Salet und Schrainbachfall münden in den Königssee einige Quellen — bei den „Grünen Brunnen“* und beim Schradelloch — die unter normalen Bedingungen nicht beobachtet werden können, da sie unter dem Seespiegel in den Königssee fließen. Bei plötzlich auftretender Schneeschmelze oder langanhaltenden reichlichen Niederschlägen, erscheinen sie jedoch oberflächlich als starke Wildbäche.

An Höhlen sind über 30 bekannt, von denen einige im Zellerführer „Berchtesgadener Alpen“ beschrieben sind. Sie besitzen keine große Bedeutung und haben nur geringe Ausdehnung. Beachtenswert ist lediglich eine Höhle — am 15. August 1965 entdeckt — im Bereiche der Simetsbergalm. Sie weist knapp unterhalb des Einstieges einen größeren Raum mit bewetterten Fortsetzungen auf. Interessante Sinterbildungen lassen auf ein wärmeres Klima in frühen Zeitabschnitten schließen.

Während die umliegenden Gebirgsstöcke — wie das Hagengebirge, Tennengebirge, der Untersberg u. a. karstkundlich systematisch untersucht wurden, ist das Steinerne Meer noch sehr wenig durchforscht. Nur so ist es zu erklären, daß erst 1959 der Zugang zu einem mächtigen Höhlensystem, zu einem Schlüsselpunkt der unterirdischen Entwässerung des Steinernen Meeres, gefunden wurde.

Erhard Sommer und Kajo Wohlg eschaff en war diese Entdeckung am 10. Mai 1959 vorbehalten. Auf der Suche nach Blumenmotiven fiel ihnen ein tiefeingeschnittener Graben auf, den sie bis zur Ursprungstelle verfolgten. Sie gelangten so zu dem im Nordabfall des Simetsberges 960 m hoch gelegenen, versteckt liegenden großen Eingangsportal der „Salzgrabenhöhle“. Die Entdecker gaben der Höhle diesen Namen, da der Graben — der sie zum Eingangsportal führte — auf alten Karten als „Salzgraben“ bezeichnet ist.

Seit diesem Tag wird unter der Leitung E. Sommers die Erforschung dieser Höhle von

* Auf der Karte des DuOeAV 1885 als „Grünebrunnen“ aufgeführt, erscheint auf neueren Karten die Bezeichnung Grünseebrunnen.

einer kleinen Gruppe der Sektion Berchtesgaden und einigen Gästen planmäßig vorangetrieben. Bereits in den Jahren 1959/60 wurden 2700 m unterirdische Gangstrecken entdeckt und vermessen.

Beschreibung und Erschließungsgeschichte

Vom Eingang geht es über einige Stufen bergwärts. Kapellenartige Erweiterungen wechseln mit Engstellen ab. Nach 150 m rutscht man 40 m über rundgeschliffenes Geröll hinunter. In diesem Abschnitt, „Gaudischluf“ genannt, ist die Bewetterung (durch unterschiedliche Lufttemperatur innerhalb und außerhalb der Höhle entstehende Luftströmung) besonders stark bemerkbar. Anschließend folgt ein Raum mit einer schwach gewölbten, 15 m freitragenden Decke. Nach einem weiteren Abstieg haben wir 300 m vom Eingang entfernt die tiefste Stelle des bergwärtsführenden Hauptganges erreicht. War bisher der Boden mit Geröll und Felstrümmern bedeckt, so waten wir nun knöcheltief im feinsten Mehlsand. Je nach Wasserzufuhr von der Hochfläche her, ertönt ein geheimnisvolles Brausen oder Rauschen in die Stille dieser Räume. Unweit im „Satteldom“, ca. 20 m in einem Schacht, kommen wir zu dem „aktiven Wasserlauf“. Bei niederem Wasserstand öffnet sich hier ein Gang, den man hangelnd überqueren kann; man erreicht dann den „Schwarzen See“. Erkundungen mit einem Schlauchboot endeten in Kammern, die im Lichte der Karbidlampen märchenhaft erstrahlten. Beim „Bergeist“, einem riesigen Männerkopf gleichenden Felsgebilde, teilt sich der Gang. Der linke Ast führt — über Schutt steil ansteigend — zu dem „200-m-Kamin“. Der rechte Gang leitet zu einem weitverzweigten System mit einer tiefen Kluft, „Nabelkluft“, aus der man geheimnisvoll das Wasser rauschen hört. Diesen schönprofilierten Gang weiterverfolgend führt eine unauffällige Abzweigung durch Engstellen und Klüfte zu einem einmaligen Naturschauspiel, das sich schon von Ferne durch dumpfes Dröhnen ankündigt, zum „Großen Wasserfall“. Dieser stürzt wild donnernd in eine Tiefe von annähernd 50 m. Besonders zur Zeit der Schneeschmelze oder bei starken Niederschlägen kann man hier so recht die entfesselten Kräfte der Natur erleben.

Wir haben die Wahl (nach dem Besuch des Grünsees, von dem der Wasserfall gespeist wird), die exponierte Begehung der Schächtequerung vorzunehmen, oder den Versteinerungsgang zu besuchen. In letzterem finden wir — teilweise wunderbar ausgeprägt — die Schalendurchschnitte der Dachsteinbivalve (*Megalodon triqueter*), das Leitfossil des Dachsteinkalkes. Aber auch Strahlenkorallen, Ammoniten, Turmschnecken u. a. zieren die Wände der Gänge. In der „Nabelkluft“ — wenige Meter über der Sohle — öffnet sich der „Mühlengang“ mit hochinteressanten Strudellöchern, richtigen Mühlen, manche davon von 2—3 m Tiefe bei einem Durchmesser von 40 cm. Der Mühlengang ist auf 300 m begehbar und ist der tiefste Punkt der Höhle, 100 m unterhalb der Eingangshöhe.

Mit der Erkundung, des in teilweiser schwierigster Kletterei bezwungenen „200-m-Kamins“, wurde die erste Etappe der Erforschung dieser Höhle abgeschlossen.

Am 27./28. 1. 1962 begann ein neuer Abschnitt. Den Bezwingern des „200-m-Kamins“ war aufgefallen, daß in 140 m Höhe ein Schacht in die Tiefe führte. Ein entsprechend ausgerüsteter Stoßtrupp bezwingt den 64 m tiefen Schacht, erreicht eine Horizontalstrecke, die auf der einen Seite durch ein großes Fenster mit dem Riesenkamin in Verbindung steht, das wegen eines Überhanges von unten nicht eingesehen werden konnte. In der anderen Richtung (bergwärts) dringt diese Gruppe in großräumige Gänge mit starker Luftführung und erreicht den derzeit gewaltigsten Raum — die „Mitternachtskluft“ — mit 100 m Länge, 80 m Höhe und 40 m Breite.

Ein erneuter Vorstoß bringt Licht in ein weitverzweigtes Höhlensystem: „Sandkasten“, „Märchenwiese“, „Kristallsee“, „Teufelssee“ werden entdeckt.

Die Erkundungen nehmen allmählich Expeditionscharakter an. Da der Anmarsch immer größere Anforderungen stellt, gilt es in erster Linie, den Zugang zu diesen Teilen zu erleichtern. Im Rahmen einer Sektionsführung bringen interessierte Teilnehmer umfangreiches Material für die weitere Erforschung in die Höhle. In drei harten Arbeitstouren wird der „200-m-Kamin“ auf 80 m Höhe mit Seilsicherungen entschärft, stabile Eisenleitern werden über Überhänge montiert und ein Stahlseilaufzug für den Materialtransport gebaut. Außerdem wird eine Biwakschachtel als Stützpunkt und als Ausgangspunkt für die weiteren Erkundungen errichtet. Im Januar 1963 erfolgte der neue Vorstoß, der abermals sehr eindrucksvolle Räume erschloß. Ein neuer Höhepunkt! Das „Achental“ wird entdeckt. Bei höherem Wasserstand rauscht hier ein Wildbach schäumend durch einen schöngeformten Gang. Damit waren 4500 m der Höhle erkundet und vermessen. Ein stolzes Ergebnis!

1964 verbringt ein Teil der Stamm-Mannschaft 116 Stunden ununterbrochen in der Höhle. Durch ein Fenster im „Achental“ werden neue Gänge erschlossen, der „Schwarze Kamin“ erreicht und der „Lettenschacht“ bezwungen; man stößt bis zum „Schützengraben-gang“ vor, von dessen Ende man durch ein Fenster in einen gewaltigen senkrechten Schacht blickt, der sich nach oben hin in einen Kamin verliert. Von diesem Punkt aus wurden über 100 m in schwierigster Kletterei bewältigt, ohne ein Ende zu erreichen. Schachtgrund und zahlreiche Seitenstrecken konnten bisher aus Zeitmangel noch nicht erkundet werden. Die vermessene Gangstrecke erreichte insgesamt eine Länge von 5500 m. Damit rückte die Salzgrabenhöhle in der Größenordnung auf den Platz der Riesenhöhlen und ist seither Deutschlands größte und längste Höhle! Bis 1969 weist der Plan über 6000 m vermessene Gangstrecken auf. Die Großerkundungen beschränken sich auf den Spätherbst und auf die Wintermonate, da mit Überflutungen der tiefergelegenen Teile in den übrigen Jahreszeiten gerechnet werden muß.

Im Herbst 1964 fand in Königssee die Tagung der Deutschen Höhlen- und Karstforscher statt mit zwei Begehungen der Salzgrabenhöhle — eine davon mit Biwak. Die Teilnehmer waren von den Exkursionen sehr beeindruckt, was in einigen Veröffentlichungen zum Ausdruck kam. Im Arbeitsplan der Sektion Berchtesgaden ist die Karst- und Höhlenforschung als Teilgebiet der Hochgebirgsforschung eingebaut. Denn hier besteht noch die Möglichkeit, wirkliches Neuland zu erobern. Ein Gebiet, in das noch kein Licht getragen wurde. Gilt es doch gerade in der Salzgrabenhöhle Gänge zu erkunden, die das Wasser vor vielen tausend Jahren gebildet hat, und die es noch heute auf unbekanntem Wegen von der Hochfläche zum Königssee fließen lassen. Eine Aufgabe, die Generationen begeisterter Naturforscher beschäftigen wird. Dank der Sektion Berchtesgaden wurde in den vergangenen 10 Jahren Wesentliches geleistet.

Wichtige Daten

1. *Leiter der Höhlenforscherguppe:* Erhard Sommer, Berchtesgaden
2. *Vermessungsarbeiten und Planerstellung:* Wilfrid Lindtner, Hallein
3. *Zoologische Bearbeitung:* Dr. Bernd Hauser, Innsbruck
4. *Untersuchung „Fossiler Hölzer“:* Dr. Alfred Selmeier, München
5. Die Salzgrabenhöhle ist im Höhlenkataster des Landes Salzburg unter der Nummer 1331—29 eingetragen.

Das Steinerne Meer

Eine Einführung für den Touristen

DIETER SEIBERT

Der folgende Beitrag soll weder eine wissenschaftliche Arbeit noch ein Tourenvorschlag sein. Er hat den Sinn, ein wenig in die Eigenheiten dieses weiten, großartigen Berggebietes einzuführen, das in diesem Jahr das Hauptthema des Jahrbuches darstellt. Alle genauen Tourenbeschreibungen lese man bitte in dem guten Alpenvereinsführer „Berchtesgadener Alpen“ nach.

Das Steinerne Meer — eine Karrenlandschaft

Steinernes Meer — treffender könnte der Name nicht gewählt sein. Steht man auf der Schönfeldspitze, so hat man in einem Halbrund unter sich ein hellgraues Steinmeer, das — aus dieser Perspektive — zudem fast eben erscheint. Erst nach vielen Kilometern wird es von den Randbergen wie von einem Ufer abgeschlossen, während der kleine Kopf „Rotwandl“ als Insel erscheint. Am Mittag, wenn man mit der Sonne schaut, oder bei diesigem Wetter, erscheint die Fläche in einem einheitlichen Grau, ungliedert, fast tot. Man sollte deshalb am frühen Morgen zur Schönfeldspitze aufsteigen, wenn die Sonne flach und im rechten Winkel einfällt. Dann wird diese Fläche lebendig und hat eine lebhafte Struktur. Man erkennt, daß es sich hier um alles andere als eine glatte Ebene handelt. Keine Stelle des riesigen Steinmeeres ist ohne Gliederung, überall gibt es Täler und Köpfe, Furchen und Löcher, Felswandl. Diese Feinstruktur, die die Oberfläche leicht gekräuselt erscheinen läßt, wiederholt sich in großen, aber nur schwach ausgeprägten Formen mit weiten Mulden und Rücken, die man jedoch auf der neuen AV-Karte an den Höhenlinien fast besser erkennt als in der Natur.

Steigt man nun von der Schönfeldspitze auf die Hochfläche hinab, so stellt man mit Erstaunen fest, daß sich die Gliederung nicht nur im Großen wiederholt, sondern auch im Kleinen — und hier in besonders ausgeprägter Form. Nahezu jede Felsstelle ist von Rillen durchfurcht, die oft so tief und steil eingefressen sind, daß die „Grate“ dazwischen messerscharf ausgeprägt werden, manchmal so scharf, daß man sich richtig daran schneiden kann. Auf etwas größeren Platten kann man ganze „Flußsysteme“ beobachten. Am Oberrand sind es kleine Rillen, die bald ineinander münden und sich immer tiefer eingraben, immer wildere „Felsgrate“ herausschneidend, neue Zuflüsse aufnehmen, bis sich schließlich ein Hauptstrom bildet, der dann plötzlich wieder in einem geheimnisvollen Loch verschwindet. Jeder, bei dem der homo ludens noch nicht ganz durch den homo sapiens verdrängt ist, wird mit viel Freude diese Gebirge en miniature betrachten.

Es wäre jedoch falsch, die Entstehung dieser „Kleinstgebirge“, oder, um es richtiger auszudrücken, die Entstehung der Karren etwa mit der Entstehung des Karwendels gleichzusetzen. Bei letzterem erfolgte die Erosion, die Abtragung, in erster Linie auf mecha-

nischem Wege, während die Ausbildung der Karren fast ausschließlich chemisch vor sich geht. Bekanntlich ist der Kalkstein (CaCO_3) in den meisten Säuren leicht löslich. Da nun im Regenwasser durch das Kohlendioxyd der Luft immer Kohlensäure enthalten ist ($\text{CO}_2 + \text{H}_2\text{O} \rightleftharpoons \text{H}_2\text{CO}_3$), die an und für sich eine mittelstarke Säure ist, aber wegen ihrer sehr starken Verdünnung und ihrer Zersetzlichkeit nur als sehr schwache Säure in Erscheinung tritt, wird der Kalkstein überall, wo er mit dem Wasser in Berührung kommt, gelöst ($\text{CaCO}_3 + \text{H}_2\text{CO}_3 = \text{Ca} + 2 \text{HCO}_3$). So langsam dieser Prozeß auch vor sich geht, reicht er doch aus, um riesige Hochflächen in den Kalkgebieten in Karrenlandschaften zu verwandeln. „Steter Tropfen löst den Stein.“ Es ist selbstverständlich, daß das Wasser immer in den gleichen Vertiefungen fließt, die dadurch ständig tiefer „ausgelöst“ werden und damit auch die Rippen immer stärker herausmodellieren.

Eine sehr typische Erscheinung dieser Landschaft sind die Dolinen. Es handelt sich um Mulden und Vertiefungen im Gelände, die in jeder Größe und Form vorkommen und nur deshalb nicht mit Wasser angefüllt sind, weil Löcher und Schächte dieses unterirdisch abfließen lassen.

Eine ungegliederte Fläche — Folge der Verkarstung

Dem Gebietsfremden, der vielleicht nur Berggruppen aus kristallinem Gestein kennt, fällt die fehlende Gliederung des Gebietes beim Betrachten des Steinernen Meeres von der Schönfeldspitze aus noch viel stärker in die Augen. Hier gibt es keine tief eingegrabenen Täler und steilen Felswände, sondern nur eine leicht gewellte Hochfläche, die sich über etwa 100 qkm erstreckt. Weder Gletscher noch Flüsse haben U- bzw. V-Täler geschaffen. Die eiszeitlichen Gletscher hatten hier oben auf ihrem fast ebenen Nährgebiet noch nicht die erodierende Kraft, die für die Tälerschaffung nötig ist, und Flüsse scheint es in dieser Gegend nicht zu geben. Die Regen- und Schneeschmelzwasser verschwinden immer nach aller kürzestem Lauf in kleinen und größeren Schächten. Die gesamte Region ist durchlöchert von einem unterirdischen Höhlen- und Flußsystem, sie ist „verkarstet“. Die Höhlen halten sich im großen und ganzen an die Klüfte, die bereits bei der Gebirgsbildung entstanden sind. Doch arbeitet das Wasser hier, ähnlich wie an der Oberfläche, durch Lösung ständig weiter. Da die Quellen rundum an den Abhängen des Steinernen Meeres im Verhältnis zur Größe des Gebietes sehr wenig Wasser führen, nimmt man an, daß sie unterhalb des Wasserspiegels direkt in den Königssee münden. Ein Wassertropfen, der auf der Hochfläche des Steinernen Meeres in einem Schacht verschwindet, wandert also 1500 Höhenmeter in den unterirdischen Gängen abwärts.

Wie verzweigt und großräumig dieses Höhlensystem ist, zeigt ein Versuch, der am neuen Dießbach-Stausee durchgeführt wurde. Man wollte wissen, wohin das aufgestaute Wasser unterirdisch abfließt. Deshalb markierte man es mit Bärlappsporen und beobachtete die Quellen in weitem Umkreis. Unter anderem konnte man die Sporen an den Quellen im Wimbachtal unterhalb des Wimbachgrießes nachweisen. Hier war das Wasser also 10 km weit durch den Berg ins Nachbartal hinübergeflossen.

Interessant ist auch, daß die Verkarstung des Dachsteinkalks, der die Hauptmasse des Steinernen Meeres bildet (siehe geologischer Beitrag), unter den aufgelagerten Juraschichten (z. B. zwischen Röt und Grünsee) weiterzieht. Nur oberflächlich ist hier eine weniger durchlässige Schicht, die das Wasser zurückhält und damit die relativ üppige Flora des Gebietes ermöglicht. Sie sticht besonders kraß gegen die Karstgebiete des Steinernen Meeres ab, die wegen des fehlenden Wassers ja fast vegetationslos sind.

Eine Gruppe der Berchtesgadener Alpen

Das Steinerne Meer gehört zu den Berchtesgadener Alpen, deren höchste Gruppen in einem weiten Bogen um die tiefe Senke des Königssees angeordnet sind. Nur der Stock des Hochkönig ist nach Südosten vorgeschoben. Den Sektor direkt südlich des Sees füllend, grenzt das Steinerne Meer im Norden bei Drischübl (ca. 1790 m) an den Watzmannstock, beim Blühnbachtörl (2022 m) im Osten an das Hagengebirge und im Südosten bei den Torscharten (2247 m) an den Hochkönigstock. Die Abgrenzung gegen die Hochkaltergruppe wird allgemein mit der Scharfe zwischen Großem Balfenhorn und Kühleitenschneid angenommen. Ich möchte an dieser Stelle jedoch vorschlagen, die Grenze ein Stück nach Norden zu rücken auf die Linie Keanmatental — Wimbachscharte — Loferer Sailergraben. Zwei Gründe sprechen für diesen Vorschlag: Landschaftlich und geologisch entsprechen weite Teile des strittigen Gebietes, besonders die Ostseite des Seehorns, dem Charakter des übrigen Steinernen Meeres; andererseits liegt der tiefste und markanteste Einschnitt in dem Kamm zwischen Hundstod und Hocheisspitze zwischen Sigretkopf und Alpelhorn (Nördliche Wimbachscharte?, ca. 1950 m).

Das Steinerne Meer ist die mächtigste Gruppe der Berchtesgadener Alpen, ein Rechteck mit den Abmessungen von ca. 17×10 km und einer sauber in sich geschlossenen Form. Nur im Nordwesten ist als Anhängsel der Stock des Hochkranz vorgelagert. In der Höhe wird das Steinerne Meer nur vom Hochkönig (2941 m) mit seinen Trabanten und dem Watzmann (2713 m) übertroffen. Die höchste Erhebung der Gruppe selber ist das Selbhorn (2655 m), dem die Schönfeldspitze (2653 m), dann das Brandhorn (2610 m) und der Große Hundstod (2594 m) folgen.

In der absoluten Höhe sticht das Steinerne Meer, wie überhaupt die Berchtesgadener Alpen, im Vergleich zu den anderen Gruppen der Nördlichen Kalkalpen, nicht hervor, wohl aber in der relativen Höhe. Die Täler der Salzach, Saalach und der Berchtesgadener Ache sind ungewöhnlich tief eingeschnitten. So liegt z. B. Bad Reichenhall (Saalach) 472 m hoch, Berchtesgaden 571 m und Saalfelden, weit oben an der Saalach, auch nur ganze 744 m hoch. Der größte relative Höhenunterschied in den Berchtesgadener Alpen liegt zwischen Werfen (548 m) und dem Gipfel des Hochkönigs mit 2941 m, beträgt also fast genau 2400 m. Das Steinerne Meer kann zwar nicht mit ganz so ungewöhnlichen Zahlen aufwarten, aber die annähernd 2000 m zwischen dem Königssee und dem Funtenseetauern und die 1900 m zwischen Saalfelden und der Schönfeldspitze können sich ebenfalls sehen lassen.

Die Täler um das Steinerne Meer

Nur an seiner Südwest- und Südflanke grenzt das Steinerne Meer an ein besiedeltes Tal, das von der Saalach und ihrem Nebenfluß Urschlau durchströmt wird. Fährt man von Lofer auf der guten Straße saalachaufwärts durch das mit steilem Wald eingesäumte Tal, so kommt man nach 8 km nach Weißbach bei Lofer (668 m) und damit an die Grenze des Steinernen Meeres. Bei der Weiterfahrt biegt man bald um das Eck des Fußsteins und gewinnt damit den ersten Blick auf die zerklüfteten Vorbotten und Randgipfel der Gruppe. Das Tal selbst aber bleibt eng und waldig und erst nach weiteren acht Kilometern öffnet sich sehr plötzlich das Becken von Saalfelden. Hat man die Tal-

Von Alm zum Riemannhaus mit Sommerstein-Südwand und Schönegg-Südwestwand ►
(Foto: D. Seibert)



Bersalhorn, 2347 m

Breithorn, 2504 m

Ramseider Scharte, 2177 m

Sommerstein, 2308 m

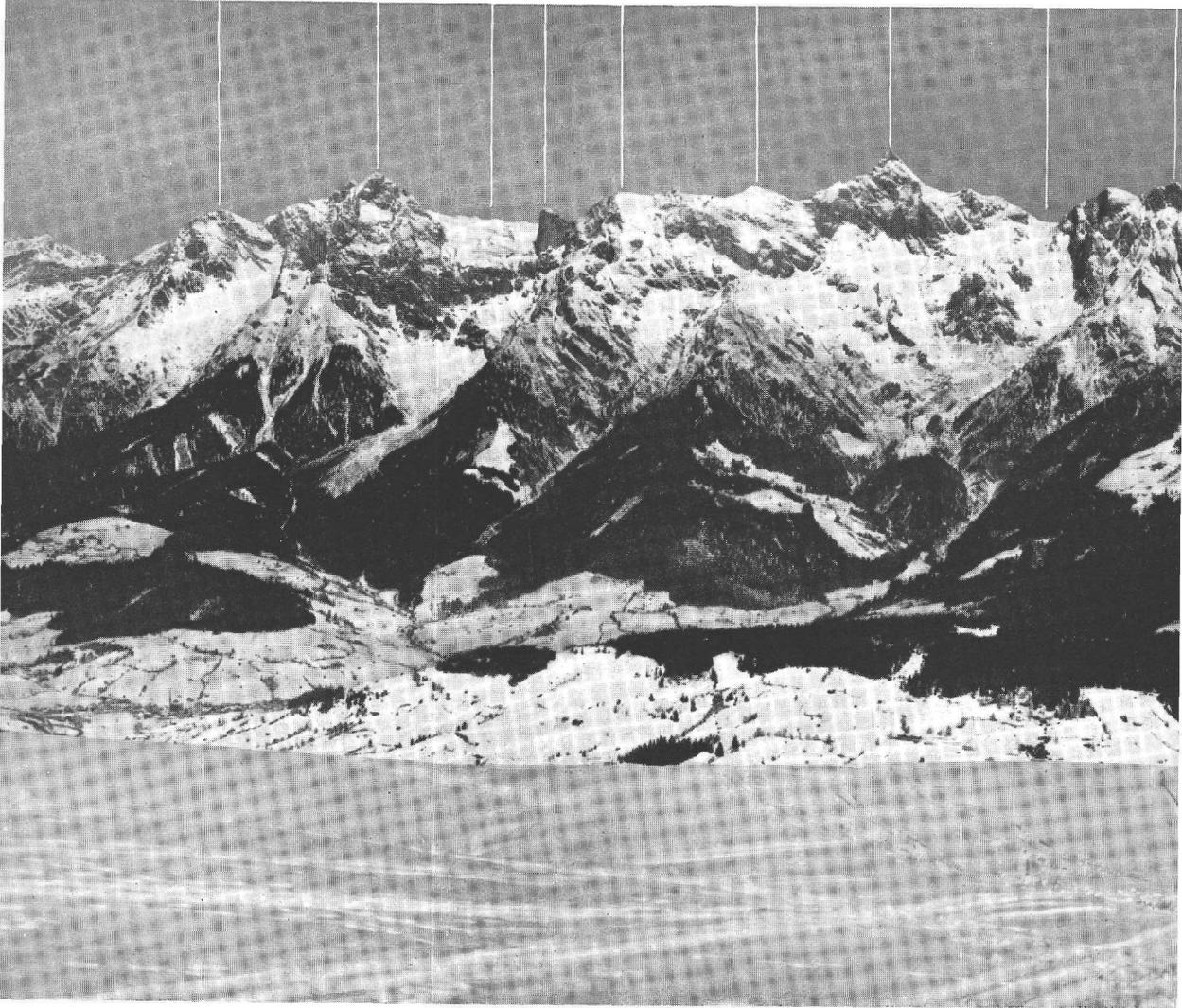
Schönegg, 2369 m

Wurmkopf, 2451 m

Schönfeldspitze, 2653 m

Buchauer Scharte, 2269 m

Mannlköofe, 2482 m



Die Südseite des Steinernen Meeres von Saalfelden bis Hintertal.

Luegscharte, 2448 m

Selbhorn, 2654 m

Wasserfallscharte, 2421 m

Bonegg, 2559 m

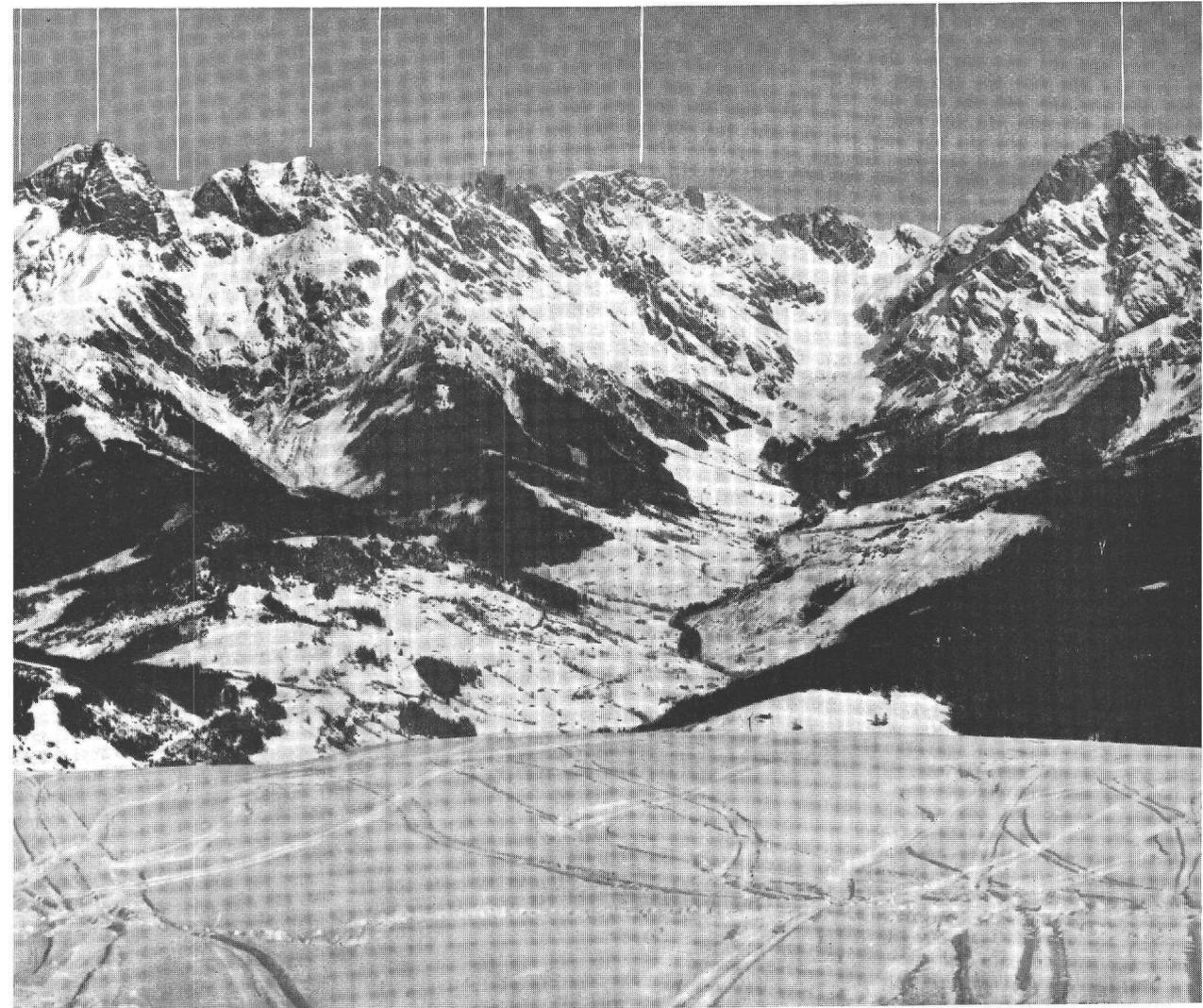
Scharegg, 2567 m

Wildalmkirchl, 2573 m

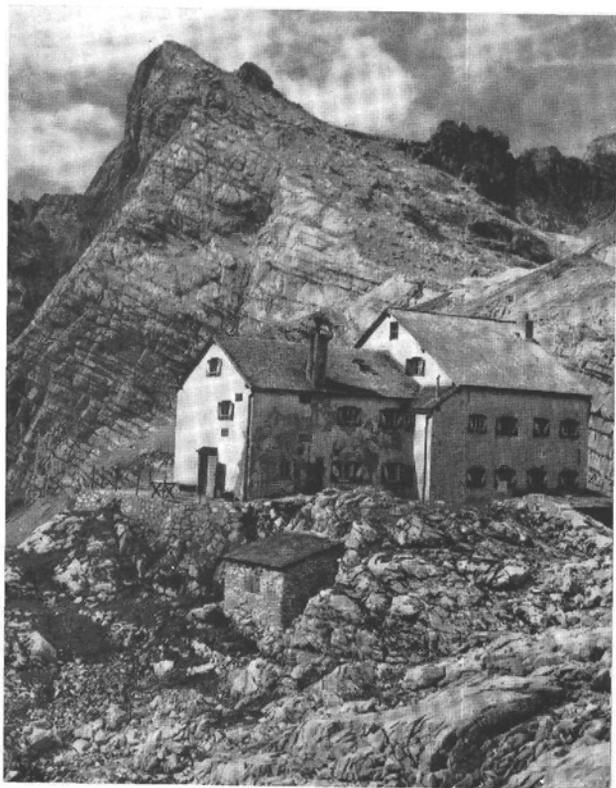
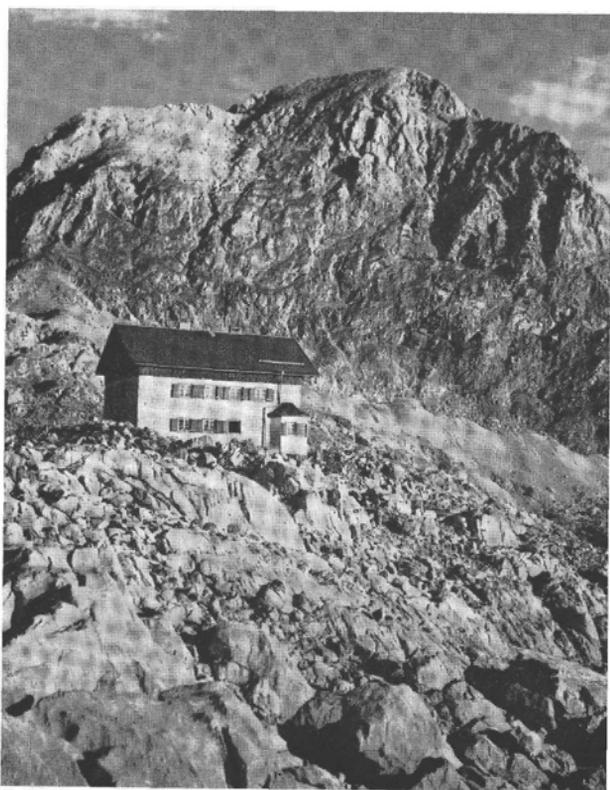
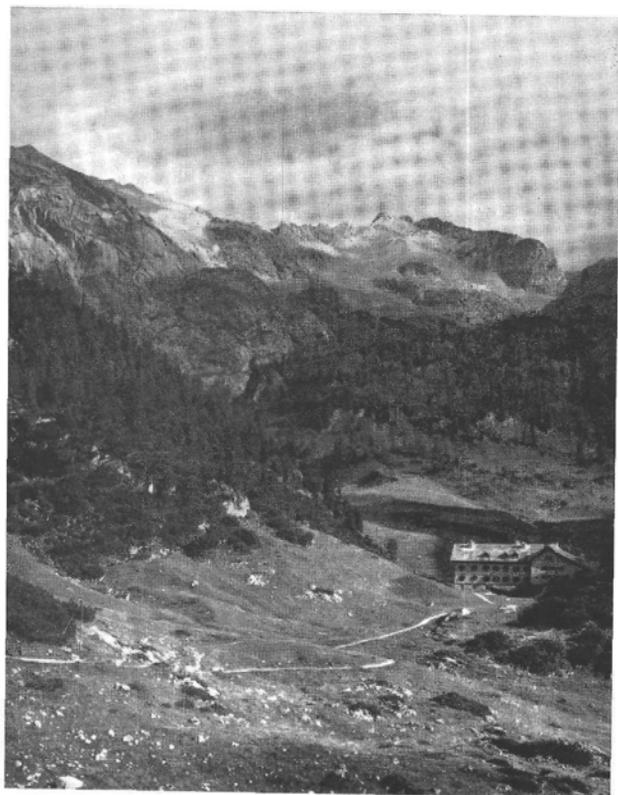
Brandhorn, 2609 m

Torscharte, 2246 m

Hochsailer, 2793 m



Aufgenommen oberhalb der Skihänge von Alm. Foto M. Schmuck



schwelle von Mayerhofen erreicht, so genießt man einen herrlichen Rundblick, zur Linken auf die inzwischen wesentlich imposanteren Gipfel des Steinernen Meeres, von denen sich besonders Bersalhorn und Breithorn stolz präsentieren, und die Gipfel der Leoganger Steinberge rechter Hand. Die abgerundeten Kuppen der Dientener Schieferberge und der Kitzbüheler Alpen, die die andere Hälfte des Panoramas füllen, wirken im Vergleich zu diesen stolzen Felsbergen besonders behäbig.

Bald darauf hat man auch Saalfelden (744 m) erreicht, den Hauptort des Tales, ein hübsches sonniges Touristenzentrum. Die Straße führt weiter bergan nach Alm (802 m), jetzt im Tal der Urschlaun. Auch dieser Ort entwickelt sich immer stärker zu einem Ski- und Wanderzentrum. Nach weiteren sechs Kilometern schließlich ist man in Hintertal (1012 m), dem letzten Ort auf der Südseite des Steinernen Meeres. Es bietet einen herrlichen Blick auf die Südwände zwischen Selbhorn und den Torscharten und die Abstürze des Hochseilers im Hochköniggebiet.

* * *

Der Zugang von Norden zum Steinernen Meer erfolgt per Motorschiff über den Königssee. Nur 603 m liegt der See hoch, also knapp 100 m höher als München. Er ist eingebettet wie ein Fjord zwischen steile Waldhänge und senkrechte Wände, die auch nicht den schmalsten Uferstreifen übriglassen. Nur im Süden, über die ganze Länge des Sees, ist der Blick auf die Gipfel frei. Hier grüßt als Vorbote des Steinernen Meeres das wunderbare, gleichmäßige Dreieck der Schönfeldspitze. Eine Schiffsfahrt über den herrlichen See ist ein für Deutschland einmaliges Erlebnis. Zu Füßen der berühmten Watzmann-Ostwand hat der Eisgraben einen Schwemmkegel weit ins Wasser hineingeschoben, auf dem St. Bartholomä, eine Wallfahrtskirche, liegt. Das Motorschiff fährt von dieser Anlegestelle noch weiter nach Süden zur Saletalm am hintersten Ende des Königssees. In wenigen Minuten wandert man schließlich zum benachbarten Obersee.

Hütten und Wege

Im Steinernen Meer liegen drei bewirtschaftete Hütten des DAV, das Kärlingerhaus (1630 m, Sektion Berchtesgaden) am Funtensee, das Riemannhaus (2177 m) in der Ramseider Scharte und das Ingolstädter Haus (2119 m, beide Sektion Ingolstadt) in der Dießbachscharte. Außer bei dem Zugang von Alm zum Riemannhaus, bei dem man noch ein gutes Stück mit dem Auto fahren kann, sind alle Hüttenaufstiege ziemlich lang. Besonders schwer zu erreichen ist das Ingolstädter Haus; von Dießbach ist man 5 Stunden unterwegs, von der Wimbachbrücke durchs Wimbachtal gar 7 Stunden. Allerdings könnte man in etwa der Mitte des Weges in der Wimbachgrieß-Hütte (1326 m) der Naturfreunde übernachten. Das Ingolstädter Haus wird verständlicherweise weniger direkt aus dem Tal aufgesucht, sondern hauptsächlich bei der Durchquerung des Steinernen Meeres berührt.

Am Rand des Gebietes stehen dem Bergsteiger noch einige weitere Stützpunkte zur Verfügung. So liegt auf dem Westgrat des Bersailhorns die kleine Peter-Wiechenthaler-Hütte (1707 m) der Sektion Saalfelden des OeAV. Ihr Tourengebiet ist jedoch sehr beschränkt. Wichtiger ist die neue Unterkunft, die die Sektion Berchtesgaden des DAV in der Röt (ca. 1430 m) geschaffen hat (Selbstversorgung) und die ein weites Tourengebiet im östlichen

◀ *Schutzhütten im Steinernen Meer: Kärlingerhaus (links oben), Ingolstädter Haus (rechts oben), Riemannhaus (links unten), Biwakschachtel des ÖTK (rechts unten) Fotos: L. Ammon*

Steinernen Meer und im westlichen Hagengebirge erschließt. Schließlich sei noch die Biwakschachtel am Wildalmkirchl erwähnt, die vom ÖTK Wien errichtet wurde und den Begehern des überaus langen Weges vom Steinernen Meer zum Hochkönig Unterschlupf bietet. Es ist selbstverständlich, daß die Hüttenaufstiege alle auf guten Wegen erfolgen. Auch die Übergänge zwischen dem Kärlingerhaus und dem Riemannhaus, zwischen diesem und dem Ingolstädter und von letzterem zum ersteren werden ständig gut unterhalten, ebenso der landschaftlich sehr schöne Weg von der Röt am Halsköpfl und Grünsee vorbei zum Funtensee. Auch die Buchauer Scharte und die am Rande des Gebietes liegenden Torscharten lassen sich auf guten Steigen erreichen und überschreiten, während der Zugang von Süden zur Wasserfallscharte ein schmaler Steig ist und nur dürftig bezeichnet. Eine großartige Tour, die aber nur sehr ausdauernden Bergsteigern vorbehalten bleibt, bildet der Übergang vom Riemannhaus oder vom Kärlingerhaus über das Brandhorn und die Torscharte zum Hochkönig. Diese Route — kein eigentlicher Weg — ist ebenfalls ausreichend markiert. Alle anderen auf den Karten verzeichneten Steige quer über die Hochfläche, besonders die im östlichen Bereich, sind nur spärlich bezeichnet, meist mit Stein-dauben, die den Vorteil haben, daß sie auch bei Neuschnee dem Wanderer weiterhelfen.

Touristische Anforderungen

Die Eigenarten der Karsthochfläche stellen an den Touristen ganz bestimmte Anforderungen. Es gibt einige gute Wege — vor allem zwischen den drei Hütten des DAV — die die Hochfläche überqueren. Ihr Begehen bereitet bei klarem Wetter wirklich keine Schwierigkeiten. Man muß nur die Gehzeiten wesentlich länger ansetzen, als man dies bei den gleichen Entfernungen und Höhenunterschieden sonst machen würde. Es ist in dieser weiligen Landschaft einfach unmöglich, wirklich gerade Wege anzulegen. In unzähligen Schleifen führen sie um die ebenso unzähligen Dolinen und Felswandl, ziehen in fast ständigem Auf und Ab durch die Karstlandschaft. So rechnet man für die 5 km vom Riemannhaus zum Ingolstädter Haus, die man in einer „normalen Gegend“ in einer guten Stunde bewältigen würde, hier 2½ Stunden. Ausgesprochen gefährlich wird jedoch die Hochfläche, wenn man — vor allem bei Neuschnee oder Nebel — von den Wegen abkommt. Die Gliederung des Gebietes ist so wenig markant, daß auch der beste Gebietskenner sich nicht mehr zurechtfindet, sobald die Randgipfel im Nebel verschwunden sind. Es ist auch nur sehr begrenzt möglich, sich mit dem Kompaß durchzuschlagen, da die Dolinen und Felswandl zu ständigem Ausweichen zwingen. Man sollte deshalb die kleinen Steige, vor allem im sehr einsamen östlichen Teil des Steinernen Meeres, die meist nur wenig markiert (Steindauben) sind, nur bei zuverlässigem Wetter begehen. Wandert man pfadlos über die Karsthochfläche — ein großartiges und ganz eigenes Erlebnis —, sollte man zudem gute Trittsicherheit mitbringen, da sonst bei der Unebenheit des Bodens unerwartet große Marschzeiten herauskommen würden.

Die Gipfel des Steinernen Meeres

Ausgesprochene Kletterer werden ihren Urlaub bestimmt nicht im Steinernen Meer verbringen. Fast alle Gipfel lassen sich ziemlich leicht erreichen, auf die wichtigsten führen Steige oder wenigstens Markierungen. Der Hauptteil der Touristen rekrutiert sich deshalb aus Bergwanderern, die die Dreihüttenrundtour ausführen und die am Wege liegenden

leichten Gipfel, wie etwa das Breithorn, ersteigen. Für Bergsteiger, die den II. Schwierigkeitsgrad beherrschen, ergeben sich einige interessante Rundtouren, die bei den folgenden Gipfelbeschreibungen kurz gestreift werden sollen.

Natürlich wartet auch das Steinerne Meer mit einigen Wänden auf, durch die Kletterrouten der oberen Schwierigkeitsgrade ziehen. Da aber das Gestein meist nicht sehr gut ist, vor allem aber die Zugänge zu vielen Routen mühevoller Arbeit erfordern, weisen die meisten Touren bis heute wenige Begehungen auf. Ihre Zahl wird wohl auch in Zukunft nicht sehr schnell steigen.

Wer im Steinernen Meer von den markierten Wegen abgeht, kann ziemlich sicher sein, den ganzen Tag keinem Menschen zu begegnen.

* * *

Im Steinernen Meer sind die meisten Gipfel besonders ordentlich und konsequent als Randerhebungen angeordnet. Die höchsten Berge stehen im Abschluß nach Süden. Sie ragen nur mäßig und mit wenigen Ausnahmen flach über die Hochfläche auf, während sie nach Süden ein wildes und recht imposantes Aussehen zeigen.

Der auffallendste und formschönste Gipfel des gesamten Gebietes ist ohne Zweifel die Schönfeldspitze (2653 m). Sie beherrscht das Steinerne Meer, auch wenn sie zwei Meter niedriger als das Selbhorn ist. Das spitze Felsdreieck springt schon bei der Fahrt über den Königssee ins Auge, aber auch von allen anderen Seiten weiß die Schönfeldspitze ihre königliche Gestalt voll zur Geltung zu bringen. Es ist kein Wunder, daß sie die Bergsteiger in besonderem Maße anlockt. Von Westen führt ein versicherter Steig (I) zum Gipfel, eine landschaftlich großartige, abwechslungsreiche Tour, zieht der Steig doch um den halben Gipfel, bis er ihn schließlich von Südosten erreicht (sehr ungenaue Eintragung auf der österreichischen Karte). Auch von Osten, von der Buchauer Scharte, kann der Gipfel unschwierig bestiegen werden, während West- und Nordgrat kurze Klettereien (II) in nicht ganz zuverlässigem Fels bieten. Die Wände finden, trotz ihrer zahlreichen Kletterrouten (bis V+), nur wenige Liebhaber.

Zwischen der tief eingesägten Ramseider Scharte und der Schönfeldspitze liegen einige Schrofenköpfe — Streichenbeil, Schönegg und Wurm Kopf (2452 m) — die touristisch und geografisch uninteressant sind, deren harmlose Überschreitung jedoch einen hübschen Zugang zur Schönfeldspitze darstellt. Auch der folgende Sommerstein (2308 m) ist nicht viel mehr als die Aussichtskanzel des Riemannhauses, wenn er auch mit noch so wilden, lotrechten, rotgesprenkelten Felsen nach Süden abbricht. In ihnen gibt es wohl die einzigen extremen Kletterrouten des Steinernen Meeres, die etwas häufiger begangen werden.

Nach der Buchauer Scharte folgen im Osten der Schönfeldspitze die ebenfalls unbedeutenden Mannköpfe (2506 m). Von Norden sind sie bis hinauf zum Kamm verkarstet und lassen sich ohne Schwierigkeiten besteigen und überschreiten, während sie nach Süden in zwar hohen, aber nur im obersten Teil steilen Wänden abfallen.

Eine ganz eigenartige und von Osten und Westen wirklich unverkennbare Form zeigt das Selbhorn (2655 m) — eine Riesenechse mit einem felsigen Schuppenrücken nach Norden und einem dicken Kopf im Süden. Es ist der höchste Berg des Steinernen Meeres, tritt aber von der Hochfläche aus wenig in Erscheinung; um so imposanter ist der gegen Alm vorspringende Südgipfel mit seiner breiten, felsigen Stirn. Der fast ebene, zwei Kilometer lange Gipfelgrat ragt weit in die Hochfläche hinein, bevor er steil nach Hochbrunn sulzen abfällt. Zusammen mit der weniger ausgeprägten nördlichen Fortsetzung bildet der Selbhorn-Nordgrat eine deutliche Barriere, die das Steinerne Meer in eine westliche und eine kleinere, sehr einsame östliche Hälfte zerlegt. Das Selbhorn läßt sich von Westen von

der Luegscharte, von Osten von der Wasserfallscharte und sogar von Süden über den Pragstein und den sog. Selbhorn-Klettersteig, der jedoch nur aus Pfadspuren und einigen, wenigen Versicherungen besteht, unschwierig (I) ersteigen. Eine große und bergsteigerisch durchaus interessante Rundtour ergibt sich, wenn man vom Riemannhaus nach Hochbrunnsulzen hinüberquert (hierher natürlich auch vom Kärlingerhaus), den Nordgrat zum Selbhorn verfolgt (II), in die Luegscharte absteigt, die Mannköpfe traversiert, von der Buchauer Scharte zur Schönfeldspitze aufsteigt, um schließlich über den Wurmkopf zur Hütte zurückzukehren (8 bis 10 Stunden).

Es ist interessant — und ein Zeichen für seine wenig auffallende Form, daß das Selbhorn erst im Jahre 1860 erstbestiegen wurde, obwohl es der höchste Gipfel des Gebietes ist. Die Schönfeldspitze erhielt bereits 1830 Besuch, der Große Hundstod sogar schon 1825.

Durch die Wasserfallscharte (2423 m) vom Selbhorn getrennt, folgen im Osten Bonegg (2560 m) und Scharegg (2570 m), zwei wenig interessante Gipfel, die nur flach und unwesentlich über die Hochfläche aufragen. Vom Scharegg zweigt ein kurzer, aber scharf ausgeprägter Grat nach Norden ab, dessen nördlicher Eckpunkt, das Scheereck, weit in das Karstplateau vorspringt. In der neuen Alpenvereinskarte wird, entgegen dem lang eingebürgerten touristischen Gebrauch, die Scheere als Scharegg bezeichnet.

Das Wildalmkirchl (2578 m), der nächste Gipfel, ragt als kecker Felsberg im Kamm auf. Seine Form ist ganz charakteristisch: ein viereckiger Kasten mit fast waagrechtem First, dem am westlichen Ende nochmals ein steiles Felsdreieck aufgesetzt ist. Das Wildalmkirchl ist der einzige Gipfel des Gebietes, bei dem sich auch der leichteste Aufstieg im II. Schwierigkeitsgrad bewegt. Trotz seiner hübschen Form wird es jedoch äußerst selten bestiegen, es liegt einfach zu weit ab von der nächsten bewirtschafteten Hütte (ca. 5 Stunden). Knapp nördlich des Grates hinüber zum Brandhorn (2610 m), dem letzten großen Gipfel und Kulminationspunkt im Südosten, liegt die Biwakschachtel. Die von Norden breite Hochkuppe des Brandhorns überschreitet der Weg vom Riemannhaus zum Hochkönig. Ist es auch von Osten und Westen leicht zu ersteigen, so bietet die kurze, aber steile Südwand einen kaum begangenen Durchstieg im V. Schwierigkeitsgrad an.

Das Brandhorn hat eine Reihe von Trabanten. So stehen in dem Rücken, der schnell in Stufen zu den Torscharten abfällt, das Kleine Brandhorn, das sich vom Höhenweg in wenigen Minuten erreichen läßt, und der Marterlkopf (2444 m), den er überschreitet. Nördlich des letzteren baut sich jenseits eines kleinen Plateaus das relativ selbständige Reißhorn (2420 m) auf, das sich über den Südgrat leicht ersteigen läßt, wohl aber so oft wie nie betreten wird.

* * *

Vom Brandhorn zieht ein Rücken nach Norden, der die Hochfläche nach Osten abschließt. Er kann leicht überschritten werden und bildet den schönsten Zugang von der Mauerscharte (Röt) zum Brandhorn, wobei man das fast ebenso hohe Langegg (2594 m) betritt. In dem gleichen Kamm, jedoch stark nach Osten gegen das Blühnbachtal vorgeschoben, steht das ziemlich mächtige Alpriedlhorn (2351 m). Es ist von Westen an seiner eigenartigen Abflachung leicht zu erkennen (und ebenso leicht darüber zu besteigen), während es nach Norden und Süden in steilen und besonders hohen Schrofenflanken abstürzt.

Das folgende kurze Gratstück zwischen der Mauerscharte und dem Blühnbachtörl fällt nach Norden schon direkt in die Röt ab. Es trägt als einzigen etwas wichtigeren Gipfel noch die Laubwand (2312 m), einen teilweise begrünten Aussichtspunkt, der sich von Norden und Süden gleich leicht besteigen läßt.

Der Funtenseetauern (2578 m) ist wohl der gewaltigste Berg des Steinernen Meeres, ein vielfach verästeltes Stock mit einer felsigen Nordabdachung und Gras-, Schrofen- und Karrenhängen nach Süden. Er wird vom Kärlingerhaus auf einem bezeichneten Steig über das Stuhljoch häufig bestiegen, eine leichte, nur etwas Schwindelfreiheit erfordernde Tour. Auch der Aufstieg aus der Röt ist sehr interessant, nur darf man dabei nicht durch den gesamten „Unsinnigen Winkel“ in die Scharte zwischen Graskopf und Funtenseetauern (steile Platten oder Steilfirn) aufsteigen, sondern muß die Einschartung westlich des Leiterkopfes ansteuern. Man kann den Graskopf (2519 m), einen ziemlich selbständigen Gipfel, südlich umgehen oder in hübscher Gratwanderung überschreiten. Ein sehr selten ausgeführter, landschaftlich aber ganz großartiger Zugang erfolgt von Norden vom Halsköpfl über Kuhscheibe, Ebenhorn und Hochscheibe.

Der mächtigste Trabant des Funtenseetauern ist der Grieskogel (2543 m, auch Hochbrunnulzenkopf), der mit ihm durch den hübschen Zackengrat der Ledererköpfe verbunden ist. Obwohl der Grieskogel ein durchaus interessanter, selbständiger Berg ist, wird er kaum je bestiegen, ja, nicht einmal im Alpenvereinsführer „Berchtesgadener Alpen“ erwähnt. Er läßt sich sowohl über die Süd- als auch über die Nordwesthänge leicht erreichen. Lohnend ist eine Rundtour Stuhljoch — Funtenseetauern — Grieskogel, wobei man die Ledererköpfe überschreiten (III) oder auch leicht westlich umgehen kann.

Kurz erwähnt sei noch das Schottmalhorn (2245 m), das als imposanter Felssturm zum Funtensee hinunterschaut, von „hinten“ aber kaum aus der Hochfläche heraustritt. Ein paar nette Kletterrouten führen zum Gipfel.

* * *

Die westliche Begrenzung der Hochfläche bildet der lange Felskamm zwischen dem Breithorn und dem Schindlkopf, unter dem man in seiner ganzen Länge entlangwandert, wenn man vom Riemannhaus zum Ingolstädter Haus unterwegs ist. Die einzelnen Gipfel wie Mitterhorn (2491 m), Äulhorn (2461 m), Achselhorn, Hollermaißkopf, treten so wenig hervor, daß man, steht man auf der Hochfläche nahe unter ihnen, Schwierigkeiten hat, die höchsten Punkte zu bestimmen. Größere Selbständigkeit haben nur das Breithorn (2504 m), das man vom Riemannhaus auf einem angelegten Steig bequem erreicht, und der Schindlkopf (2357 m) am anderen Gratende, der vom Ingolstädter Haus über Karren ebenfalls leicht, aber pfadlos bestiegen wird. Lang, jedoch landschaftlich sehr schön ist die Überschreitung des gesamten Kammes (I), wobei Trittsicherheit und Ausdauer ebenso wichtig sind wie ein guter Blick fürs Gelände. Wenn der Kamm von der Hochfläche aus auch nur wenig in Erscheinung tritt, so fällt er doch nach Westen in hohen zerklüfteten Flanken ab, durch die manche Routen führen, die aber alle von geringem touristischem Wert sind. Vom Schindlkopf springt schließlich nach Westen gegen das Tal der Saalach noch ein etwa vier Kilometer langer Grat vor, der als letzten Eckpfeiler das Praghorn (2143 m) aufwirft, aber im ganzen bergsteigerisch nichts Interessantes bietet.

Allmählich schließt sich der Gipfelkranz um die Hochfläche des Steinernen Meeres. Einer der höchsten Gipfel jedoch fehlt noch — der Große Hundstod (2594 m). Als breiter, abgerundeter Kopf, der seine Umgebung weit überragt, begrenzt er die Hochfläche gegen Norden. Dieser herrliche Aussichtspunkt ist der Hüttenberg des Ingolstädter Hauses, den man von dort aus längs der Markierung leicht ersteigen kann. Während er nach Süden mäßig steil in Schrofen absinkt, fällt nach Westen in den Hochwiesekessel eine pralle, dreieckige Felswand ab, die von interessanten Kletterrouten durchzogen wird.

Genau östlich des Hundstods liegt der Schneiber (2330 m), ein breiter Gras- und Schrofenrücken, von Süden an seinem charakteristischen, schrägen Band kenntlich. Über den

harmlosen Westrücken läßt er sich vom Hundstodgatterl schnell erreichen. Ebenfalls über den Westrücken besteigt man den wenig bedeutenden Gjaidkopf (2268 m), ein ost-westlich gelagerter Karrenberg nördlich des Schneibers.

Auch der Viehkogl (2158 m) sei nicht vergessen, der vom Funtensee aus einen mächtigen, steilen Gipfel vortäuscht, aber in Wirklichkeit nur mäßig über die Hochfläche aufragt. Durch den angelegten Steig vom Funtensee aus ist er zum beliebten Gipfel geworden. Er vermittelt einen wunderbaren Überblick über den westlichen Teil des Steinernen Meeres mit seinen Randgipfeln.

* * *

Es gibt eine einzige Gruppe im Gebiet, die nicht an das Hochplateau grenzt, und zwar der Kamm von Seehorn und Balfenhörnern über dem Hochwieskessel. Das Seehorn (2322 m) mit seinen sanften Formen bietet dem Bergsteiger weniger Interessantes, es ist mehr ein Skiberg. Die Balfenhörner (2222 m) hingegen sind ungewöhnlich trotzige Felsgestalten, mit Graten, starrend von Türmen und Nadeln, und tief eingerissenen Schluchten mit mächtigen Schuttkegeln zu Füßen. Das Klettern an diesen Gipfeln bringt wenig Freude, weil das Gestein von einer so ausgesuchten Brüchigkeit ist — man kann die Steine teilweise in der Hand zu Grieß zerreiben —, wie man sie nur selten findet.

* * *

Damit hat sich der Gipfelkranz um die Hochfläche des Steinernen Meeres endgültig geschlossen. Wer in diesem eigenartigen, vegetationsarmen Gebiet ein paar Tage unterwegs war, hat bestimmt eine Fülle sehr schöner Erlebnisse gewonnen, ein ganz besonderer Moment steht ihm jedoch beim Abstieg noch bevor — der Anblick der ersten Matten, der ersten Waldstücke, der ersten Bäche. Das Gras erscheint besonders grün, das Wasser besonders frisch und lebendig nach den Tagen im einheitlich grauen und letzten Endes doch lebensfeindlichen Karst.

Skifahrten im Steinernen Meer

FRANZ GRASSLER

Übersicht

„Das Steinerne Meer ist die größte Hochfläche der Berchtesgadener Alpen, zugleich ihr schönstes und umfassendstes Skigebiet. Es wird im Hochwinter kaum betreten, während es als Frühjahrs-Skigebiet in steigendem Maße aufgesucht wird. Alle diese großen Hochflächen erfordern einen gewissen Orientierungssinn; sie werden bei Nebelbruch und schlechtem Wetter gefährlich. Die Zugänge sind beschwerlich und fast durchwegs lawinengefährdet. Die günstigsten Monate für einen Skibesuch des Steinernen Meeres sind März und April; seine reichliche Schneelage gestattet regelmäßig noch im Mai genußvolle Fahrten . . . Der ideale Stützpunkt, zugleich die einzige reichsdeutsche Hütte, ist infolge seiner günstigen Lage, in der fast alle Abfahrten zusammenlaufen, das Kärlingerhaus am Funtensee . . . Im Winter besteigbar sind fast alle Gipfel der Gruppe, wenn auch nicht alle auf Skiern.“

Mit diesen Sätzen habe ich vor genau 20 Jahren den Abschnitt „III. Das Steinerne Meer“ in meinem „Skiführer durch die Berchtesgadener Alpen“ (Bergverlag Rudolf Rother, München, 1949) eingeleitet. Was ich damals über die Skitouren im Steinernen Meer geschrieben habe, gilt uneingeschränkt heute noch, denn die Zeit ist — zumindest im Winter — am Steinernen Meer vorbeigegangen. Eine Sorge haben wir heute allerdings längst nicht mehr, die mich 1949 im Skiführer und in anderen Veröffentlichungen („Der Winter“, 37. Jg.; „Der Bergsteiger“, 17. Jg.; „Berchtesgadener Alpen“, Festschrift der AVS Berchtesgaden 1950) bewegt hat, nämlich die Grenzsperrung zwischen Bayern und Österreich; damals mußte ich noch erklären: „Eine strenge Durchführung der Grenzsperrung würde die Mehrzahl der schönsten Fahrten unmöglich machen.“ Rückblickend auf diese Jahre kann ich heute mit Dank gegenüber der bayerischen Grenzpolizei und der österreichischen Gendarmerie feststellen, daß die dort eingesetzten Beamten stets Verständnis für die Bergsteiger und Skiläufer hatten. Wer damals zurückgeschickt wurde, hatte es sich wohl selbst zuzuschreiben, denn man mußte halt mit den Herren Beamten reden können — oder sie umgehen.

Die Landesgrenze, die das Steinerne Meer vom Hundstod bis zum Funtenseetauern durchquert, stört uns heute ebensowenig wie die ersten Skiläufer, die dort oben ihre Spuren gezogen haben.

Die Berchtesgadener Georg Weiß, Otto Schultheiß und der „Apotheker-Provisor“ Fahrnbacher brachen am Morgen des 23. Januar 1902 in der Ramsau auf — mit Holzskiern ohne Kanten, auf denen wacklige Meerrohrbindungen kaum Halt gaben; zwei von ihnen benützten lange Bergstöcke, der dritte einen Eispickel. Die drei Männer spurten durch das lange Wimbachtal hinauf nach Drischübl. Da der Nachmittag schon angebrochen war und sie zweifelten, ob sie an dem kurzen Januartag noch zum Funtensee gelangen könnten (das Ingolstädter Haus bestand damals noch nicht), kamen sie auf die kühne Idee, zur Sigretalm hinabzufahren, um den Funtensee über die Saugasse zu erreichen. Als sie die Unmöglichkeit des Durchkommens erkannt hatten und bei Beginn der Dämmerung nach Drischübl zurückgekehrt waren, fanden sie zu ihrem Glück Unterschlupf im tiefverschneiten Jagdhüttchen. Am nächsten Tag gelang der mühevollen Aufstieg durch die

Hundstodgrube zur Hochfläche; erst am Nachmittag kamen sie zur alten kleinen Funtensee-Seehütte. Schon am folgenden Tag mußten die drei wieder ins Tal; den Rückweg — von einer Abfahrt war nur teilweise die Rede — nahmen sie durch die Saugasse und über den Königssee. Das wahrhaft abenteuerliche Unternehmen war gelungen. Otto Schultheiß, mit dem ich als Freund seines Sohnes in den zwanziger Jahren meine ersten Bergtouren unternehmen durfte, hat mir so manchemal von diesem Vorstoß in die arktische Einsamkeit des Steinernen Meeres erzählt; eine späte Schilderung gab er in der Jubiläumsschrift der Sektion Berchtesgaden 1950.

Das Steinerne Meer als Skigebiet war entdeckt, die „Pioniere“ fanden Nachfolger. Die erste Ski-Überquerung unternahmen Joh. Moderegger, K. Schuster, J. Huber und Wenk im Jahre 1905 auf dem Wege Buchauerscharte — Funtensee — Hundstodscharte — Wimbachtal. Dr. Paul Preuß und Paul Relly folgten im Februar 1909 auf der Route Alm — Buchauerscharte — Riemannhaus mit Übernachtung und erster (?) Ski-Besteigung des Breithorns — Funtensee — Saugasse — Königssee. Dieses Unternehmen der beiden ausgezeichneten österreichischen Kletterer fand einen abenteuerlichen Abschluß, denn Preuß und Relly querten angeseilt über Eisschollen den nur noch im Süden etwas zugefrorenen See und gingen am Ostufer zum „Reitl“ gegenüber St. Bartholomä; dort hörte man ihr Rufen und brachte sie mit einem Boot in finsterner Nacht zum Dorf Königssee. Preuß beschrieb diese Tour unter dem Titel „Eine Überschreitung des Steinernen Meeres“ in der „Deutschen Alpenzeitung“ 1912/13 (II. Halbband, S. 192). Das war — soweit ich feststellen konnte — die erste Veröffentlichung über das Skiland Steinernes Meer; die nächsten kamen in den zwanziger Jahren: „Ostern am Steinernen Meer“ von Hermann Benedikter („Alpenfreund“ 1921), „Skifahrten im Steinernen Meer“ von Eduard Scherer („Alpenfreund“ 1925) und schließlich als erster (und bis heute letzter) Beitrag im Alpenvereins-Jahrbuch „Auf Schiern übers Steinernes Meer“ von Gustav Beck („Zeitschrift“ 1928).

* * *

Ich sagte cingangs, die Zeit sei am Steinernen Meer vorbeigegangen. Keine Bergbahn führt hinauf zur Hochfläche und kein Skilift surrt dort oben; alle gelegentlich auftauchenden Pläne zu einer „Erschließung“ haben sich glücklicherweise immer von selbst erledigt. Die einzige Erleichterung im Aufstieg bietet die Materialseilbahn, die aus dem Talwinkel hinter Alm zum Riemannhaus hinaufgeht und zur Bewirtschaftungszeit dieses Hauses — also im Frühjahr, wenn der durch die südlichen Randabstürze führende Steig benützt werden kann — den Transport des Rucksacks und der Skier übernimmt. Den längsten und schwierigsten Zugang zum Steinernen Meer, die „Große Reib'n“, erleichtern heute die Jennerbahn und die im Frühjahr zugängliche, gut eingerichtete Wasseralm in der Röt, den Übergang zum Hochkönig die Biwakschachtel des ÖTK am Wildalmkirchl. Die Lifte in Alm und Hintertal an den untersten Hängen des Steinernen Meeres interessieren in unserem Zusammenhang nicht.

Sonst bleibt gegenüber allen früheren Veröffentlichungen einschließlich meines Skiführers, aber auch der Bergverlags-Skikarte „Berchtesgadener Alpen“ (mit Kurzskiführer auf der Kartenrückseite) von 1967 lediglich festzustellen, daß die jüngsten amtlichen Kartenwerke Österreichs und Bayerns und zuletzt die diesem „Jahrbuch 1969“ beiliegende Alpenvereinskarte an vielen Stellen neue Höhenangaben und gelegentlich auch neue Namen gebracht haben. Als Beispiel seien nur zwei schöne Skiberge im östlichen Steinernen Meer genannt, das Poneck und die Scheere der älteren Literatur: Das Poneck (Bonegg) galt bisher mit 2614 m als höchster Skigipfel der ganzen Gruppe; heute trägt es die Höhenkote 2560 m und wird nicht nur vom Brandhorn (2610 m, bisher 2593 m), sondern auch von

der benachbarten Scheere (2567 m, bisher 2592 m) übertroffen, die gar noch zweimal den Namen wechseln mußte, denn die amtlichen Kartenwerke machten aus ihr ein „Hochponeck“, während die AV-Karte ein „Scharegg“ verzeichnet. Die neue Karte lag bei Abschluß meines Manuskripts noch nicht vor; dank des Entgegenkommens der zuständigen Herren konnte ich jedoch in die Unterlagen Einsicht nehmen und daher versuchen, zu einer Synthese zwischen touristischer Literatur und der neuen Karte zu kommen.

* * *

Die *Aufstiege* zum Steinernen Meer entsprechen auch für Skiläufer im allgemeinen den Sommerwegen zu den drei auf der Hochfläche gelegenen Alpenvereins­hütten: Zum Kärlingerhaus am Funtensee (AVS Berchtesgaden, 1630 m) von St. Bartholomä am Königssee durch die Saugasse, zum Riemannhaus in der Ramseider Scharte (AVS Ingolstadt, 2177 m) von Saalfelden oder Alm und zum Ingolstädter Haus in der Dießbachscharte (AVS Ingolstadt, 2119 m) von Oberweißbach. Wenn allerdings der Königssee wegen Teilvereisung weder mit dem Schiff befahren noch mit Skiern überquert werden kann, bleibt von Berchtesgaden aus nur der lange „Winterweg“, den schon die ersten Ski­besucher des Steinernen Meeres eingeschlagen hatten: durch das Wimbachtal (Stützpunkt die Wimbachgrießhütte des TVDN) und über Drischübl und die Hundstodgrube zur Hochfläche (gleichzeitig Anstieg von Berchtesgaden zum Ingolstädter Haus). Auch der „Sommerweg“ zum Riemannhaus, der erst im Frühjahr begehbar wird, kann auf den großen Umwegen von Alm über die Buchauerscharte oder von Saalfelden über die (im Winter unbewirtschaftete) Peter-Wiechenthaler-Hütte und die Weißbachscharte umgangen werden. Ausdauer und Orientierungsvermögen, gutes Wetter und sichere Lawinenverhältnisse erfordert die „Haute Route“ der Berchtesgadener Alpen, die „Große Reib'n“. Es klingt wie ein Märchen, daß Josef Aschauer und Ernst Drummer am Ostermontag, den 13. April 1925, an einem Tage die unvorstellbar große Strecke Berchtesgaden — Schneibstein — Röt — Funtensee — Hundstodgatterl — Wimbachtal — Berchtesgaden mit Skiern zurückgelegt haben — aber es ist Tatsache! Heute erspart die Jennerbahn den Anstieg aus dem Tal und zur Übernachtung stehen das Stahlhaus auf dem Torrener Joch (oder knapp darunter das Schneibsteinhaus des TVDN) sowie evtl. als Zwischenstützpunkt die Wasseralm in der Röt zur Verfügung, doch bleibt die „Große Reib'n“ immer noch ein hochalpines Unternehmen, das nicht unterschätzt werden darf.

* * *

Im Steinernen Meer selbst bietet sich eine Fülle größerer und kleinerer *Skitouren*; sie sind im einzelnen im „Skiführer“ beschrieben (Randzahlen 54—83) und werden teilweise im zweiten Teil dieses Beitrags geschildert. Idealer Stützpunkt ist das Kärlingerhaus, da es von den drei Hütten am tiefsten und zentralsten gelegen ist; Riemann- und Ingolstädter Haus haben zwar einige schöne „Haus-Skiberge“, doch ihre hohe Lage am Rande der Hochfläche wirkt sich naturgemäß negativ aus.

Kleine, doch lohnende Unternehmungen vom Kärlingerhaus aus sind die aussichtsreichen Höhen nördlich und nordöstlich des Funtensees (der dreigipflige Simersberg, 1882 m; Glunkerer, 1932 m; Feldkogel, 1886 m) sowie im Süden — aus der Hochfläche wenig herausragend — Viehkogl (2158m; mit einer rassigen Steilabfahrt vorn herunter), Rotwandl (2231 m) und das den Felszacken des Schottmalhorns überragende Schottmal. Näher und skiläuferisch lohnender als diese drei Plateaugipfel ist der sog. „Brandenberg“, ein nordwestlicher Vorgipfel des Schottmals, dessen Steilabfahrten für sich allein den Aufstieg lohnen, vor allem aber mit Rückfahrten aus dem östlichen Steinernen Meer und aus dem Gebiet des Riemannhauses verbunden werden können.

Eigentlicher Ski-Hausberg des Kärlingerhauses und gleichzeitig der interessanteste Ski-berg des ganzen Steinernen Meeres ist der Funtenseetauern (2578 m). Dieses mehrgipflige Massiv mit dem südlichen Eckpfeiler Grieskogel (2543 m) gewährt neben sehr schönen Abfahrten zurück in den Funtenseekessel zwei besonders bemerkenswerte Abfahrten: Den langen Nordrücken über Hochscheibe und Ebenhorn ziemlich schwierig hinab zum Halsköpfl oder aber leichter und genußreicher in die Röt; diese Abfahrt heißt allgemein „Unsünnige-Winkl-Abfahrt“, obgleich sie den „Unsünnigen“ (= unsonnigen) Winkel gar nicht berührt. Das Problem beider Abfahrten ist die Rückkehr zum Kärlingerhaus — es sei denn, sie werden so spät im Frühjahr unternommen, daß die Sagereggerwand bzw. die Röt wand schon aper sind, also den Abstieg (keine Abfahrt!) zum Obersee gestatten. Andernfalls muß man vom Halsköpfl mühsam dem Sommerweg über Schwarz- und Grünsee folgen; von der Röt führt der lohnendste Rückweg abermals über den Funtenseetauern (andere Möglichkeit über Niederbrunnsulzen). Ein Tag mit der Doppelüberschreitung des Funtenseetauern vom Funtensee zur Röt und zurück ist sicher anstrengend (2200 Höhenmeter in Aufstieg und Abfahrt), aber er bleibt als großartige Skitour in der Erinnerung.

Alle Skitouren im Bereich der beiden Hütten der Sektion Ingolstadt lassen sich mit entsprechend längerem Anstieg und längerer Abfahrt auch vom Kärlingerhaus aus durchführen; gemütliche Halbtagestouren oder kurze Skiausflüge der beiden Plateaurandhütten werden zu Tagestouren des Kärlingerhauses.

Hausberg des Ingolstädter Hauses ist der Schindlkopf (2356 m), aber auch die südwestlichen Randberge Finsterbachkopf (2208 m) und Windbachkopf (früher Wimbachkopf, 2222 m) verdienen einen Besuch; gelegentlich steigen Skiläufer auch auf das Aulhorn (Alhorn, 2474 m) oder auf die Grüne Scharte. Vom Großen Hundstod (2594 m) über das Gipfeldach fahren lediglich Steilhangspezialisten, während der unscheinbare Kleine Hundstod (2263 m) anlässlich der „Hundstodreibe“ in wenigen Minuten bestiegen werden kann. Zum engeren Tourenbereich des Ingolstädter Hauses zählen schließlich der wenig lohnende Schneiber (2330 m) im Osten sowie im Gebiet der Weißbachscharte der Scharrenkopf (2308 m), das unmittelbar benachbarte Hollermaißhorn (2298 m) und einer der Eggstättenköpfe (2322 m).

Wenige Alpenvereinshäuser gewähren eine so schöne Aussicht wie das Riemannhaus an der Ramseider Scharte hoch über Saalfelden; sie weitet sich naturgemäß von den Randgipfeln zwischen Breithorn und Brandhorn. Der Gast des Riemannhauses kann an nahen Gipfeln wählen zwischen dem Breithorn (2504 m) im Westen und dem Schöneegg (früher Streichenbeil, 2389 m) im Osten. Der schönste Berg des Steinernen Meeres, die Schönfeldspitze (2651 m), bleibt Winterbergsteigern vorbehalten, während das 3 m höhere Selbhorn zwar ebenfalls kein Skigipfel im herkömmlichen Sinne ist, unter günstigen Umständen aber von Westen (Lüegscharte) und Osten (Wasserfallscharte) mit Skiern bestiegen werden kann; andernfalls empfiehlt es sich, zu Fuß zum Grat zwischen Vor- und Hauptgipfel aufzusteigen und dem höchsten Berg des Steinernen Meeres seine Reverenz zu erweisen.

Der in Nordrichtung verlaufende Höhenzug Selbhorn — P. 2540 („Silbhorn“ der amtlichen Karten) — Hochbrunnsulzen — Hochbrunnsulzenkopf und Niederbrunnsulzenkopf (beide in der AV-Karte nicht benannt) — Niederbrunnsulzen — Grieskogel — Funtenseetauern trennt das einsame, von der Biwakschachtel abgesehen hüttenlose östliche Steinerne Meer vom Nahbereich der drei Hütten. Es wird vom Kärlingerhaus durch Aufstieg über das Tote Weib, vom Riemannhaus durch Quercung der Hochfläche nördlich von Schönfeldspitze und Mannköpfen (selten besuchten Skibergen) erreicht; beide Wege treffen sich in Hochbrunnsulzen. Der am weitesten nach Süden vorgeschobene Gipfel der Hochfläche, das Bonegg (Ponck, 2559 m) bietet eine Aussicht und eine Abfahrt ersten Ranges.

Ähnliches gilt für den nunmehr höher kotierten Nachbarberg „Scharegg“ (früher Scheere, Hochponeck), das auch sehr lohnend auf der Rückfahrt vom östlichsten Skiberg des Steinernen Meeres, dem Brandhorn, besucht werden kann. Auf diesem aussichtsreichen Weg über den östlichen Randabstürzen empfiehlt es sich, auf Wächten zu achten; ein junger Berchtesgadener brach einmal durch und hatte das unglaubliche Glück, den riesigen Sturz einigermaßen unversehrt zu überleben. Das Brandhorn bietet außer dem Rückweg über Hochbrunnsulzen und einer großartigen Abfahrt durch das Tauchertal ins Blühnbachtal noch eine lange, aber ziemlich flache Abfahrt in die Röt.

* * *

Als *Abfahrten* vom Steinernen Meer kommen die Normalaufstiege St. Bartholomä — Funtensee und Saalfelden — Riemannhaus nur begrenzt in Betracht; beim einen muß unten über dem Königssee, beim anderen oben im Felsgürtel zu Fuß gegangen werden. Die übliche Abfahrt auf bayerischer Seite geht daher über den Winterweg (Hundstodgatterl — Drischübl — Wimbachtal), während auf der Salzburger Seite vom Ingolstädter Haus auf dem Anstiegsweg oder vom Riemannhaus über Buchauerscharte oder Weißbachscharte abgefahren werden kann. Unvergleichlich schöner aber sind zwei Großabfahrten, die gleichzeitig eine bedeutende Tour darstellen: durch den Loferer Sailergraben oder durch das Tauchertal.

Der schönste Rückweg nach Berchtesgaden führt von der Hundstodscharte zwischen Großem und Kleinen Hundstod (nicht zu verwechseln mit dem Hundstodgatterl zwischen Großem Hundstod und Schneiber) über einen rund 400 m hohen Steilhang hinab in die Hochwiesgrube, jenseits hinauf auf die Keanmatenschneid — wobei der Gipfel des Seehorns, 2320 m, gut „mitgenommen“ werden kann — und schließlich über Hochwies- und Wimbachscharte durch den 600 m hohen Sailergraben — eine der interessantesten Abfahrten der Ostalpen! — ins Wimbachtal. Von der Hochwiesgrube ab bewegt sich diese Route geographisch nicht mehr im Steinernen Meer, sondern in der Hochkaltergruppe.

Von ähnlicher landschaftlicher Schönheit und skiläuferischer Bedeutung ist der Übergang vom Kärlinger- oder Riemannhaus über das ganze östliche Steinerne Meer zum Brandhorn mit anschließender Abfahrt durch das Tauchertal in das Blühnbachtal und hinaus nach Tenneck (bei Werfen) im Salzachtal. Bei diesem Weg steht noch das Skilaufen im Vordergrund, während der Übergang zum Hochkönig unter Umständen (Umgehung oder Überschreitung des Hochseilers) mehr ein alpines Problem darstellt; der Lohn ist allerdings die Riesenabfahrt vom Hochkönig, 2938 m, nach Werfen oder zum Arthurhaus. Eine interessante Kombination bietet skiläuferisch den meisten Genuß: Abfahrt vom Brandhorn durch das Tauchertal, Aufstieg aus dem Blühnbachtal zur gut bewirtschafteten und selten einmal überfüllten Ostpreußenhütte (1630 m) und am nächsten Tag auf den Hochkönig, Abfahrt ins Salzachtal.

Ähnlich wie an der „Großen Reib'n“ hat Josef Aschauer in diesem Gebiet eine beinahe unvorstellbare Leistung vollbracht: Mit seinen Freunden Sepp Kurz und Michl Russegger ging er im Frühjahr 1934 an einem einzigen Tag von Berchtesgaden (0 Uhr) über Schneibstein — Röt — Brandhorn zum Hochkönig (17.45 Uhr) und fuhr anschließend noch nach Bischofshofen (20 Uhr) ab.

* * *

Der Kreis ist geschlossen. Ich habe alle wesentlichen Skiberge und Abfahrten zwischen Hundstod und Brandhorn, zwischen Simetsberg und Selbhorn genannt. Vielleicht findet diese nüchterne Aufzählung etwas Leben, wenn ich im folgenden versuche, Skitage im Steinernen Meer zu schildern, wie sie in der Erinnerung geblieben sind.

Erinnerungen

Erinnerungen bedürfen zumindest dann einer Gedächtnisstütze, wenn nichts Besonderes geschehen ist. Für die Zeit vor 1943 fehlt mir leider diese Stütze, denn die von Jugend an geführten Tourenbücher sind 1943 in einer Münchner Bombennacht zerstört worden. So erinnere ich mir nur noch, daß ich Ende der zwanziger Jahre als Pennäler zum erstenmal mit Skiern ins Steinernes Meer kam; zu zweit hausten wir im kleinen Funtenseehütterl und fühlten uns als alleinige Herren dieses riesigen Skireiches. Von einem Skibesuch des Steinernen Meeres im März 1936 aber ist mir ein Tourentag in Erinnerung geblieben:

Freund Ottmar — Gefährte auch eines spätherbstlichen Übergangs von der Röt zum Hochkönig im tiefen Schnee eines frühen Wintereinbruchs und einer Frühlingssfahrt Ostpreußenhütte — Hochkönig mit Abfahrt bis fast Werfen — dachte sich damals nach den üblichen Skitouren etwas Neues aus, nämlich die Ski-Überquerung der Gipfel zwischen Schönfeldspitze und Ramseider Scharte. Wir stiegen durchs Baumgartl hinauf zur Hochfläche an den Fuß der Schönfeldspitze. Diese selbst erschien uns unnahbar, doch der benachbarte Wurmknopf erwies sich als zugänglich, wenn auch keineswegs als Skiberg; nach recht steilem Anstieg mit Skiern zur Wurmscharte blieb uns dort nichts anderes übrig, als die „langen Hölzer“ (wie man damals sagte, als man das Material seiner Skier noch einwandfrei kannte) zu schultern und vorsichtig über den Grat zu Fuß hinaufzubalancieren. Auch vom Gipfel (2451 m) gab es zunächst über den schmalen Südwestgrat nur einen Abstieg, keine Abfahrt; erst als der Rücken breiter wurde, folgten wir ihm auf Skiern bis zu seinem südlichen Eck, dem Streichenbeil (damals Schöneck). Bald standen wir am Schönegg (damals Streichenbeil) und sahen herrliche Hänge vor uns, die hindernislos zur Ramseider Scharte hinabzuführen schienen. Pulver deckte den Hang, in den ich mich als erster hineinstürzte — was leider buchstäblich geschah, denn es lag so wenig Pulver auf so cisigem Harsch, daß ich schon beim ersten Schwung dahinrodelte und in immer schnellerem Sturz den ganzen Hang in der „Direttissima“ nahm. Ottmar sah mich schließlich kopfvoran über ein Felswandl verschwinden. Aber ich hatte Glück: Beim unfreiwilligen Sprung über die Felsstufe drehte es mich noch einmal — und unten war tiefer lockerer Schnee angeweht, in dem ich mit heilen Knochen und sogar Skiern stecken blieb. Als ich mich herausgewühlt hatte, hörte ich von hoch oben die angstvollen Rufe des Kameraden, und schließlich verstand ich auch die Frage „Franzl, bist hin?“. Ottmar kam, nachdem ich ihn über mein Schicksal beruhigt hatte, den Steilhang zu Fuß — Stufe für Stufe stapfend — zu mir herab, dann machten wir die verdiente Rast. Mit den Skiern und wohl auch dem Können von damals hatte uns dieser heimtückische Hang überfordert, aber er wäre zu meistern gewesen, wenn ich nicht allzu unvorsichtig hineingefahren wäre. Zuerst wollte ich auf dem nächsten Weg zurück zur Hütte, aber der Schock war bald überwunden, der Mut kehrte zurück. So konnten wir zunächst nicht am Sommerstein vorbeifahren, ohne diesen mit gewaltigen Wänden ins Saalfeldener Tal abbrechenden Randberg zu besteigen; über den Sommerweg erreichten wir schnell in leichter Kletterei den Gipfel. Am Riemannhaus schließlich fanden wir, daß wir noch Zeit und Lust für das Breithorn hatten, und so endete diese „Skitour“ über fünf Gipfel mit der einzig schönen Abfahrt des Tages vom Breithorn zum Funtensee.

* * *

Während des Krieges kam ich nur für ein paar Sommer-Urlaubstage ins Steinernes Meer, und nach der Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft mußte erst Ersatz für die 1943 verbrannte Skiausrüstung geschaffen werden — und das war gar nicht leicht! Zwar

hatten Freunde alte, viel zu lange Ski übrig, doch für Skistiefel mußten meine Frau und ich ein Erbstück, ein Paar goldene Eheringe, opfern. Die Berchtesgadener Alpen lagen dem Chiemgauer Evakuierungsort günstig, und bald ergab sich die Aufgabe, einen Skiführer zu schreiben und den Sommer-Spezialführer von Zeller neu zu bearbeiten. Rund acht Wochen verbrachte ich 1946—1949 im Steinernen Meer, in der Röt und am Hochkönig; die Berge der Jugend wurden mir damals erst zur wahren Bergeheimat.

Nach einer Tourenwoche im Steinernen Meer im Sommer 1946, die meiner Frau und mir u. a. die Hundstod-Nordflanke und den „Saalfeldener Höhenweg“ über das Bersailhorn (Persailhorn) einbrachte, kam ich im März 1947 zum ersten Nachkriegs-Skiurlaub ins Steinerne Meer. Der Anfang war nicht gerade verheißungsvoll, denn zunächst warteten mein Berchtesgadener Freund Hans und ich am Bahnhof dreiviertel Stunden auf das Postauto — und dann erklärte uns der Fahrer, für Skiläufer habe er keinen Platz. So mußten wir auf der Landstraße bis Wimbachbrücke marschieren, ehe im Wimbachtal die eigentliche Tour begann. In der Nacht prasselte Regen auf das Dach der Wimbachgriesshütte. Als es gegen 9 Uhr am nächsten Morgen zu schneien anfang, machten wir uns auf den mühsamen „Winterweg“ ins Steinerne Meer. Das eingesprengte Stück des Sommerweges trugen wir, nach rund 1¼ Stunden waren wir in Drischübl. Hier ließen wir uns von einigen gerade noch sichtbaren Abfahrts Spuren in einen Steilhang verführen, der zwar links oben die lawinengefährdete Hundstodgrube umgeht, der aber bei den Wetter- und Sichtverhältnissen dieses Tages auch recht unangenehm war; schließlich stapften wir zu Fuß steil empor. Der Versuch, an einer vermeintlich geschützten Stelle zu rasten, mißlang kläglich; Kälte und Sturm trieben uns bald weiter. Die alten Spuren waren längst verweht und verloren; wir kamen nochmals zu weit links, aber als der Große Hundstod einmal kurz durch den dichten Nebel sichtbar wurde, konnten wir uns orientieren. Allerdings mußten wir noch über einige lawinengefährdete Hänge schleichen, bis wir endlich am Hundstodgatterl den Normalweg erreichten. Da dieser mühevollen Anstieg viel Zeit gekostet und an unseren Kräften gezehrt hatte und da auch die schlechte Sicht den Weiterweg zum Funtensee nochmals recht langwierig gestaltet hätte, querten wir hinüber zum nahen Ingolstädter Haus.

Nach rund achtestündigem Marsch kamen wir dort an, schneeverkrustet, müde, hungrig — doch der Empfang in der Hütte war noch unfreundlicher als das Wetter draußen. „Wenn Ihr keine Schilling habt, könnt Ihr gleich weitergehen“, sagte der Wirt zur Begrüßung im Vorraum und verwehrte uns zunächst den Eintritt in die Wärme. Woher sollten wir armen „Reichsdeutschen“ Schilling haben? Es war nicht mehr der freundliche Wirt, bei dem ich im Sommer zuvor mit meiner Frau ein paar Tage verbracht hatte; unsere Hinweise auf den Alpenverein halfen nichts — aber wir weigerten uns weiterzugehen und bestanden auf einem Notquartier für eine Nacht. Schließlich durften wir bleiben, aber nur gegen den Verkauf eines Teils des Brotes, das wir in unseren schweren Rucksäcken heraufgeschleppt hatten.

Da wir schon am Ingolstädter Haus waren und nicht vorhatten, nochmals hierher zu kommen, gingen wir am nächsten Morgen nach Werterbesserung auf den Schindlkopf — genauer gesagt, wir hatten es vor, denn als ich im Gipfelhang ein Schneebrett abtrat, hatten wir von dieser Gegend endgültig genug. Die Abfahrt vom Ingolstädter Haus zum Kärlingerhaus war mit unseren riesigen Rucksäcken ebenfalls kein Vergnügen, aber dann war alles gut; das Wirtsehepaar Graßl nahm uns mit aller Herzlichkeit auf, und in den folgenden sechs Tagen gingen die meisten Pläne in Erfüllung.

Noch am gleichen Nachmittag blickten wir vom Feldkogel auf den tief verschneiten Königssee hinab.

Schon der folgende Tag sah uns bei völligem Aufklaren zunächst auf dem Funtenseetauern und nach Abfahrt durch das Ledererkar und dreiviertelstündigem Wiederaufstieg auf dem ebenfalls sehr lohnenden Grieskogel; durch eine herrliche Pulverschneemulde fuhren wir zum Toten Weib herab und zum Haus zurück.

Den folgenden Tag verbrachten wir im östlichen Steinernen Meer. Von Hochbrunnsulzen querten wir unter dem langen Selbhorn-Nordgrat zur Wasserfallscharte und versuchten uns zunächst am Selbhorn selbst. Mit Skiern gewannen wir eine vorgelagerte Erhebung, in steiler Fußstapferei die Felsen, doch der Weiterweg erschien uns bei dieser Schneelage so wenig verlockend, daß wir zu den Skiern zurückkehrten. Eine schöne Abfahrt zur Wasserfallscharte war der Lohn für diesen mißlungenen Versuch; dort klebten wir die Felle wieder auf und stiegen bzw. fuhren über Hochstreif und Bonegg auf das Scharegg („Hochponeck“, „Scheereck“). Die trockenen Felsplatten dieses aussichtsreichen Gipfels waren wie geschaffen für eine schöne warme Mittagsrast. Endlose Schußfahrten durch die herrlichen Nordmulden brachten uns schnell wieder unter Hochbrunnsulzen. Ob wir von dort zum Gipfelsammeln oder zur Abfahrtsverlängerung die Ski auf den Hochbrunnsulzenkopf trugen, weiß ich heute nicht mehr, aber auf alle Fälle hatten wir eine schöne lange Rückfahrt.

Nach einem nächtlichen Föhnsturm war die Unternehmungslust etwas geringer; Hans wollte bloß auf den Glunkerer, während Dieter (den wir am Kärlingerhaus kennengelernt hatten) Interesse am Felsgipfel des Schottmalhorns zeigte. Die Lösung war einfach: Am Vormittag ging ich mit Hans auf den Glunkerer, am Nachmittag mit Dieter auf das Schottmalhorn. Zu diesem Berg wählten wir einen komplizierten Zugang, nämlich zunächst auf seiner Ostseite durch den Rennergraben, dann um den Nordfuß herum durch die Westflanke in die Scharte zwischen dem (höheren) Schottmal und dem nach Norden vorgelagerten Horn. Hier packten wir den Felsbau dieses Wahrzeichens des Funtenseekessels an. Die Kletterei selbst war nicht allzu schwierig, doch der Wind machte uns schon hier zu schaffen, und oben am blankgefegten Felsgrat herrschte ein solcher Föhnsturm, daß wir das letzte Stück zum Gipfel nur noch auf dem Bauche kriechen konnten.

Wetter und Schnee ließen auch an den folgenden Tagen keine großen Touren zu; der Plateaugipfel Rotwandl und die Erhebungen des Simetsberges mit ihrem prächtigen Blick auf den Königssee und die Watzmannkinder brachten eine schöne Abwechslung. Der Abfahrtstag war nun gekommen. Trotz des sehr trüben Wetters entschlossen wir uns zum weiten Weg über das Seehorn, und wir hatten es nicht zu bereuen, da das Wetter immer besser wurde. Die Rucksäcke waren leicht geworden, so daß wir auf dem Harsch die Ski in 2¼ Stunden zur Hundstodscharte trugen; das Ingolstädter Haus ließen wir gern links liegen. Der Kleine Hundstod wurde in wenigen Minuten „mitgenommen“, dann querten wir hinüber zum Dießbachegg. Die erste große Abfahrt des Tages, der Steilhang hinab in den rund 400 m tiefer gelegenen Kessel der verfallenen Dießbachalm, war zwar verhascht, aber gut zu befahren. Ein aperer Fleck lud dort unten zur Mittagsrast im Sonnenschein. Nach einem Aufstieg von 45 Minuten hatten wir die Keanmatenschneid und nach weiteren 20 Minuten das Seehorn erreicht. Zum Abschied sahen wir auf das Steinerne Meer zurück, dann ratterten bald die Ski den Rücken entlang. An der Wimbachscharte beginnt der spannendste Teil der Abfahrt, der Loferer Sailergraben. Bei der Einfahrt sieht man nicht hinab, der Hang scheint überzuhängen — aber das täuscht, der Sailergraben ist zwar im Mittelstück sehr steil, aber er gehört zu jenen Abfahrten, die von jedem sicheren Skifahrer mit Genuß bewältigt werden können — jedenfalls bei gutem Schnee. Wir hatten an diesem 1. April 1947 leider nicht nur Harsch, sondern gerade im schwierigsten Teil einen mit harten Spuren zerfurchten Sturzacker, aber irgendwie ging es

doch ganz gut. Im unteren Teil lief es ins flache Wimbachtal hinaus; bis zum Wimbachschloß konnten wir uns auf Schneeresten durchschwindeln. Und der Abschluß: Abermals kein Postauto, doch die letzten Kilometer vor Berchtesgaden nahm uns ein barmherziger Lastwagenfahrer mit.

* * *

Der Sommer 1947 hatte wieder etliche Touren vom Kärlingerhaus und vom Jagdhütterl in der Röt aus gebracht und meine Gebietskenntnisse erheblich erweitert. Am 25. April 1948 kam ich wieder ins Skiparadies Steinernes Meer. Die Verabredungen hatten nicht geklappt, allein stieg ich durch die Saugasse zum Funtensee. Aber schon in der Schrainbach-Holzstube, wo ich einen heftigen Regenguß abwartete, lernte ich Traunsteiner Skiläufer kennen, mit denen ich mich später zu einer Tour zusammetat, und in der Hütte traf ich Lisa T., eine Bekannte aus gemeinsamer Vorkriegs-Studentenzeit, und ihren Mann Heinz. Die beiden luden mich ein, am nächsten Tag mit auf die Schönfeldspitze zu gehen. Ich erklärte überheblich, die Schönfeldspitze sei kein Skiberg und zu einer Winterbesteigung brauche man entsprechende Ausrüstung. Herr T. wehrte bescheiden ab, das vom Nicht-Skiberg wisse er schon, und im übrigen hätten sie Seil, Pickel und Steigeisen dabei. Ich staunte und stellte noch ein paar Fragen, dann ging mir ein Licht auf und ich erkundigte mich schüchtern, ob er vielleicht gar „der berühmte Herr T.“ sei. Endergebnis: Der neue Bekannte und bald Freund wollte zwar von einer Berühmtheit nichts wissen, war aber in Bergsteigerkreisen doch sehr angesehen, denn er konnte u. a. auf Erstbesteigungen im Kaukasus und auf die Erstbegehung einer der großen Nordwände der Berner Alpen zurückblicken. Dieser Führung vertraute ich mich am nächsten Tag gern an, aber Sturm, Kälte und Nebel ließen uns schließlich am überwächten Ostgrat der Schönfeldspitze umkehren. Von der Graterhebung westlich der Buchauer Scharte, wo wir die Ski zurückgelassen hatten, führte eine schöne Abfahrt zur Scharte und weiter hinab zur Hochfläche. Wir waren schon nahe dem Schottmal, als das Wetter zum Guten umschlug. Um 15.30 Uhr zogen wir wieder die Felle auf, um 17 Uhr standen wir auf dem höchsten Berg des Steinernen Meeres. Über die Luegscharte und einen steilen Anstieg zunächst noch mit Skiern, dann zu Fuß hatten wir den Gipfel des Selbhorns erreicht. Bei gutem Schnee war die lange Abfahrt zum Kärlingerhaus über das Tote Weib der schöne Abschluß dieses Tages.

Das hochalpine Ehepaar T. fuhr am nächsten Tag über den Loferer Sailergraben ins Tal, um den Proviant zu erneuern, ich ging mit den Traunsteinern auf das Breithorn und beim Rückweg auf das Schottmal. Diesmal lernte ich die Steilabfahrt über den Brandenberg ins Baumgartl kennen — und ich habe diese Kenntnis bei vielen Gelegenheiten weitergegeben, denn die Brandenberg-Abfahrt ist nicht nur ausgesprochen reizvoll, sondern sie läßt sich auch gut mit der Rückkehr vom östlichen Steinernen Meer und vom Gebiet um das Riemannhaus verbinden. Sie lohnt sich vor allem dann, wenn der Schnee auf den flacheren Normalabfahrten nicht mehr „geführt“ ist.

Für den nächsten Mittag war ich mit den T.s am Ingolstädter Haus verabredet. Ich nützte den Vormittag zu einem Abstecher auf den mehrgipfligen Hirsch (1992 m), der üblicherweise umgangen wird. Nach der Mittagsbrotzeit im Ingolstädter Haus (der Wirt hatte wohl wieder gewechselt) gingen wir zu dritt — schon vom Haus aus zu Fuß — auf den Großen Hundstod. Alte Spuren zeigten uns, daß in diesen Tagen Skifahrer über das übersteile Gipfeldach abgefahren waren; uns machte es ohne Ski mehr Spaß. Prächtige Aussicht lohnte die Anstiegs mühe von 1½ Stunden. Ohne Gepäck war diesmal auch die Abfahrt zurück zum Funtensee ein Vergnügen.

Vor die Wahl gestellt, bei schönem Wetter mit dem Ehepaar T. auf die Schönfeldspitze zu gehen (diesmal kamen sie auf den Gipfel!) oder mit den Traunsteinern die Doppel-

überschreitung des Funtenseetauern kennenzulernen, siegte nicht nur das Herz des Skiläufers, sondern auch die Verpflichtung des Skiführer-Autors. In lustiger Gesellschaft ging es auf den Funtenseetauern, dann holte ich mir allein noch den nicht sonderlich bedeutenden Gipfel des Graskogls (2514 m). Die anderen waren längst verschwunden, als ich das Steinkar — die sog. „Unsinnige-Winkl-Abfahrt“ (siehe oben im einführenden Teil) — hinabfuhr, der einzige Mensch weit und breit in einer grandiosen Umgebung. An der Jagdhütte in der Röt (1420 m) endete die prächtige Abfahrt, begann aber auch nach einer Rast der Wiederaufstieg entlang der eben befahrenen Strecke. Nach 2½ Stunden stand ich wieder auf dem weiten Rücken des Funtenseetauern; den Gipfel selbst brauchte ich nicht nochmals zu betreten. Nach der Rückfahrt zum Kärlingerhaus am Abend wußte ich, daß ein schönerer Skitag im Steinernen Meer kaum denkbar ist.

Ein schauerlicher Lippensonnenbrand und alle Anzeichen eines Wettersturzes ließen mich am nächsten Tag den kürzesten Rückweg ins Tal antreten.

* * *

Das Steinerne Meer ließ mich nicht los. Schon 14 Tage später trug ich meine Ski wieder die inzwischen größtenteils ausgeaperte Saugasse hinauf. Bis zum Kärlingerhaus war ich allein, doch oben traf ich Hans, den Kameraden vom Sturmaufstieg zum Ingolstädter Haus, und einige andere Berchtesgadener Freunde. Ein Frühlingsbummel ohne Ski auf der meist aperen Glunkerer-Seite des Funtenseekessels führte uns am Nachmittag in die blühenden „Gamsbleameln“ (Aurikeln) und zu den „Mankei“ (Murmeltieren), die possierlich über die Schneereste hoppelten.

Die Wiederholung großer Freuden läßt sich nicht erzwingen, auch nicht beim Skifahren. Das sahen wir am nächsten Tag — dem Pfingstsonntag — in der Abfahrt vom Funtenseetauern zur Röt. Der Schnee wurde immer schlechter, je tiefer wir kamen. Ich verzichtete schließlich auf das diesmal zweifelhafte Vergnügen, ganz hinab zur Jagdhütte zu fahren, und verabschiedete mich von meinen Freunden; sie wollten über die Röt wand absteigen und dem Feiertagsrummel auf der Hütte entfliehen. Allein kehrte ich zurück auf den Lederergrat unter dem Tauern. Auch die von mir gewählte steilere Abfahrt näher der Stuhlwand vermochte nicht darüber hinwegzutäuschen, daß der Schnee krank war. Nur ganz steile Hänge konnten noch Abfahrtsfreuden bringen; ich querte daher wieder einmal vom Toten Weib um das Schotthalmhorn herum zum Brandenberg, dessen unmittelbar im Blickfeld der Hütte gelegener Steilhang endlich den Skiern die notwendige Fahrt gab. Ich hatte keine Spur vor mir, und manchmal wurde es spannend, den besten Durchschlupf zu finden. Gerade vor einem mächtigen Gewitter erreichte ich das inzwischen überfüllte Kärlingerhaus.

Pfingstsonntag. Es galt Wissenslücken zu schließen. Bei ziemlich trübem Wetter ging ich allein den allmählich vertrauten Weg nach Hochbrunnsulzen. Für die kurze Abfahrt auf die Hochfläche des östlichen Steinernen Meeres lohnte es sich nicht, die Klebefelle zu lösen; ohne Aufenthalt auf der Scharte fuhr ich in Richtung auf den Nordfuß des Mitterhörnl (damals „Scheereck“) los und stieg drüben gleich weiter auf das Brandhorn, dessen Rang als höchster Skigipfel des Steinernen Meeres mir damals noch unbekannt war. 3 Stunden und 10 Minuten nach dem Aufbruch vom Kärlingerhaus hatte ich diesen skigeographisch wichtigen Punkt erreicht; lediglich die Marterköpfe trennen ihn von der Torscharte, der Grenze zum Hochkönigstock. Auch bei der langen Rast auf dem Brandhorn blieb ich allein, doch als ich nach hübscher Abfahrt zum Fuß des Wildalmkirchls kam, fand ich dort zwei Reichenhaller Jungmannen bei der „Fabrikation“ von Zitroneneis. Da konnte ich nicht widerstehen, denn der Durst war groß — und vor allem waren mir Gefährten zu einer Besteigung dieses formenschönen Felsberges recht willkommen. Die glatten Leder-

sohlen der Skistiefel störten zwar etwas, aber allzu schwierig war die Kletterei über Kirchdach und Kirchturm nicht (Schwierigkeitsgrad II). Das Gipfelbuch stammte noch aus dem Jahre 1898 und war zurückgeführt bis 1892; es lohnte sich darin zu blättern, denn viele bekannte Namen ließen sich feststellen. Die etwas ausgesetzte Kletterei hatte Spaß gemacht, die Reichenhaller feierten den ungewöhnlichen „Skigipfel“ Wildalmkirchl mit dem Kochen von Mate-Tee. Plötzlich einsetzender Regen vertrieb uns nicht nur vom Rastplatz, sondern vereitelte auch meinen Plan, über die Randflächengipfel zurückzukehren. Auf Hochbrunnsulzen beruhigte sich das Wetter wieder, so daß wir nicht auf den Brandenberg verzichten wollten; diesmal allerdings hielten wir uns links vom Schottmal und fanden auch am Brandenberg selbst eine bessere Abfahrt als ich am Vortag.

Mit den neu gewonnenen Freunden vom Wildalmkirchl tat ich mich auch am Pfingstmontag zur Heimfahrt zusammen; sie mußte natürlich über das Seehorn gehen — und diesmal zeigte sich der Loferer Sailergraben in wohlthuendem Gegensatz zum Vorjahre. Trotz des langen Marsches vom Fuße des Grabens bis hinaus zur Wimbachbrücke waren wir hochbefriedigt von diesen Pfingsttagen im Steinernen Meer.

* * *

Die erste Septemberwoche galt wieder der Arbeit am Sommerführer. Ich stieg mit meiner Frau u. a. auf den Schneiber, wo wir ein Krickel fanden, auf das Wildalmkirchl, wo mich ein neues Gipfelkreuz überraschte, und auf die Schönfeldspitze, wo uns eine Gipfelmaus anbettelte. Nach rund einem Dutzend Gipfelbesteigungen wählten wir den Heinweg über Röt — Hohes Laafeld — Gotzenalm.

Wir wollten im April 1949 zum Skiurlaub wiederkehren, doch zuvor machte ich noch einen kurzen Hochwinterbesuch. An einem Samstagabend im Februar kam ich nach Berchtesgaden. In völliger Dunkelheit stolperten Ottmar und ich bis 22 Uhr zur Wimbachgrieshütte, wo die Dritte im Bunde, Gert Schultheiß (die Tochter eines der drei Skipioniere, von denen ich eingangs erzählt habe) schon auf uns wartete. Allen Voraussagen zum Trotz war das Wetter am Sonntagmorgen schön. Ich habe damals den genauen Zeitplan dieses Tages auf einen Zettel geschrieben; er mag für Wiederholer der „Hundstod-Reibe“ von Interesse sein: Wimbachgrieshütte ab 7.40 Uhr; „Eingesprengtes“ 8.40 Uhr; Drischübl 8.55 Uhr; Südfuß des Graskopfes an 9.55 Uhr, ab 10.40 Uhr (dazwischen in wenigen Minuten zu Fuß auf diesen unbedeutenden Gipfel und Rast); 11.10 Uhr Hundstodgatterl; 12 Uhr Hundstodscharte; 12.15 Uhr Dießbachegg. Sehr schöne Abfahrt, lange Rast in der Hochwiesgrube; 14—15 Uhr Aufstieg zur Keanmatenschneid am Seehorn. Die Abfahrt oben bis zur Wimbachscharte und im oberen Teil des Loferer Sailergrabens war ganz gut, doch im steilen Mittelstück erweckte Glasharsch wenig Freude. Die große Überraschung aber war das unterste Stück des Sailergrabens hinaus in das vermeintlich so flache Wimbachgriess; „irrsinnige Fahrt“ habe ich damals im Tourenbuch vermerkt, und es lief bis fast zur Wimbachbrücke. Zwar gab es 1949 schon Postautos, aber der Fahrplan war noch schlecht — und wir marschierten müde und durstig auf der Straße eineinhalb Stunden nach Berchtesgaden.

Noch eine Bemerkung aus dem alten Tourenbuch: „Mein Abscheu vor der Hundstodgrube ist geringer geworden; bei günstigen Verhältnissen ist sie halb so schlimm.“ Wir waren diesmal in Drischübl ganz vorne rechts aufgestiegen, hatten auf dem Rücken nach links an die Hänge des Graskopfes gequert und waren entlang der Begrenzung der Hundstodgrube zum Südfuß des Graskopfes verhältnismäßig sicher zur Höhe gekommen. Es wird immer weitgehend auf die Verhältnisse ankommen, ob man diesen Weg wählt oder den üblicheren, mit Höhenverlust (Abfahrt in die eigentliche Hundstodgrube) ver-

bundenen Anstieg weiter rechts (westlich) durch eine steile Rinne. Ein Vergnügen ist dieses Stück des Winterweges in das Steinernes Meer (bzw. der Hundstod-Reibe) nie.

* * *

Ich kannte das Steinernes Meer nun gut, aber ich hatte noch eine Lücke zu schließen: am Südwestrande. Die Skiwoche im April 1949 stand im Zeichen schlechten Wetters — ausgerechnet dieser Urlaub, in dem ich meiner Frau (die bisher nur im Sommer dabei gewesen war) „mein“ Steinernes Meer als Skiparadies zeigen wollte.

Es regnete, als wir in Königssee das Schiff betraten und als wir es in St. Bartholomä verließen, es regnete fast während des gesamten Aufstiegs. Tropfnaß kamen wir mittags zur Schrainbach-Holzstube, wo wir einheizten und es uns zur Brotzeit gemütlich machten. Einigermaßen trocken verließen wir die schützende Unterkunft, doch in der Saugasse erwischte uns ein neuer heftiger Guß. Ab Oberlahner ging der Regen in Schnee über. Am Abend legte uns die liebe Frau Graßl heiße Ziegelsteine ins Bett.

Bei schönem Pulverschnee, aber stets schlechter Sicht kamen wir in den nächsten Tagen nicht allzuviel über Feldkogel, Glunkerer, Simetsberg und Riemannhaus hinaus. Endlich wurde das Wetter besser. Wir stiegen mit einigen Zufallsgefährten bis nahe an das Ingolstädter Haus, wandten uns aber dann an den Südfuß der Schindlköpfe und von dort aus nach Westen in die große Mulde, aus der ein prächtiger Hang bis knapp unter den Gipfel des Windbachkopfes führt. Den Gipfel selbst erreichten wir über den Grat ohne Schwierigkeit; er belohnte uns mit einer schönen Aussicht auf die Hohen Tauern und hinab zum Zeller See. Die Abfahrt im Pulver war märchenhaft schön; sie ließ uns noch nicht an die Heimkehr denken. Mit kleinen Abfahrten und kurzen Anstiegen querten wir unter den Schindlköpfen in Richtung Weißbachscharte — Riemannhaus. Eine Besteigung des Schindlkopfes hätte nahegelegen, aber mich reizte nach dem Windbachkopf ein anderer mir neuer, weitgehend unbekannter Skiberg. Schon beim Weg zum Ingolstädter Haus war mir eine Skispur aufgefallen, die über einen schmalen und steilen Rücken den östlichsten der drei Eggstättenköpfe erreichte. Die Mehrzahl meiner Begleiter zog es vor, in einer Mulde zu warten, während ich mit einem Gefährten der kühn aussehenden Spur folgte. Oben stapften wir zu Fuß über einen sehr steilen Schneehang und Felsschrofen auf den Gipfel. Die Abfahrt durch eine schmale Rinne rechts der Aufstiegsspur zurück zum Rastplatz gefiel uns recht gut, dann wurde leider der Schnee schlechter. Über die Hochfläche, den Hirschsattel und das Viehkogltal kehrten wir heim zum Funtensee.

Am nächsten Tag sahen meine Frau und ich auf dem Bonegg schon fast nichts mehr, beim Rückweg überfiel uns in Hochbrunnsulzen der Sturm, und bald unter dem Toten Weib begann es zu regnen.

Im strömenden Regen kehrten wir am nächsten Vormittag durch die Saugasse nach St. Bartholomä zurück; im Tourneebuch finde ich vermerkt, daß wir dort wie die „getauften Mäuse“ ankamen und uns im beinahe leeren Schiff umzogen.

* * *

Im September 1949 kamen meine Frau und ich wieder in die Bergheimat Steinernes Meer. Beim abendlichen Aufstieg durch die Saugasse wurden wir wie gewohnt von einem heftigen Gewitter überrascht; naß wie üblich kamen wir nach längerem Unterstehen an der Trägerbank unter der überhängenden Wand erst nach 23 Uhr zum Kärlingerhaus.

Was ich als Skiabfahrt kennenzulernen versäumt hatte, holten wir nun im Herbst nach: den Nordrücken des Funtenseetauern. Kaum eine andere Tour im Steinernen Meer bietet ähnliche landschaftliche Reize wie dieser weglose Abstieg vom Funtenseetauern über Hoch-

scheibe, Ebenhorn, Kuhscheibe und Moosscheibe zum Halsköpfl. Bei etlichen Felswandeln machte uns das Durchfinden Kopfzerbrechen, aber mit einigem Suchen kamen wir gut herab zum Höhenweg Röt — Schwarzsee — Grünsee — Funtensee.

Schon am folgenden Tag schlichen wir uns um 5.30 Uhr aus der Hütte; wir hatten den weiten Weg zum Hochkönig vor uns. Spätes Frühstück auf Hochbrunnsulzen — Mittagssrast auf dem Brandhorn — Torscharte — Umgehung des Hochseilers — Abendessen im Matraschhaus auf dem Hochkönig (2938 m), das waren die Stationen eines langen und mühevollen, aber recht interessanten Tages. Am Großen Bratschenkopf (2852 m) gefiel uns am nächsten Morgen die Aussicht fast noch besser als vom Hochkönig selbst, dann ging es hinab zum Arthurhaus, wo ich mit Peter Radacher Fragen des Sommerführers besprach. Eine landschaftlich wunderschöne Höhenwanderung brachte uns am Nachmittag unter die Südwände der Mannwand, durch das Riedingkar unter der mächtigen Wetterwand, über Wiedersbergalmen und Birgkar zur kleinen Erichhütte, in deren Stube das Hüttenwirtspar, wir beide als einzige Gäste und die Hühner friedlich zusammenhausten.

Der Weiterweg über den Filzensattel und Hintertal nach Alm machte uns insofern Sorge, als wir ja „schwarz“ im damals gar nicht so gastfreundlichen Österreich waren und jede Kontrolle durch die österreichische Gendarmerie oder gar die Besatzungsmacht vermeiden mußten. Wir wollten auf dem kürzesten Wege ins Steinerne Meer zurück, also von Alm auf das Riemannhaus — aber so einfach ging das 1949 nicht: Dieser Weg war gerade gesperrt, weil im Griesbachwinkel die „Ami“ ein Scharfschießen veranstalteten. Die uns bisher fremde „objektive alpine Gefahr“ des Abgeschossenwerdens ließ uns den Weiterweg überlegen. Wir waren jetzt schon müde und scheuten den weiten Weg über die Buchauerscharte zum Riemannhaus; also entschlossen wir uns zum kürzeren Anstieg zur Peter-Wiechenthaler-Hütte — und damit zur Verlängerung und Steigerung der Gefahr, geschnappt zu werden, denn nun mußten wir auch noch durch Saalfelden. Eine Stunde staubiger Landstraße, ein Schleichen um den Ort, ein kühles Bad unter einem Wasserfall im Bachwinkel — am Abend fühlten wir uns bei Frau Hagn so geborgen wie im August 1946, wo wir oben am Mitterhorn im Nebel aus Versehen den „Saalfeldener Höhenweg“ (anstelle der Kammgipfelüberschreitung) eingeschlagen hatten und schließlich in der Wiechenthaler-Hütte gelandet waren. Daß wir damals ohne Essensmarken geröstete Kartoffeln bekommen hatten, haben wir der freundlichen Wirtin nie vergessen.

Jetzt hatten wir vor, diesen reizvollen (nur markierten, nicht gesicherten) Höhenweg einmal bei schönem Wetter zu begen; über das einsame Bersalhorn (Persailhorn, 2350 m), Mitterhorn und Breithorn erreichten wir zu einem späten Mittagessen das Riemannhaus. Unbelästigt von Grenzern waren wir am Abend wieder geborgen im Kärlingerhaus.

* * *

Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Die Vollendung der beiden Führer und die Rückkehr aus der Evakuierung nach München, aber auch die Öffnung der Grenzen ließen die Berge der Heimat in den Hintergrund treten. Neue Ziele lockten; die Gletscher der Zentralalpen und gar die Westalpen taten sich einer Generation auf, die ihre besten Jahre im Kriege verbracht hatte. Wohl kehrte ich immer wieder einmal zu Skifahrten und Bergtouren in die alte Heimat zurück, aber die innige Verbundenheit dieser Nachkriegsjahre mit den Berchtesgadener Alpen war nicht wiederherzustellen — ich kam als Gast dorthin, wo ich mich einst beinahe als König gefühlt hatte.

Die „Große Reib'n“ in den Berchtesgadener Alpen

HELMUT REUSCHEL

Die Berchtesgadener „Große Reib'n“ gilt als längste hochalpine Skifahrt in den bayrischen Alpen, sie stellt, ähnlich wie die klassischen Durchquerungen der Westalpen, ein ernstes bergsteigerisches Unternehmen dar. Die Tatsache, daß man sich fast fünfzig Kilometer in einem weitläufigen Gelände in einer Höhe um die 2000 m bewegt, weit genug weg, um im Notfall auf menschliche Hilfe rechnen zu können, macht die „Große Reib'n“ zu einem wirklichen Abenteuer.

Die „Hundstod-Reib'n“ hatten wir bereits kennengelernt, auch die „Kleine Reib'n“ war schon mehrmals das Ziel gewesen und die Steilabfahrt durch die Nordflanke des Kahlersberges hatten wir noch in guter Erinnerung, als wir auszogen, um mit dem südlichen, durch das Steinerne Meer führenden Teilstück den großen Bogen um den Königssee zu schließen. Während sonst oft Neulinge an den Führungstouren unserer Sektion teilnehmen, hatten sich dieses Mal nur altbekannte Gesichter eingefunden, darunter auch Alfred, der verlässliche Gefährte vieler Kletter- und Skifahrten aus Bad Reichenhall.

Theo, der Wirt vom Stahlhaus, war wie immer herzlich um uns besorgt und sein Rat schlag galt. „Wenn der Föhn hält, dann schafft ihr es . . .“, entgegnete er auf unsere Frage nach dem Wetter und das sah zunächst sehr erfolgsversprechend aus, als wir in der Früh um 5 Uhr aufbrachen und im Schein der Stirnlampen den unbequemen Weg hinauf zum Schneibstein stiegen. Nach kurzem Aufenthalt ging es dann vom Schneibstein in sausender Fahrt über hartgefrorenen Schnee hinunter zur Windscharte. Über Windschartenkopf und Schlunghorn wurden die Skier getragen. Die anschließende Abfahrt über den schmalen Rücken des Schlunghorns forderte große Aufmerksamkeit bis runter in die Schlum, wo wir die Felle anschnallen mußten, um in Richtung Kragenköpfe aufzusteigen.

Wir waren guter Dinge, denn da wir uns auf diese Tour genügend vorbereitet hatten, spürte keiner die geringste Anstrengung und auch mit dem Wetter konnten wir durchaus zufrieden sein. Wir erreichten den 2226 m hohen Jägerbrunnentrog, doch zu meiner Überraschung zeigte der Höhenmesser, der auf dem Schlunghorn nur gering korrigiert werden mußte, fast 100 m zu viel an. Während wir noch in der Sonne schwitzten, näherte sich von Westen eine schwarze Wolkenwand. Abstieg über eine kleine Felswand und Erkundung der Einfahrt in den Eisgraben. Sollen wir weitergehen? Als ich meinen Gefährten erkläre, daß wir die Tour abbrechen müssen, sind sie ohne Vorbehalt mit diesem Entschluß einverstanden, den sie nicht zuletzt auf Grund ihrer eigenen alpinen Erfahrung billigen.

Die Hälfte des ersten Abschnittes der „Großen Reib'n“ liegt hinter uns, als wir den Rückweg antreten, während vier andere Bergsteiger bereits in den Eisgraben einfahren und so die Tour fortsetzen. In der Nähe der Kragenköpfe kommen uns fünfzehn Skifahrer entgegen, sie tragen sehr kleine Rucksäcke und sind für diese Tour viel zu spät dran. Sehen sie nicht das Unwetter, welches dem Steinernen Meer immer näher kommt?

Wir schnallen die Felle ab und fahren am Kahlersberg vorbei hinunter zur Hochseeleinscharte. Bevor wir jedoch diese Scharte erreichen, befinden wir uns plötzlich in einem fürchterlichen Schneesturm, den ich trotz des stark gefallenem Barometers nicht erwartet hatte. Dicht beieinander bleibend, kämpfen wir uns durch das Unwetter und erst drunten auf

der Piste unter der Jennerbahn wissen wir uns in Sicherheit. Abgeschlagen fahren wir wieder nach Haus. Schade, aber vielleicht klappt es das nächste Mal.

Am Montag berichten die Tageszeitungen mit großen Schlagzeilen, daß 19 Skifahrer im Steinernen Meer vermißt werden. Über 100 Helfer aus Österreich und Deutschland werden aufgeboten, um die in Not Geratenen zu retten. Bergwacht, Österreichische Bergrettung, Bundesgrenzschutz und Grenzpolizei, sie alle verlassen selbstlos ihren Arbeitsplatz. Auch unter Einsatz ihres eigenen Lebens sind sie bereit zu helfen. Vier Nächte Biwak, ein Massenaufgebot an freiwilligen Helfern und am Ende Undank gegenüber denen, die ungeachtet der eignen Gefahr Hilfe bringen wollten. Dabei hätten diese Bergsteiger nur auf den Rat des Hüttenwirtes vom Stahlhaus zu hören brauchen. Wie schreibt doch Franz Graßler in seinem Skiführer: „Die Große Reibe erfordert Ausdauer und Orientierungssinn, sie setzt erfahrene, hochalpine Läufer voraus. Ihre Hauptgefahr ist der Einbruch von Nebel oder Schlechtwetter; die Tour sollte daher nur bei sicheren Wetterverhältnissen angetreten werden. Der Mut zum Verzicht gehört zum Bergsteiger!“ Ein so langes und anstrengendes Unternehmen wie die „Große Reib'n“ läßt sich nicht erzwingen.

Das Jahr geht vorüber und auch das nächste, die „Große Reib'n“ steht noch immer auf dem Wunschprogramm. Endlich ist es soweit. Nachdem die Osterfeiertage vorüber sind, finden wir uns auf dem Stahlhaus ein, Otmar aus Saalfelden, Alfred aus Bad Reichenhall und Schorsch mit vier weiteren Freunden aus Berchtesgaden. Die Wetterlage ist beständig, deshalb verlassen wir bereits um $\frac{1}{24}$ Uhr früh die Hütte mit der Gewißheit, daß es dieses Mal klappt. Die Sonne geht auf und den ganzen Tag über wird auch nicht eine einzige Wolke ihre brennenden und auslaugenden Strahlen mildern. Am Ende des Eisgrabens liegen wir fast eine Stunde und ruhen uns aus, dann folgt die Lange Gasse und dieser Aufstieg ist wohl die härteste Beanspruchung der ganzen Tour. Droben legen wir wieder eine Rast ein, bis sich unsere Wege trennen, die anderen sechs Kameraden gehen über Niederbrunnsulzen zum Kärlingerhaus, Schorsch und ich steigen noch zum Funtenseetauern auf. In der Steingrube ist es wie in einem Backofen, glücklicherweise kommen wir bald an einen kleinen Wasserfall, wo wir uns gründlich erfrischen können.

Der Funtenseetauern bietet eine prächtige Aussicht, der nach Norden abfallende Steilabbruch ist imponierend und für den Skifahrer gibt es hier zwei großartige nordseitige Abfahrten, von denen die in die Röt, fälschlicherweise auch Unsinnige-Winkl-Abfahrt genannt, im späten Frühjahr sehr lohnend ist.

Als Kuriosum sei hier erwähnt, daß bei dieser Spätfrühjahrstour am Anfang und Ende eine Schiffsreise über den Königssee steht.

Wir kehren vom Gipfel des Funtenseetauern zurück, müssen jedoch noch einigemal über Felsen steigen, bevor wir das Ledererkar hinabschwingen und über mittlerweile schwer gewordenen Schnee den Funtensee erreichen. Das Kärlingerhaus ist noch unbewirtschaftet, der Winterraum jedoch gut belegt, ein Teil davon durch Begeher der „Großen Reib'n“.

Der Aufstieg zur Hundstodscharte ist genußreich, so daß wir zu dritt auch noch den 2594 m hohen Großen Hundstod besteigen, dessen einmalige Aussicht die kühnsten Erwartungen übertrifft. Als wir gegen 11 Uhr in den Hochwieskessel einfahren, ist diese prächtige Abfahrt mit 400 m Höhenunterschied eisig hart. Der Aufstieg zur Keanmatenschnaid wird wieder eine sehr heiße Angelegenheit, so daß wir, bis auf einen Gefährten, auf das Seehorn verzichten. Über aufgefirnten Altschnee fahren wir dann den steilen Loferer Säilergraben mühelos hinunter, die Kurzski erleichtern das Schwingen. Aber ohne Verschnaufpause geht es nicht, vielleicht spürt man jetzt doch den langen Weg, den wir bisher zurückgelegt haben. Im Wimbachgrieß ist der Schnee bald zu Ende, deshalb wandern wir das Wimbachtal mit geschulterten Skiern hinaus.

Touristische Hinweise

Auf der „Großen Reib'n“ sind am ersten Tag 25 km zurückzulegen, davon etwa 2000 m im Aufstieg und etwa 2000 m als Abfahrt, am zweiten Tag sind es nochmals 20 km mit 800 m Aufstieg und 1250 m Abfahrt.

Die Tour verlangt gute körperliche Kondition, alpine Erfahrung und sicheres Wetter, sie bietet großartige landschaftliche Eindrücke und bleibendes Erlebnis für den, der die Tour unter diesen Voraussetzungen als skifahrender Bergsteiger unternimmt. Mit den Augen des „Nurskifahrers“ betrachtet, dürfte es kaum lohnend sein, 45 km zu gehen um 3000 m abzufahren, jeder Vergleich mit den wirklichen Skibergen des Berchtesgadener Landes wie z. B. Hoher Göll und Watzmannkar macht das deutlich.

Das Auf und Ab dieser Tour in Zahlen:	Höhe (in m)	Höhenunterschied (in m)	Entfernung
<i>1. Tag</i>			
Stahlhaus	1726	+ 548	
Schneibstein	2274	— 181	
Windscharte	2093	+ 118	
Windscharienkopf	2211		
Schlunghorn	2203	— 234	
Schlum	1977	+ 123	
Nähe Kragenköpfe	2100	— 190	
Bärwild-Alm	1990		25 km
Nähe Blühbachkopf	2269	+ 319	
Jägerbrunntrög	2226	— 526	
Ende Eisgraben	1700	— 40	
Querung zur Langen Gasse	1660	+ 540	
Ende Lange Gasse	2200	+ 378	
Funtensectauern *	2578	— 977	
Kärlingerhaus	1601		
<i>2. Tag</i>			
Kärlingerhaus	1601	+ 601	
Hundstodscharte	2262	+ 332	
Großer Hundstod *	2594	— 420	20 km
Hundstodscharte — Hochwiesalm		+ 258	
Keanmatenschneid	2100	— 850	
Wimbachgrieß	1250	— 313	
Wimbachschloß	937	— 277	
Wimbachbrücke	660		

* diese Gipfel müssen nicht bestiegen werden

Die „Große Reib'n“ ist zumindest in den Ostalpen so einmalig in ihrer Art, daß sie schwer in eine Sammlung neben 99 anderen Touren einzureihen ist. Wer ein wenig davon spüren will, möge den Kahlersberg besteigen und die Hundstod-Reib'n gehen, diese beiden Tagestouren geben einen guten Einblick in die wesentlich längere Tour, die in weitem Bogen um den Königssee durch Hagengebirge und Steinernes Meer führt.

Daheim im Steinernen Meer

MARCUS SCHMUCK

Wenn ich an Bergsteigen denke, sind meine Gedanken im Steinernen Meer. Wahrscheinlich haben viele Bergsteiger ein Gebiet, das ihnen besonders vertraut ist und das sie deshalb bevorzugt besuchen. Mein Geburtsort ist Maria Alm. Über den Wiesen und dem dunkelgrünen Wald erheben sich die Kalkwände des Gebirgsstockes. Schon als Schüler kannte ich die südseitigen Täler der herrlichen Szenerie. Die Bauernhöfe, Almen und ihre Sennen. Die Schafhirten waren mir bekannt. Unbewußt, zumindest zum Teil, haben mich die Gipfel im Norden des Dorfes beeindruckt. Die Wanderungen und Ausflüge waren damals ohne bergsteigerische Zielsetzung. Fahre ich heute von Saalfelden nach Alm, kommen mir immer wieder Einzelheiten weit zurückliegender Erlebnisse in den Sinn. Und wie verschieden sind doch die Begebenheiten umrahmt: Bald verliert sich ein Nebelschleier; dahinter leuchten in einem wolkenlosen Herbsttag die Gipfel. Dann ist es der Föhn, drückend liegt er über der Landschaft. Schneemassen füllen donnernd die Lawinengräben. Bleigrau ist der Himmel. Von Blitz und Donner ist das ganze Tal erfüllt. Frisch gewaschen sind die Wände. Und wie herrlich ist es, frische Luft zu atmen, den gesunden Körper zu spüren und im Morgengrauen die Skispur durch ein Kar zu legen. Nach dem Zweiten Weltkrieg verbrachte ich hier viele Sonntage, die mir noch in lebhafter Erinnerung sind. Wir kletterten viel und hatten wenig zu essen. Hauptnahrung auf der Hütte war Mais, die Tourenverpflegung bestand aus gebratenen Kartoffeln.

Kletterrouten

Der Sommerstein gleicht einem Eulenkopf, er bietet die meisten und schwierigsten Klettereien. Neben dem Riemannhaus erhebt er sich aus der Ramseider Scharte. Viel wird an ihm geklettert. Von der Hütte zu den Einstiegen sind es nur wenige Minuten. Meine Gehversuche machte ich in der Südwestwand. Wohl mehr in Unkenntnis erstieg ich die Riegeleroute gleich allein.

Ein Wetteifern um neue Routen ist 1946 entbrannt. Es ging um die Westwand des Sommersteins. Schied und Viehauser waren die Meister. Eine Route im obersten Schwierigkeitsgrad war nun da. Mit einer Freikletterei beginnt der Einstieg. Das ist die Schlüsselstelle der Westwand. Eine Traverse, eine glatte Rinne, der schiefe Riß und der Überhang aus dem linken Loch, das sind die Stellen mit Schwierigkeitsgrad fünf plus und sechs minus. Die durchschnittliche Kletterzeit beträgt 4 Stunden.

Meine Versuche an der Nordwestwand scheiterten an den glatten Überhängen im Mittelteil der Wand. Ähnlich erging es mir an einem brüchigen, überhängenden Riß in der rotbraunen Südwand. Fünfzehn Jahre später waren beide Wände erschlossen. Heute gibt es mehrere Routen im Schwierigkeitsgrad sechs und sechs plus A2 durch die Süd- und Nordwestwand.

Der Westpfeiler des Bersalhornes verbirgt ebenfalls eine Tour mit fünf plus bis sechs minus. In einer Stunde ist der Einstieg von der Peter-Wiechenthaler-Hütte zu erreichen. Die Schlüsselstelle befindet sich ganz oben, knapp vor dem Ausstieg. Eine brüchige, steile, ausgesetzte Wandstelle mit schlechter Sicherungsmöglichkeit ist zu überwinden. Der Abstieg beginnt mit einer Abseilstelle.

Eine weitere Tour im obersten Grad ist die Selbhorn-Südostkante. Es ist mehr eine Wand. Der Zustieg ist lang. Von Alm aus über den Pragstein, drei bis dreieinhalb Stunden. Risse, glatte Wülste, eine Verschneidung und einen Quergang bietet die Route. Die Schwierigkeit beträgt sechs minus. Der beste Abstieg führt über den Moßhammersteig durch die Westwand. Auf dieser Kletterfahrt, wie überhaupt bei den meisten im Steinernen Meer, ist man allein. Nur beim Sommerstein führt ein Hüttenzustieg vorbei. Die Selbhorn-Ostwandkamme wären noch zu erwähnen. Sie sind allerdings sehr steinschlaggefährdet. Der Einstieg liegt östlich des Kantenzustieges, bei der großen durchgehenden Kaminreihe.

Ein unverkennbarer Berg im östlichen Teil des Steinernen Meeres ist das Wildalmkirchl. Die Südverschneidung wurde von Hadwin Pollak und mir am 24. 7. 1948 erstmals erstiegen. Es ist die Verschneidung, die das glatte Dach vom Turm trennt. Die Zustiegszeit von Hintertal aus beträgt 2½ Stunden. Ein Überhang ist die schwierigste Stelle. Damals schätzte ich fünf plus. Zu dieser Zeit war ich gut in Form und bewertete meist zu tief. Von Wiederbegehern habe ich keine Einstufung gehört. Möglicherweise ist der Überhang schwieriger. Für die Route benötigten wir 5 Stunden. Der Abstieg durch die Turm-Westkamme ist günstig. Vom Grat kann man über ein Band wieder nach Hintertal gelangen.

Erwähnenswerte Kletterfahrten im Schwierigkeitsgrad IV—V sind die Brandhorn-, Wildalmkirchl-, Schönfeldspitze- und die Breithorn-Südwand, die Selbhorn-, Schöneegg- und Hundstod-Westwand, die Ostwandrouten in der Schönfeldspitze und die Wurmkopfkante. Durch die Dock-Ostwand führen eine Reihe von kurzen Routen zwischen IV. und VI. Grad. Ein idealer Klettergarten.

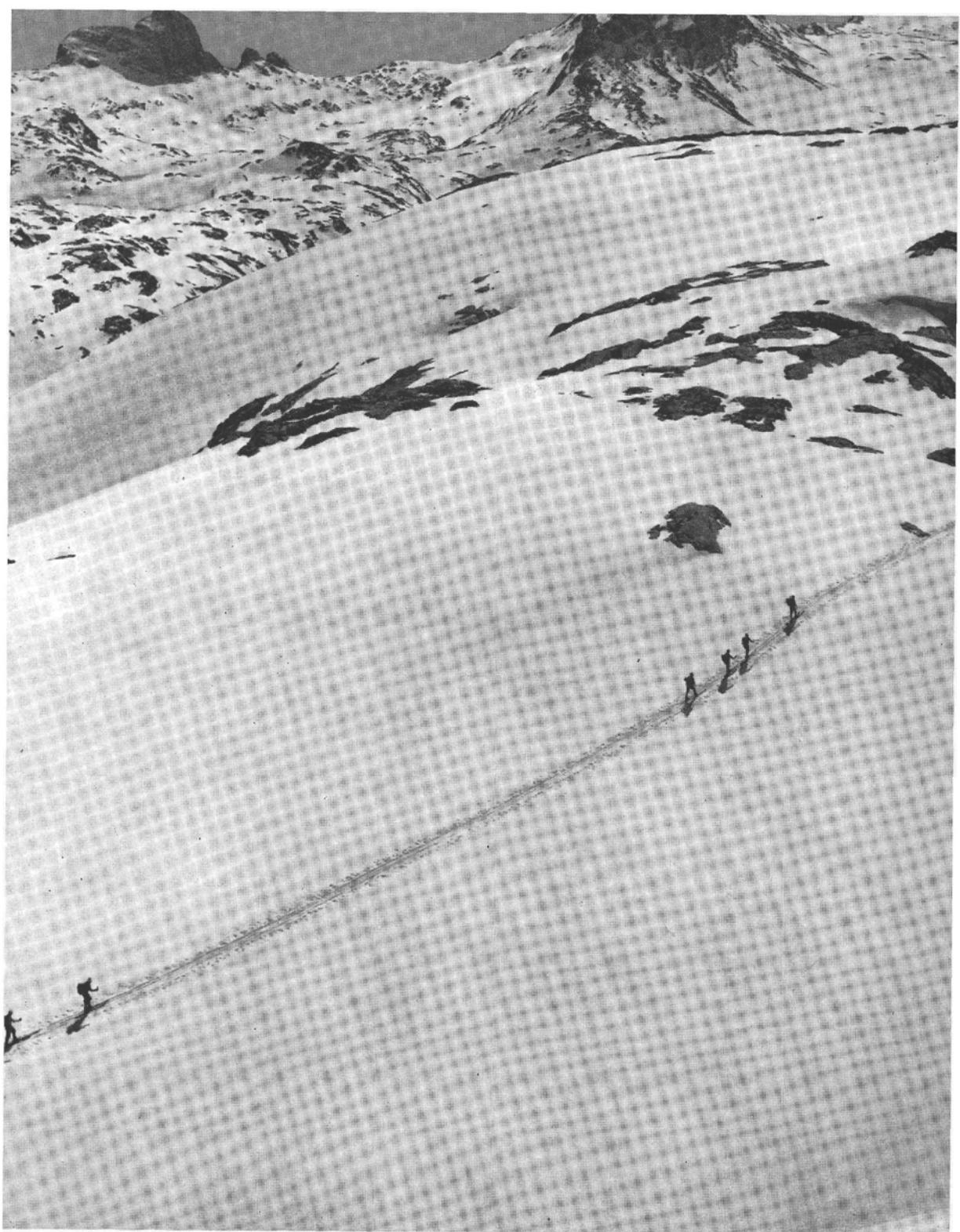
Die Klettermöglichkeiten im Steinernen Meer liegen zum Großteil in den Südabstürzen. Das Gestein ist stellenweise brüchig. Neben den genannten Routen gibt es viele kurze und leichtere Bergfahrten. Beliebt und schön sind die Gratüberschreitungen von der Peter-Wiechenthaler-Hütte über das Bersalhorn — Mitterhorn — Breithorn zum Riemannhaus. Eine landschaftliche Besonderheit umgibt den Grat vom Schöneck — Wurmkopf — über den Westgrat zur Schönfeldspitze und den Ostgrat hinunter zur Buchauer Scharte. Der Blick in den Talkessel von Alm ist großartig. Beide Grate sind leicht. Schwierigkeitsgrad II wird kaum und nur an einigen Stellen erreicht. Zumeist ist es Gehgelände.

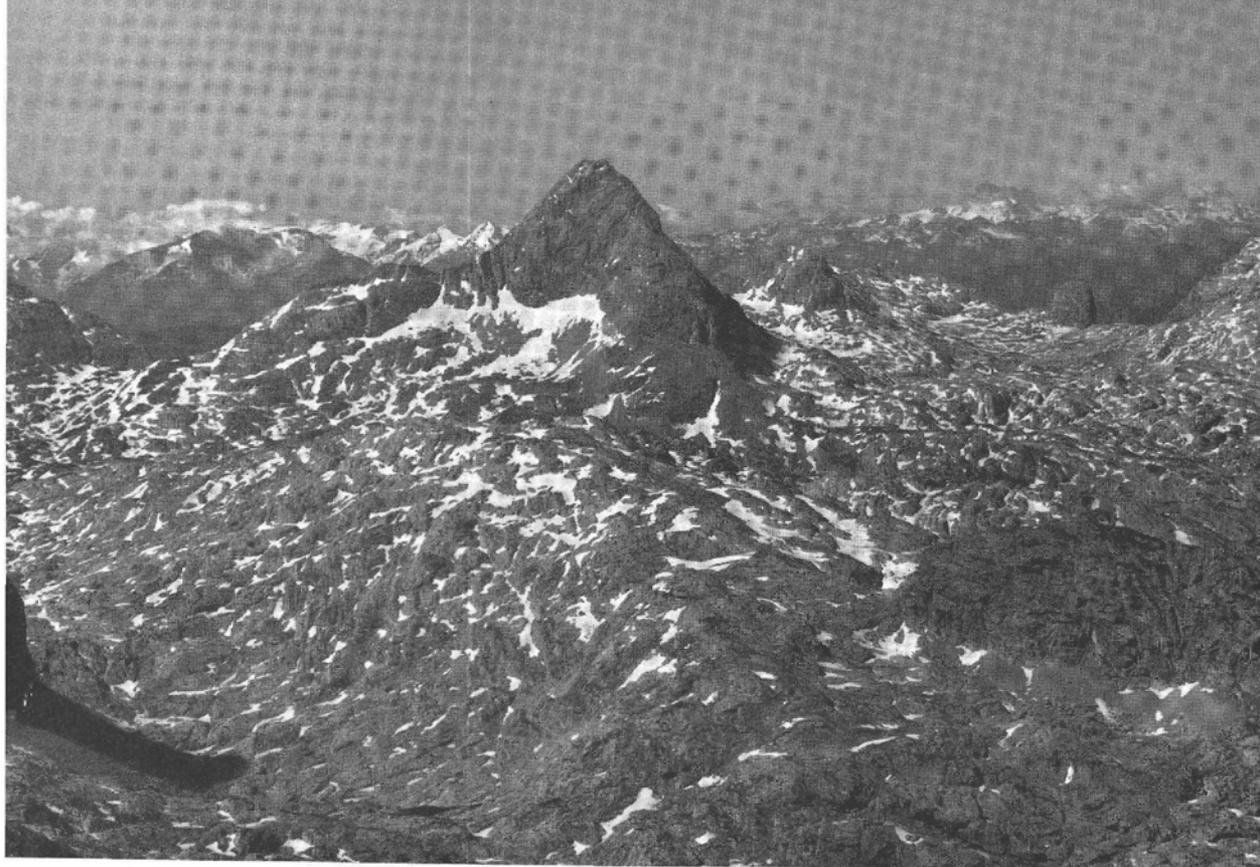
Sommerstein-Westwand — eine winterliche Begehung

Schwer und vollgestopft sind die Rucksäcke. Mein Freund Sepp Wörgötter hat große Haken, zum Teil Eishaken, für diese Tour angefertigt. Sie waren für den schiefen Reiß gedacht. März 1949. Tief verschneit ist noch das Steinerne Meer. Wir sind am Riemannhaus. Hier lassen wir die Ski zurück und stapfen zu Fuß zum Einstieg.

Im vorigen Jahr wurde die Erstbegehung der Westwand ausgeführt. Der Schwierigkeitsgrad VI flößte uns den notwendigen Respekt ein. Einen Trend, Winterbegehungen zu machen, gab es damals noch nicht. Beide versuchen wir uns das erstmal an kalten, vereisten Felsen. An zwei Hanfseile werden schwere Eisenhaken, Karabiner und einige alte Schlingen gehängt. Die Kletterschuhe sind noch mit Hanf besohlt.

Aufstieg zur Niederbrunnsulzen: Wildalmkirchl (links), Scharegg (Foto: H. Renschel) ►





Wir sind im Schatten der Wand. Durch die Ramseider Scharte zieht ein kalter Wind. Mit den Handschuhen kann ich nicht klettern. Bald sind die Finger gefühllos und steif. Karabiner schnappen in Hakenösen und zwicken gelegentlich die Finger mit ein. Eiskalt sind die Felsen. Pulverschnee liegt in den Ritzen und auf den Felsleisten. Wir können uns kaum halten. Erst als ich am Standplatz und gesichert bin, kann ich die Handschuhe anziehen. Der Körper dampft, die Finger bleiben klamm. Im schiefen Riß ist Eis. Ein Riß, zu schmal für die Schuhe, zu breit und zu tief für normale Haken. Er führt zwanzig Meter rechts aufwärts. Diese Stelle drängt heraus. Unsere 40 cm langen Haken finden hier Verwendung. Einige stecken heute noch in der Wand. Langsam kommt Gefühl in die Fingerspitzen. An die Kälte müssen wir uns gewöhnen. Am Rampenüberhang liegt kein Schnee. Für ein kurzes Stück keine Rutschgefahr! Das „Zick-Zack“ — die Seillänge unter dem linken Wandloch — ist im Sommer eine herrliche Freikletterei. Im Winter ist diese Wandstelle ohne Haken nicht zu machen. Mit Freude tragen wir uns in das Wandbuch ein. Der Ausstieg aus dem linken Loch ist ebenfalls ein Überhang. Auch hier ist ein großer Ringhaken Zeuge der damaligen Begehung. Die drei letzten Seillängen haben den vierten Schwierigkeitsgrad. Die Schneeauflagen machen uns noch zu schaffen. Nach sieben Stunden erreichen wir den Gipfel.

Breithorn-Südgrat — die Sonnenwendtour

Vor einem Jahrzehnt wäre mir diese Tour nicht in den Sinn gekommen. Die Bergfahrt war mir zu leicht. Heute ist dieser Anstieg für mich ein Erlebnis über dem Saalfeldener Becken.

Wenn am Abend auf den Gipfeln die Höhenfeuer brennen, bin ich am Spätnachmittag im Südgrat.

Mit dem PKW kann man von Alm aus bis zum Schranken in die Sanden fahren. Es bereitet mir immer wieder Freude, mit den Feuerbrennern den Aufstieg zu machen. Zumeist sind es Bergrettungsdienstleute aus Saalfelden und Alm. Jeder hat seinen Platz auf einem Gratzacken, in einer Scharte oder auf einem Gipfel. Sogar in den beiden Löchern der Sommerstein-Südwestwand werden Feuer abgebrannt.

Vom Beginn des Südgrates führt eine Rinne bis in die Sanden. Sie wird zum Aufstieg benutzt. Leicht rutschen die in der ausgewaschenen Rinne liegenden Steine weg. Ein Stein Schlag ist sofort ausgelöst. Oben verliert sich die Rinne. Die Felsen werden neben einem Latschenrücken erreicht. Ein rasenbedeckter Absatz lädt zur Rast ein.

In der Schneegrube wird mit Fackeln ein Edelweiß ausgesteckt. Am Bersalhorn-Südgrat und am Grat zwischen Bersal- und Mitterhorn sind Bergsteiger mit schweren Rucksäcken unterwegs. Es ist achtzehn Uhr. Im Tal breiten sich die Schatten aus. Angenehm warm ist es bei uns. Die Rasenbänke sind mit Wermuth durchsetzt. Kleine Polster und die Platenigl blühen. Dort und da steht ein Enzian. Herrlich duften Blumen und Kräuter. Über uns leuchten die Felsen in der Abendsonne. Ein Platz zum Sitzenbleiben. Ein hauchdünner Schleier liegt über dem Tal.

Wir müssen weiter. Um 21 Uhr wollen wir am Breithorn sein. Zu diesem Zeitpunkt lodern die Feuer auf. Fünfzig Meter Querung nach Westen, dann steigen wir ein. Für den Aufstieg benütze ich im unteren Teil eine Gratrippe. Immer stärker wird das Gefühl, auf einer Kanzel über dem Saalfeldener Becken zu stehen. Die Route ist nicht zu verfehlen.

- ◀ *Schönfeldspitze beim Aufstieg zum Funtenseetauern (oben) (Foto: U. Schroeter)*
Selbhorn und Mannköpfe von Westnordwest (unten) (Foto: D. Seibert)

Man verläßt kaum den Grat. Der Schatten holt uns ein. Wir haben es nicht eilig. Die Sonnenstrahlen haben auch die Gipfel verlassen. Am Südgrat richten sich Feuerbrenner ihre Brandstatt zurecht. Wir sind am Gipfelaufbau. Bedächtig geht es in der Dämmerung aufwärts. Ruhe umgibt uns. Nur gelegentlich unterbricht ein Zuruf der Feuerbrenner die Stille. Die Südwand verliert sich im dunklen Kar. Tief drunten in den Ortschaften brennen längst die Lichter. Die Gipfelsilhouette wächst in einen Sternenhimmel. Wieder sind es bekannte Bergfreunde, die wir am Gipfel treffen.

Eine Rakete im Tal gibt das Signal zum Anzünden der Bergfeuer. Die Flammen lodern auf. Hinter uns liegt eine schöne Bergfahrt. Am Gipfel erleben wir eine Feierstunde. Das Licht der Sonnenwende begleitet uns im nächtlichen Abstieg zur Hütte.

Skibergfahrten

Neben den großzügigen Überquerungen der Großen Reib'n oder vom Dießbachsee in das Tauchertal, den Touren um den Funtenseetauern, vom Kärlinger-, Ingolstädter und Riemannhaus aus, gibt es Skifahrten jeder Schwierigkeit in allen Teilen des Steinernen Meeres. Drei Touren möchte ich herausgreifen: Das Seehorn von Weißbach aus, das Selbhorn mit der Buchauer Scharte und das Brandhorn mit dem Tauchertal.

Das *Seehorn* über dem Dießbach-Stausee kann als der nordwestlichste markanteste Berg dieses Gebirgsstockes gewertet werden. Mit der Wimbachscharte beginnt nach Norden der Kalterstock. Das Seehorn ist der letzte Gipfel in der Großen und Hundstod-Reib'n. Nach der Abfahrt durch den Nordwesthang des Hundstodkares steht man in der Hochwies. Ein Kessel, von Gipfeln umschlossen. Der Aufstieg zur Keanmatenschneid ist einfach. Über den Nordgrat wird das Seehorn erreicht. Es ist möglich, bis zum Gipfel mit den Ski zu kommen. Sicherer ist es, vor dem Gipfelaufschwung die Bretter am Grat zu lassen. Eine Skitour zum Seehorn vom Wimbachgrieß aus, ist ebenfalls lohnenswert. Der Loferer Sailergraben ist eine seltene Steilabfahrt in wunderbarer Umgebung. Sichere Schneelage ist jedoch notwendig. Die abschließende Schußfahrt in das Wimbachgrieß hinein bleibt jedem in Erinnerung. Wenig begangen wird das Seehorn im Winter über die Westseite. Diese Skitour möchte ich in das verdiente Licht rücken. Der Anstieg ist weit und vielleicht etwas unbequem zu erreichen.

Von Weißbach aus wird die Hirschbichlstraße bis zur Einmündung des Weißbaches benützt. Die zugeschnittene Werks- und Forstaufschließungsstraße ermöglicht Aufstieg und Abfahrt durch den Wald. In die Wegschneisen leuchten die weißen Flächen der Westflanke des Seehorns hinein. Von den Kallbrunnalmen erfolgt der Aufstieg. Die Wahl der Route bei den verschiedenen Anstiegsmöglichkeiten wird durch die Schneelage bestimmt. Die Steilstufe unterhalb des Gipfelhanges kann man an zwei Stellen überwinden: Über die linke Begrenzung der Westflanke oder in 2000 m Höhe aus der Mitte der Flanke nach links über ein Schneeband auf den Gratrücken. Die zweite Möglichkeit ist günstiger.

Ein durchgehender Hang zieht von hier aus zum Gipfel. Die Route bei Firn zu befahren ist ein Vergnügen. Den Tourenspezialisten empfehle ich, den Weißplatterergraben zu fahren. Vom Sennerinnenkreuz in nördlicher Richtung fährt man in die Steilrinne ein. Pulverschnee gibt es dort bis in das Frühjahr. Vom Ende dieser Steilabfahrt werden mit einer Schrägfahrt die Kallbrunnalmen erreicht.

Eine Skiüberschreitung des Seehorns, als Rundtour von den Kallbrunnalmen aus, ist ebenfalls möglich: Vom Stausee über den Mitterkaser in die Hochwies und auf der schon erwähnten Route vom Norden zum Gipfel. Die Loferer und Leoganger Steinberge sind

zum Greifen nahe. Im Süden erglänzen die Firngipfel der Glocknergruppe. Nach der Gipfelrast darf man sich auf 1400 Höhenmeter Abfahrt freuen.

Unser Ziel ist das *Selbhorn* über die Buchauerscharte. Noch funkeln die Sterne. Die Ski sind am Rucksack angeschnallt. Der Wagen steht beim Rohrmoosbauern im Krallerwinkl. Hartgefroren ist der Schnee im Tal. Vor der Kasereggkapelle ziehen wir Windbluse und Pullover aus. Eine klare Nacht vergeht. Über dem Hochwald erhellen sich die Grate um die Schönfeldspitze. Der Schnee knirscht unter den Schuhen. Die Latschenhänge sind verschneit. Hinter uns leuchten die Hohen Tauern in der Morgensonne. Oberhalb der Freit-hofalm steigen wir durch den Schneekargraben in die Luegscharte auf. Dieser Anstieg ist sehr steil und nur bei sicherer Schneelage möglich. Die erste Befahrung des Schneekargrabens habe ich mit meinem Lehrer und späteren Tourenkameraden Hadwin Pollak am 14. 4. 1951 durchgeführt.

Im Kar der Buchauer Scharte liegen heute keine Lawinen. Glatte Firnflächen von der Scharte bis zum Wald! Wir tragen die Ski bis in die Scharte. Am Plateau des Steinernen Meeres wechselt der Schnee. Wir schnallen an und spuren hinter den Mannköpfen auf die Luegscharte zu. An der Nordwestflanke des Selbhorns in 2500 m Höhe lassen wir die Ski zurtück. Tief sinken wir in den Schnee. Mühsam ist der letzte Anstiegsteil. Nach fünfstündigem Aufstieg freuen wir uns über die Sonne am Gipfel. Der Hochkönig glänzt. Einsam wirkt die tief verschneite Hochfläche des Steinernen Meeres. Skispuren auf der Großen Reib'n. In Niederbrunnsulzen sind sie zu erkennen. Dort habe ich mit den Kameraden des Bergrettungsdienstes Saalfelden eine Nacht in einem Schneeloch verbracht. Eine Gruppe Skifahrer war auf der Großen Reib'n vermißt.

In der Buchauer Scharte warten wir, bis die Sonne die richtige Wirkung im Schnee erzielt hat. Eine Fahrt mit rauschenden Schwüngen beginnt! Mancher Freudenschrei hallt in den Wänden wider. Die Freit-hofalm lädt zum Stehenbleiben, zum Sonnen und Hinaufschauen ein. Wir freuen uns über die Skispuren. Der Durst ist groß, deshalb auch die Rast kurz. Die Quelle bei der Kasereggkapelle wird uns auch nach dieser Abfahrt erfrischen.

Die Buchauer Scharte habe ich schon bei ungünstigen Schneeverhältnissen befahren, auch gelegentlich bei Schneestürmen als Fluchtweg aus dem Steinernen Meer benutzt. Absichtlich sollte man die Scharte jedoch nur bei günstigen Bedingungen befahren. Meistens liegen Lawinen in der Abfahrtsroute.

Die günstigste Zeit für die Selbhorn-Skitour, die eine wirklich große Skifahrt darstellt, ist März/April. Der Höhenunterschied beträgt 1700 m.

Eine bedeutende Erhebung im östlichen Teil des Steinernen Meeres ist das 2611 m hohe *Brandhorn*. Der Gipfel kann im Winter von zwei Seiten unschwierig erreicht werden. Im Osten ist Tenneck an der Salzach der Ausgangspunkt. Der Aufstieg führt durch das Blühnbachtal. Für den Anstieg benötigt man 5—6 Stunden. Vom Ende des Fahrweges auf dem Hahnbalzboden wird nach der Abfahrtsstrecke aufgestiegen. Durch das Taucher- und Köhlhaufental erreicht man das Brandhorn. Den Salzburger Skitouristen sind dieser Zugang und die schöne Abfahrt geläufig.

Weniger bekannt ist der Anstieg von Westen her, den man als Wochenendtour bezeichnen kann. Er kommt nur in Verbindung mit einer Steinernen-Meer-Überquerung in Frage. Das Riemannhaus ist für die Tour Brandhorn—Tauchertalabfahrt der richtige Ausgangspunkt. In 3—4 Stunden erreicht man es von Alm oder von Saalfelden am Vortag.

Vom Riemannhaus fährt man bis in die Schönfeldgrube ab. Hier werden die Felle angeschnallt. Leicht ansteigend wird die Spur durch das wellige, meist tief verschneite Plateau gelegt. Von der Schönfeldgrube zweigt rechts die Route auf die Buchauer Scharte ab. Man hält auf die erste Einsattelung nach dem Selbhorn-Nordkamm zu. Das ist Hochbrunn-

sulzen: in zwei Stunden ab Riemannhaus zu erreichen. Der Rücken Hochbrunn- — Niederbrunnsulzen ist die Trennung zwischen westlichem und östlichem Steinernen Meer. Die Erreichung dieses Rückens hat bei der Großen Reib'n besondere Bedeutung.

Auf der Ostseite von Hochbrunnsulzen folgen 100 Höhenmeter Abfahrt. Es steht kaum dafür, die Felle abzuziehen. In der Nordflanke des Scheerecks befindet sich im untersten Viertel eine flachere Stelle. Ziemlich gerade kann auf diesen Durchschlupf zugespart werden. Dahinter betritt man einen kleinen Kessel, über dem sich Scharegg, Wildalmkirchl, Brandhorn und Langegg erheben. Links neben dem Wildalmkirchl ist die Biwakschachtel zu sehen, ein wichtiger und oft notwendiger Stützpunkt.

In einer halben Stunde erreicht man von der Biwakschachtel den Gipfel des Brandhorns. Bei schlechter Sicht ist Vorsicht geboten, da der Aufstieg neben den Südabstürzen vorbeiführt! Der gesamte Weg ist ab Riemannhaus mit Stangen und Steinmännern markiert. Bei Nebel und Schneefall ist die Orientierung aber trotzdem schwierig, deshalb sollte man die Tour bei offensichtlich schlechtem Wetter nicht ausführen.

Die Aussicht vom Gipfel ist bemerkenswert: Der Tiefblick nach Hintertal; die Südwand des Wildalmkirchls, der Hochseiler und die Firnfelder des Hochkönigs sind greifbar nahe. In weiterer Entfernung sind Tennen- und Hagengebirge, Watzmann, Hundstod und die Tauernkette zu sehen.

Das Brandhorn ist im Sommer- und Winterübergang ein wesentlicher Punkt vom Riemannhaus zum Hochkönig. Der Zeitaufwand unter normalen Bedingungen beträgt im Winter vom Riemannhaus zum Brandhorn 4—5 Stunden.

Die Erwartungen der folgenden Abfahrt durch das Tauchertal werden meist übertroffen. Bei Neuschnee und Wind ist der Gipfelhang gefährlich. Den möglichen Schneebrettern kann man aber ausweichen. Es folgen drei Kare. Lange liegt hier der Schnee. Im März/April können zumeist 1400 Höhenmeter befahren werden. Der genußvollen Abfahrt folgt ein Fußmarsch von zwei Stunden durch das Blühnbachtal zur Bahnstation Tenneck.

Das Steinerne Meer — geologischer Zeuge einer tropischen Flachsee

P. SPECKMANN und H. ZANKL

Bis zum heutigen Tage hat eine große Zahl von Forschern in den Nördlichen Kalkalpen gearbeitet. Kein anderer hat dabei die Entwicklung der geologischen Forschung so beeinflußt, wie C. W. G ü m b e l. Sein erster geologischer Versuch (1845), noch als Student in München, war eine neue „geognostische Karte“ auf der Basis der hydrographischen Karte des Generalquartiermeisterstabes von 1834; eine Studie, die den Grundstein für seine fast tausendseitige, mit zehnjähriger Forschungsarbeit verbundene „Geognostische Beschreibung des bayerischen Alpengebirges und seines Vorlandes“ (1861) legte und die „Geognostischen Untersuchungen des südbayerischen Alpengebirges“ seines Lehrers Schafhäutl von 1851 weit übertraf. Beachtlich allein ist, daß die Arbeiten im Gebirge von G ü m b e l fast ohne Hilfe durchgeführt wurden. In seinem Buch leitet er eine geologische Beschreibung des Steinernen Meeres mit folgenden Worten ein: „Es sind unübersehbare, in wilde Karrenfelder zerrissene Steinflächen, von der Ferne wie ein hochwogendes Meer anzuschauen, welche beinahe mit jedem Schritt vorwärts von tiefen Spalten durchzogen und unübersteiglichen Felsbrocken überschüttet sind.“ (1861)

E. Suess betrachtet 1888 in seinem berühmten Werk „Das Antlitz der Erde“ das Steinerne Meer:

„Vom Königssee bei Berchtesgaden aus unterscheidet das Auge leicht in den bleichen Wänden oberhalb St. Bartholomä zwei Glieder. Das untere ist grau, ungeschichtet, splittrig und durch Zerbröcklung in zahlreiche spitze Kegel aufgelöst. Das obere ist durch zahlreiche Schichtfugen geteilt und bildet alle höheren Teile des Steinernen Meeres, so umfaßt der Blick ein Panorama von Bergen, welche bis zur Spitze des Watzmann von denselben regelmäßigen Schichtfugen durchzogen sind. Dieses unmittelbar unter der rhätischen Stufe liegende Glied des Alpenkalkes hat den bezeichnenden Namen Plattenkalk erhalten und ist von Vorarlberg bis an das östliche Ende der Alpen bei Wien sowie durch das ganze Gebiet der südlichen Kalkalpen . . . bekannt.“ (1888)

Im selben Abschnitt bezieht er auch das Dachsteingebirge mit in seine Betrachtungen ein und verwendet den allgemeinen Namen „Dachsteinkalk“ für diese plattigen Kalke; er urteilt über dieses Gestein „. . . ein weites und anziehendes Gebiet der Forschung eröffnet sich hier, das kaum noch betreten ist.“ Auch heute noch wird geologische Forschung im Steinernen Meer betrieben und unsere Kenntnisse reichen noch lange nicht aus für eine umfassende Darstellung dieses Gebirges. Als einem Teilgebiet soll nun in der folgenden Studie diesem Dachsteinkalk besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Will man eine Übersicht zum geologischen Aufbau dieses Gebietes geben, so sollte man meinen, daß die Vielzahl der Fakten und Beobachtungen, in mehr als einem Jahrhundert zusammengetragen, ein geschlossenes Bild vermitteln — das Gegenteil jedoch scheint der Fall zu sein, Theorie steht weiter neben Theorie.

In den letzten Jahren wurden einige Spezial-Kartierungen vorgenommen, deren Ergebnisse noch nicht veröffentlicht sind. Als umfassendere Arbeit liegt uns die geologische Aufnahme J. Pia's aus dem Jahre 1923 vor: „Geologische Skizze der Südwestecke des Steinernen Meeres bei Saalfelden“.

Die folgende Übersicht stützt sich im wesentlichen also auf die von ihm aufgenommene Gesteinsserie.

Die Schichtfolge beginnt bei Saalfelden mit Gesteinen der Trias. Zuunterst liegen die Werfener Schiefer: violette Schiefer, grünliche Serizitquarzite, fleischrote Sandsteine, und Quarzite und darauf braune Sandsteine; sie repräsentieren die älteste Stufe der Trias, das Skyth. Die Mittel-Trias beginnt mit der „Saalfeldener Rauhwanke“, einer (nach Pia) tektonischen Brekzie, bestehend aus Rauhwancken und Zellendolomiten. Bei Schloß Lichtenberg wird sie 300 Meter mächtig, keilt aber nach Osten aus und wird dort von plattigem Gutensteiner Dolomit vertreten. Darauf liegen dunkle Gutensteiner Kalke und Dolomite, helle Diploporenkalke und alpiner Muschelkalk. Diese Schichten gehören in das Anis, die untere Stufe der Mittel-Trias. Das darauffolgende Ladin ist durch den Ramsaudolomit vertreten. Die Ober-Trias beginnt im Karn mit dem geringmächtigen Cardita-Band: zwischen gelben Mergeln liegen dunkle Kalke, die reichlich Muscheln der Gattung Cardita führen. Diese Schichten heben sich in 1700 Meter Höhe oberhalb Saalfelden als grün bewachsene Stufe ab. Darüber folgen mächtige Dolomite und schließlich der Dachsteinkalk. Inwieweit diese Dolomite noch zum Karn oder schon zum Nor gehören ist ungewiß. Ebenso unbekannt ist die Grenze Nor-Rät; wir nehmen an, daß sie irgendwo im gebankten Dachsteinkalk liegt. Erst in letzter Zeit haben sich Anhaltspunkte für eine Grenzziehung mit Hilfe der Dachsteinkalkmuscheln, den Megalodonten, ergeben.

Danach gehört ein beträchtlicher Teil des gebankten Dachsteinkalkes zum Nor. Dagegen ist die Grenze zur hangenden Formation, zum Jura, sehr scharf ausgebildet. Nicht nur die reichliche Fossilführung, auch die Farbe des Gesteins dokumentieren eine „Zeitenwende“. Auf die gelbgrauen, dem flüchtigen Betrachter recht eintönig erscheinenden Bänke des Dachsteinkalkes, folgen die bunten Kalke des Jura: rote und schwarze Gesteine mit zahlreichen Ammoniten und Brachiopoden, Hornsteinkalke und vereinzelt rote Radiolarite. Wie deutlich sich diese Jura-Sedimente von ihrer Unterlage abheben, zeigt schon der Name einer kleinen Erhebung auf dem Plateau: das „Rotwandl“. Ablagerungen der Kreide sind in den Hochregionen sehr selten. 1928 beschrieb N. Hoffmann ein kleines Vorkommen kohleführender fraglicher Gosau-Schichten westlich der Funtenseehütte und C. Lebling beschreibt ein weiteres aus dem östlichen Steinernen Meer (Mauerscharte). Gesteine des Jura und der Unterkreide finden sich außerdem im äußersten Nordwesten, im Saalachtal zwischen Weißbach und Dießbach über dem Dachsteinkalk.

Das Steinerne Meer wird im Norden und Süden durch markante tektonische Linien begrenzt. Im Norden ist es die Hirschbichl-Hundstod-Aufschubung, von F. F. Hahn eine Leitlinie der Berchtesgadener Alpen genannt, die den Gebirgsstock gegen die Wimbachgruppe absetzt. Südlich des Steilabfalls am Südrand ist die Grenze Kalkalpen-Grauwackenzone zu suchen, eine wichtige tektonische Grenze in den Alpen. Der Internbau des Gebirges wird von zahlreichen, einander kreuzenden Bruchstörungen bestimmt. Diese Bruchzonen verursachten ein stufenförmiges Absinken von Süd nach Nord; in den versenkten Gebieten hat sich die ursprüngliche Bedeckung mit Jura-Gesteinen noch am vollständigsten erhalten. Die Schichtflächen fallen flach nach Norden ein, in den südlichen Teilen sind sie etwas kräftiger geneigt.

Von allen obengenannten Schichtgliedern ist der Dachsteinkalk mit ca. 800 Metern am mächtigsten. Aus ihm sind alle bedeutenden Gipfel aufgebaut. Betrachten wir den gut gebankten Kalk einige hundert Meter westlich des Riemannhauses, so findet man 3 bis 12 Meter mächtige Bänke ([1] in Abb. 1) wechselnd mit dünnen Zwischenschichten (0,1 bis 2 m), die meist stärker auswittern und damit die Schichtfugen markieren. Diese Zwischen-



Abb. 1 Im Vordergrund gebankter Dachsteinkalk, dahinter die roten Jurakalke des „Rotwand“.

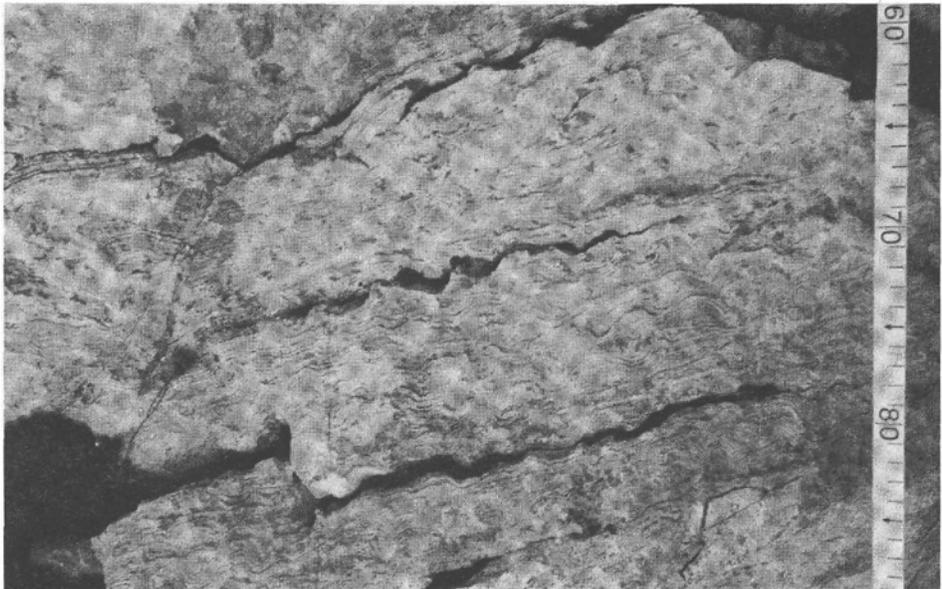


Abb. 2. Feinlamierte Kräuselschichtung in dolomitischen mm-Rhythmiten.

schichten bestehen im allgemeinen aus einer unteren Brekzienlage [2] und darüber folgenden feingebänderten Dolomiten [3] (Abb. 2). Diese drei Schichtglieder bilden den sichtbaren Bankrhythmus.

Die mächtigen Kalkbänder [1] sind morphologisch durch ihre tiefe Verkarstung und die Karrenfelder gekennzeichnet. Ihre Internstruktur wird durch einen Flechtenüberzug auf der Verwitterungsoberfläche verdeckt. Nur im frischen Bruch oder an Flächen, die längere Zeit im Jahr dem Einfluß des aggressiven Schneewassers ausgesetzt sind, läßt sich das Sedimentgefüge studieren. Am Gesteinsaufbau sind zahlreiche Komponenten unterschiedlicher Herkunft und Größe beteiligt. Die Auswahl reicht von feinstkörnigen Kalzit-Kristallen bis zu zentimetergroßen Bruchstücken von Organismen-Schalen; ihre unterschiedliche Beteiligung an der Zusammensetzung des Gesteins läßt entweder einen dichten, feinkörnigen Kalk entstehen oder bietet das Bild eines inhomogenen, grobkörnigen Gesteins. Die Hangendgrenze der mächtigen Bänke wird von einer „Diskontinuitätsfläche“ gebildet: eine unregelmäßig-wellige Fläche, von der stellenweise mehrere Zentimeter tiefe Spalten in die unterlagernde Bank eingreifen. Netzartig angeordnete, mit grobem Kalkspat oder feinem Sediment verfüllte Spalten werden als „Trockenrisse“ gedeutet.

Auf dieser Diskontinuitätsfläche und zum Teil in die untere Bank eingreifend liegt das Schichtglied [2]. In einer kalkig-mergeligen, rötlichen oder grünen Grundmasse liegen ungeordnet Brekzienkomponenten aus Kalken der liegenden Bank oder dolomitischen Gesteinen. Mächtigkeitsschwankungen von 0 bis 0,3 m auf kurze Entfernung sind häufig.

Schichtglied [3] darauffolgend, bietet wieder ein neues Bild: Im mm-Bereich wechseln hellgrau anwitternde Lagen von fein- und grobkörnigem Dolomit oder Kalzit und Dolomit. Sie ziehen häufig linear durch, bilden aber auch wellige oder knäuelige Strukturen (Abb. 2). Auf Schichtglied [3] folgt dann wieder eine mächtige Kalkbank [1].

Fossilien begegnet man im Steinernen Meer im wahrsten Sinne des Wortes auf Schritt und Tritt. Den Geologen verdriest es allerdings, daß es meist nur dieselben Formen sind: Das Leitfossil des Dachsteinkalks, die „Dachsteinmuschel“; sie ist mit verschiedenen Gattungen vertreten (*Neomegalodus*, *Conchodus*). Nur in den seltensten Fällen gelingt es, sie aus dem Gestein zu schlagen. Sie tritt allein in den mächtigen Kalkbändern auf, besiedelt dort aber große Flächen. Die charakteristischen Querschnitte auf den Bankoberflächen haben ihr zu dem Namen „Kuhtritt“ verholfen. Die *Megalodontidae*, so ihr exakter Name, lebten halb im Schllick des Meeresbodens vergraben, was häufig zur späteren Einbettung in Lebensstellung führte. An Makrofossilien treten daneben noch großwüchsige, verzweigte Korallenkolonien („*Thecosmilia*“) auf. Besonders häufig werden sie im hangenden Teil an der Grenze zum Jura. Kleinere Korallen, wie *Astreomorpha* oder *Montlivaltia* sind dagegen schon sehr selten. Auch bei ihnen ist, wie bei den *Megalodontidae*, der Umkristallisierungsprozeß daran schuld, daß die feinen Strukturen verwischt sind und exakte Bestimmungen erschwert werden. Bryozoen, Brachiopoden und Schnecken sind ein weiterer Bestandteil der Dachsteinkalkfauna. Kalkalgen, besonders Grünalgen (*Dasycladaceen*), haben oft einen nicht unwesentlichen Anteil am Gesteinsaufbau.

Mikroorganismen, wie Foraminiferen oder bestimmte Algen, lassen sich im Gelände bestenfalls mit der Lupe erkennen. Ihre Bestimmung erfordert andere Untersuchungsverfahren, die im Labor durchgeführt werden müssen. Die Gesteinsproben werden in Essigsäure aufgelöst und der unlösliche Rückstand wird auf Organismenreste untersucht; oder es werden Dünnschliffe angefertigt, die oft charakteristische Fossilquerschnitte zeigen. Mit diesen Methoden wurden im Steinernen Meer zahlreiche Fossilien nachgewiesen. Besonders ergiebig sind die seltenen dünnen Mergel einlagerungen zwischen den Kalkbänken, die Mikrofossilien in körperlicher Erhaltung liefern. Am häufigsten sind Foraminiferen.

Schon viel seltener sind die Schälchen von Ostracoden, winziger, zweiklappiger Krebse. Daneben finden sich die Reste größerer Tiere wie Fische, Seewalzen, Schlangensterne und Seeigel, deren Skelette nach dem Tode in einzelne Teile zerfielen, verdriftet und in das Sediment eingebettet wurden. Alle diese bestimmbareren Fossilien, zusammen mit den undefinierten Organismenbruchstücken, zeichnen das Bild einer sehr bunten Lebensgemeinschaft (Abb. 3): Feinverzweigte Korallen — selten umgestürzt, häufig noch in Lebensstellung — und dünnschalige Megalodonten sprechen gegen stärkere Wasserströmung; Grünalgen, die zur Assimilation Sonnenlicht benötigen, zeigen ein sehr flaches Wasser von weniger als 50 m Tiefe an. Der Schluß ist naheliegend: die Bankkalk sind das Ergebnis ruhiger Sedimentation in einem flachen, gut durchlichteten, warmen und nur schwach bewegten Meer.

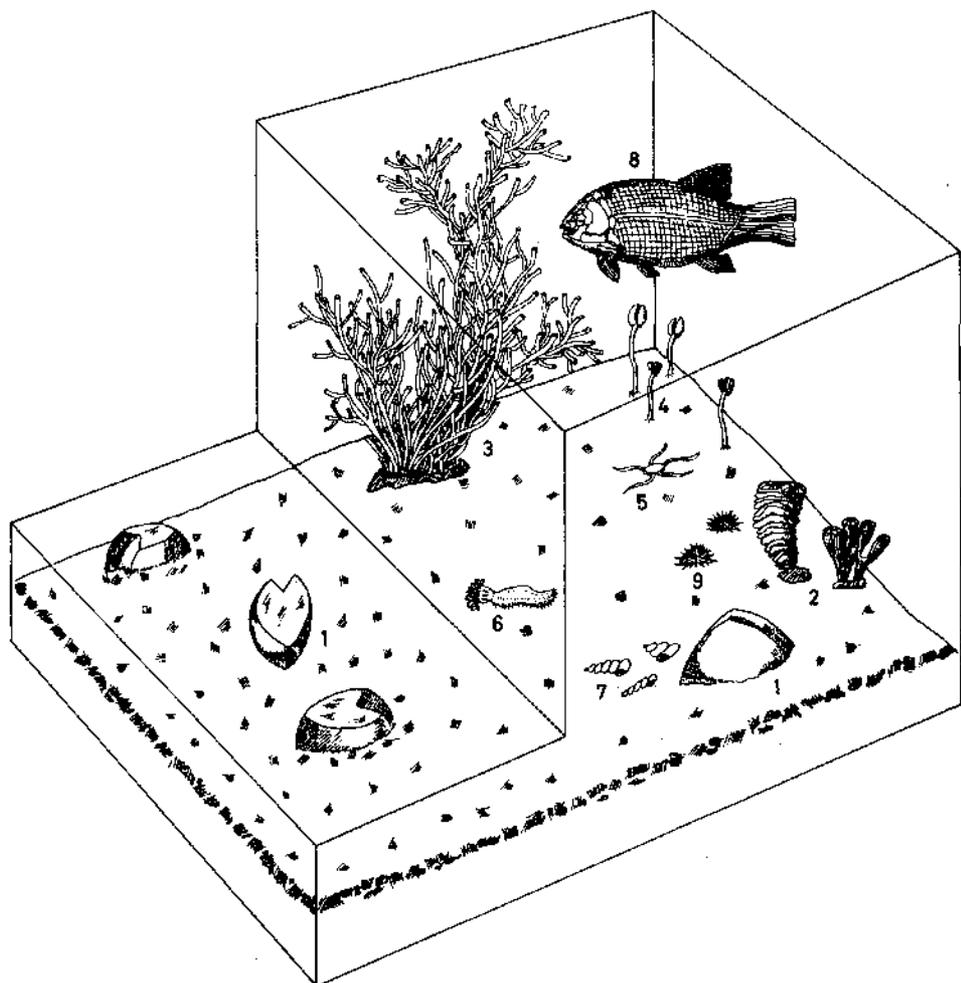


Abb. 3. Lebensgemeinschaft im „Dachsteinkalk-Meer“.

1: Megalodonten (links im Querschnitt, sog. „Kuhtritte“; 2: Montlivaltien (Korallen); 3: Thecosmilia (Koralle); 4: Brachiopoden; 5: Schlangensterne; 6: Seewalze (Holothurie); 7: Schnecken; 8: Semionotus; 9: Seeigel. (Nach Schmidt, Zankel, Zapfe.)

Sucht man auf der Erdoberfläche nach Gebieten, in denen vergleichbare Gesteinsfolgen heute noch entstehen, so kommen wir in den subtropischen bis tropischen Klimabereich. Gut erforscht sind die rezenten Karbonatablagerungen der Florida-Bay in Amerika, auf der großen Bahamabank in der Karibischen See und im Persischen Golf. Diese Gebiete sind durch weite Areale mit subtropischer bis tropischer Flachmeer-Entwicklung ausgezeichnet, in denen Karbonatschlamm meist in direktem oder indirektem Zusammenhang mit Organismen entsteht. Beteiligt sind die Pflanzen — hier vorwiegend die Algen — und die Tiere, angefangen von den Einzellern (Foraminiferen) bis zu den Mollusken und Echinodermen, an der Produktion von Karbonatpartikelchen, die sich am Meeresboden sehr rasch zu mächtigen Schichten ansammeln. Zahlreiche wühlende und grabende Bewohner des Meeresbodens — zum Beispiel bestimmte Muscheln, Schnecken, Seeigel und Krebse — schichten das Sediment mehrfach um, wobei die ursprüngliche Feinschichtung mehr und mehr verloren geht und homogene Ablagerungen entstehen, vergleichbar mit den mächtigen, in sich ungeschichteten Megalodontenbänken des Dachsteinkalkes. Fehlen diese wühlenden Organismen, so können die primären Sedimentstrukturen erhalten bleiben. Drei Gründe mögen hier für das Fehlen einer internen Bodenfauna angeführt werden: 1. der Schlick ist durch die Zersetzung organischer Substanz mit Schwefelwasserstoff vergiftet, 2. es wird so rasch sedimentiert, daß die Organismen keine Zeit zum Durchwühlen finden, 3. wird ein Trockenfallen die marine Bodenfauna absterben lassen. Der letzte Fall soll uns hier besonders interessieren. In den obengenannten Gebieten finden sich über den Gezeitenzonen Bereiche, die nur gelegentlich überflutet werden, sei es bei Springfluten oder bei kräftigen Stürmen. Dabei wird genügend feiner Schlick aufgewirbelt und in feinelaminierten Schichten abgesetzt, so daß jedes dieser Ereignisse nach Ablauf des Hochwassers in der Schichtfolge dokumentiert wird. Bleibt die Oberfläche nach dem Sturm feucht genug, so wird sich ein Filz von Blau-Grünalgen darüberziehen. Bei völligem Austrocknen brechen große, polygonale Trockenrisse auf, die das mehr oder weniger feste Material in einzelne Fetzen oder Scherben zerlegen (Abb. 3). Der nächste Sturm verdriftet diese Relikte; sie werden aufgehäuft oder anderwärts wieder eingesedimentiert. So spielt sich an der Grenze von Land zu Wasser eine sehr wechselvolle Geschichte ab, die sich in den Ablagerungen dieser Zone widerspiegelt.

Geht die Austrocknung bei sehr hohen Temperaturen durch direkte Sonneneinstrahlung vor sich — es werden 40° – 50° C erreicht — so wird aus dem unterlagernden, meeresfeuchten Sediment durch Verdunstung an der Oberfläche Salzwasser nachgesogen und in den obersten Schichten zu einer Sole mit erhöhtem Salzgehalt konzentriert. Dabei kann die Konzentration der Lösung den Punkt erreichen, an dem Dolomit und bei weiterer Konzentration auch Gips zu kristallisieren beginnen. Es entsteht zunächst ein Protodolomit, der einen relativ ungeordneten Gitteraufbau aufweist und erst bei späterer, diagenetischer Umkristallisation wird daraus ein reiner Dolomit. So bildet sich aus dem ursprünglichen, feinelaminierten Kalkschlick mit den zwischengeschalteten Algenmatten ein Dolomitgestein, das noch sehr deutlich seine Herkunft aus einem Bereich knapp über der Gezeitenzone erkennen läßt.

Kehren wir aus diesen heißen Klimazonen unserer Erde zurück zum Dachsteinkalk des Steinernen Meeres.

In den feingebänderten Dolomiten [3], die den massigen Megalodontenbänken zwischengelagert sind, können wir sehr leicht den Ablagerungsraum nahe einer Gezeitenzone wieder erkennen. Feingeschichtete Lagen mit den verschiedensten Erscheinungsbildern einer Austrocknung von einfachen Schrumpfungsporen bis zu Trockenrissen folgen neben Brekzien, die aus Dolomitscherben aufgebaut sind. Dazwischen eingeschaltet sind zahl-

reiche Lagen, die im Anschliff oder Dünnschliff unter dem Mikroskop die Strukturen von Algenmatten beobachten lassen.

Versuchen wir nun für die Dachsteinkalk-Plattform der Berchtesgadener Alpen ein Oberflächenbild zur Triaszeit zu entwerfen. Zu dieser Flachwasserplattform gehörten neben den Gebieten des Steinernen Meeres noch der Dachsteinkalk von Hochkönig, Hagengebirge, Tennengebirge, Watzmann, Hochkalter, Loferer und Leoganger Steinbergen. Dieses über 1000 Quadratkilometer große Areal war ursprünglich zur Zeit der Ober-Trias ein zusammenhängendes Gebiet, das später durch die Gebirgsbildung auseinandergerissen wurde. Im Süden ist es durch einen schmalen Saum von Korallenriffen gegen ein tieferes Meeresbecken begrenzt gewesen; die Relikte dieser Riffe finden wir heute noch im südlichen Hagengebirge und Tennengebirge und am Hochkönig. Im Süden des Steinernen Meeres und der Leoganger Steinberge ist dieser Riffsaum durch Erosion abgeschnitten worden. Auch im Westen der Leoganger und Loferer Steinberge ist diese Plattform heute durch einen Erosionsrand begrenzt und wir kennen ihre ursprüngliche Ausdehnung in dieser Richtung nicht. Nach Norden vollzieht sich der Übergang in das gleichalte Hauptdolomitgestein, das einen Teil der bayerischen und Tiroler Alpen aufbaut. Hier herrschten zur Zeit der Ablagerung die Bedingungen einer vom offenen Meer abgeschlossenen Lagune.

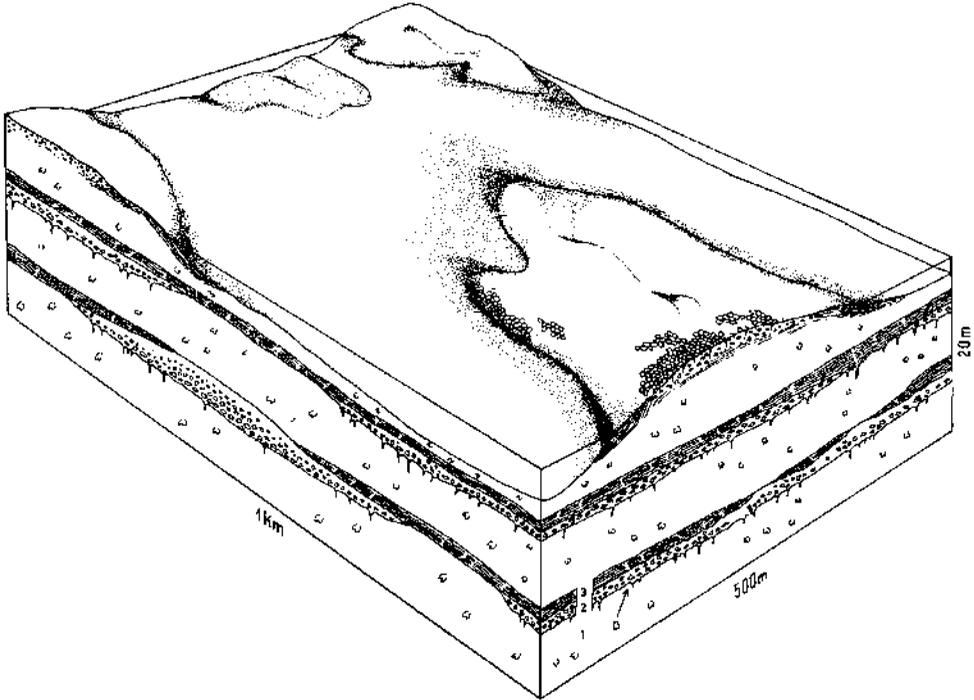


Abb. 4. Blockbild zur Entstehung der Dachsteinkalkbänke. Im Blockschnitt ist der Wechsel von massigen Megalodontenbänken (1) mit den Zwischenschichten (2) (Aufarbeitungshorizonte) und (3) (dolomitische Millimeterhythmite über der Diskontinuitätsfläche D) dargestellt. Die Oberfläche gibt ein Bild der Flachmeerbereiche und der über den Meeresspiegel herausragenden Inselchen. Diese sind randlich in oder über dem Gezeitenbereich von Algenmatten umgeben (punktiert), auf den frei liegenden Flächen entstehen Trockenrisse und Verwitterungsschutt.

Die weit ausgedehnte Dachsteinkalk-Plattform wurde durch Wind und schwache Strömung von Süden und Südwesten her mit genügend frischem Meereswasser versorgt, so daß sich in dem wenige Meter tiefen Wasser eine reiche marine Fauna und Flora entwickeln konnte. Zunächst war die Besiedelung zur Zeit des unteren Dachsteinkalkes noch recht spärlich, im Mittelabschnitt beherrschten große Muschelkolonien von Megalodonten das Lebensbild und in den jüngsten Partien breiteten sich von den Riffen her neben den Megalodonten die Korallen aus.

Zwischen diesen mehr oder weniger ausgedehnten Flachmeerbereichen lagen nun zahlreiche Inselchen, die nur sehr wenig über den Meeresspiegel hinausragten (Abb. 2). Manche waren nur wenige Quadratmeter groß — wahrscheinlich sehr vergängliche Schlickbänke — andere hatten einen festen Felsboden und erstreckten sich über mehrere Quadratkilometer. Durch Verwitterung und Erosion bildeten sich auf ihnen rote Böden und Schuttflächen, deren Schuttbestandteile wir als Brekzienlage [2] über den mächtigen Kalkbänken finden.

Ein Saum von Algenmatten schloß sich in oder über dem Gezeitenbereich um diese Inselchen, kleinere Flächen konnten vollständig von ihnen bedeckt werden; ob diese Inseln auch mit höheren Pflanzen bewachsen waren, läßt sich nicht mehr direkt nachweisen. Manche Relikte lassen sich als Wurzeln deuten, die die Möglichkeit eines Bewuchses nicht ausschließen. Die Form dieser Inseln muß unregelmäßig gewesen sein, sie blieben auch nicht stationär, sondern verlagerten sich mit absinkendem Untergrund wahrscheinlich in der Haupt-Wind- und Strömungsrichtung nach Nordosten gegen die Hauptdolomitlagune.

Es bleibt noch eine Frage offen: Wie kann eine über 800 m mächtige Schichtfolge von Kalken in einem Ablagerungsraum entstehen, der stets nur wenige Meter Wassertiefe aufweist? Dies ist nur möglich, wenn der Untergrund über die ganze Zeit hinweg einsinkt und dieses Absinken durch die Produktion von Sediment — im wesentlichen durch Organismen — kompensiert wird. Die rhythmischen Wiederholungen, Schicht 1, 2, 3; 1, 2, 3; 1, 2 . . . weisen darauf hin, daß es sich hier nicht um ein einfaches, stetiges Absinken des Meeresgrundes gehandelt hat. Der Vorgang der Absenkung kann periodisch verstärkt oder verlangsamt werden; kurzzeitige gegenläufige Bewegungen, also Hebungen des Meeresbodens, sind ebenfalls möglich gewesen. Hinzu kämen als weiterer Faktor eustatische Schwankungen des Meeresspiegels. Diese großmaßstäblichen Bewegungen sind als Ursache für die Rhythmik der Dachsteinkalksedimentation anzusehen: die zyklische Aufeinanderfolge der Schichtglieder 1—3 im Profil, von denen jedes ein bestimmtes Ablagerungsmilieu charakterisiert, kann aus dem Zusammenwirken dieser beiden Hauptdiktatoren erklärt werden.

Literatur

- Fischer, A. G., The Lofer Cyclothem of the Alpine Triassic. — Kansas Geol. Survey Bull., 169, 107—149, 38 Abb., 1964.
 Pia, J., Geologische Skizze der Südwestecke des Steinernen Meeres bei Saalfelden. — Sitz. — Ber. Akad. Wiss., math.-naturw. Kl., Abt. I, 132, 35—79, 1 Prof.-Taf., 1 Abb., 1 geol. Kartenskizze 1 : 50 000, Wien 1924.
 Sander, B., Beiträge zur Kenntnis der Anlagerungsgefüge (Rhythmische Kalke und Dolomite aus Tirol). — I. Nordalpine Beispiele, Tschermaks Min. Petrograph. Mitt., 48, 1—139, 36 Abb., 6 Diagr., 7 Tab., Leipzig 1936.
 Zankl, H., Der Hohe Göll. — Aufbau und Lebensbild eines Dachsteinkalk-Riffes in der Ober-Trias der nördlichen Kalkalpen. — Abh. Senckenberg. Nat. Ges., 519, 1—123, 74 Abb., 15 Taf., Frankfurt a. M. 1969.

Anschrift der Verfasser: P. Speckmann und Dr. H. Zankl, Institut für Geologie und Paläontologie, Technische Universität Berlin, D-1 Berlin 12, Hardenbergstraße 51

Ein Überblick über die Pflanzenwelt der Berchtesgadener Alpen

WOLFGANG LIPPERT

Die Berchtesgadener Alpen erfreuen sich von jeher eines regen Besuches, sei es wegen ihrer großen landschaftlichen Schönheit, des oft unmittelbaren Wechsels zwischen sanften, bewaldeten Hängen, schroffen Felswänden, einsamen Seen und weiten Hochflächen; sei es wegen ihrer orographischen und geologischen Eigenheiten, ihrer reichen Tierwelt oder ihrer vielfältigen Möglichkeiten für Bergwanderungen und Klettertouren. Jeder Besucher aber wird überwältigt von der ungemein reichen Pflanzenwelt des Gebietes, entweder weil ihn einzelne Pflanzen als „botanische Kleinode“ entzücken, oder weil ihn das gehäufte Auftreten einer Art beeindruckt, wie etwa die Spirkenwälder im oberen Wimbachtal, einem der eindrucksvollsten Talschlüsse der Alpen.

Beginnen wir unseren Überblick, wie jeder Bergwanderer, im Tal. Nach einem nur kurzen Gang zwischen Mähwiesen und Viehweiden beherrscht über große Strecken hin der Wald die Szenerie. Das im Frühling und Sommer frische Grün und im Herbst leuchtende Rot der Buche (*Fagus sylvatica*) überwiegt zunächst; nur gelegentlich — meist an recht engbegrenzte Lebensräume gebunden — finden sich andere Laubbäume beigemengt, so der Bergahorn (*Acer pseudoplatanus*), die Bergulme (*Ulmus glabra*), die Sommerlinde (*Tilia platyphyllos*) und die Esche (*Fraxinus excelsior*).

Mit zunehmender Höhe mischt sich immer mehr das dunkle Grün der Fichte (*Picea abies*) in die Laubwälder, gelegentlich begleitet von der Tanne (*Abies alba*), bis uns nach einer kurzen Zone des Laubmischwaldes reiner Fichtenwald umgibt. Aus dieser Nadelwaldzone vermag die Fichte dank ihrer Wüchsigkeit und Vitalität bis zur Baumgrenze in den „Tafelwäldern“ der Hochflächen vorzustoßen und wird nur an Standorten mit extremen Umweltsbedingungen durch die Föhre (*Pinus sylvestris*) oder die Spirke (*Pinus uncinata*) ersetzt.

Wenden wir auch dem Unterwuchs dieser Wälder einige Aufmerksamkeit zu. Hier verdienen neben den bekannten Waldkräutern wie Sauerklee (*Oxalis acetosa*), Sanikel (*Sanicula europaea*), Wald-Hahnenfuß (*Ranunculus nemorosus*) oder Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*) einige Pflanzen besondere Erwähnung. An trockeneren, sonnigen Stellen stehen die mit weißen Blütensternen übersäten Büsche der Felsenbirne (*Amelanchier ovalis*), die Mehlbeere (*Sorbus aria*) mit ihren weithin leuchtenden weißen Blattunterseiten, der wollige Schneeball (*Viburnum lantana*), begleitet vom duftenden rosa Dost (*Origanum vulgare*), der ästigen Grasilie (*Anthericum ramosum*) mit ihrem zartweißen Blütenschleier, der im Frühling leuchtendrot blühenden Schneeheide (*Erica carnea*). An feuchteren Stellen zeigen sich die gelblichen Blütenstände der Zahnwurz (*Cardamine enneaphyllos*); die grüngelben Blütenkerzen der Mandelwolfsmilch (*Euphorbia amygdaloides*) über schwarzgrünen Lederblättern; die großen weißen Sterne der Christrose (*Helleborus niger*), mit ihren charakteristischen Blättern den ganzen Sommer über ein Schmuck der Wälder; die roten Blütenstände des Waldvögeleins (*Cephalanthera rubra*); die großen blauen Blüten der nesselblättrigen Glockenblume (*Campanula trache-*

lium); die frischgrünen Riemenblätter der Hirschzunge (*Phyllitis scolopendrium*) und die roten Blütenstände des Hasenlattichs (*Prenanthes purpurea*).

Setzen wir unseren Weg bergauf fort, so können wir feststellen, wie das einförmige Dunkelgrün der Fichtenwälder durch das von Meter zu Meter zahlreichere Auftreten der Lärche (*Larix decidua*) immer stärker aufgehellt wird. In Nord- und Westlagen steigt die Lärche besonders weit in die Täler herab; sie bildet im ganzen Gebiet einen eigenen Gürtel über der Nadelwaldzone und baut zusammen mit der Fichte und den urwüchsigen Gestalten der Zirbe (*Pinus cembra*) die Tafelwälder der Hochflächen auf, deren klimatische Verhältnisse denen der Zentralalpen angenähert sind.

Bei etwa 1400 m ist die Waldgrenze erreicht, die Baumgrenze liegt an den Hängen der Gebirgsstöcke zwischen 1600 und 1800 m, während sich Reste früherer großer „Tafelwälder“ noch bis etwa 2100 m behaupten können.

In dieser Zone der Auflösung des geschlossenen Waldes beginnt der Krummholzgürtel, der an felsigen oder trockeneren Standorten von der Latsche (*Pinus mugo*), an lehmigen oder etwas feuchteren Standorten von der Grünerle (*Alnus viridis*) gebildet wird. Noch im Wald begegnen uns die ersten Vorposten dieses Vegetationsbereiches und werden mit dem Lichterwerden des Waldes immer dichter, bis sie schließlich nahezu undurchdringliche Miniatur„urwälder“ bilden. Bei den wechselhaften Boden- und Oberflächenverhältnissen im Steinernen Meer und in der Röt wachsen diese beiden Arten oft in unentwirrbarem Durcheinander, während sie sich in den anderen Alpengebieten in ihrem Vorkommen fast völlig ausschließen.

Im Gesamtbereich des Krummholzgürtels der Berchtesgadener Alpen überwiegt die Latsche. Ihre schwarzgrünen Gestrüppe übersteigen die Baumgrenze im Durchschnitt um 100 m, auf Lawinenbahnen oder auf Felsschuttströmen wie im Wimbachtal oder in der Grundübelau gedeihen sie auch noch bei 900 m. Einzelne Latscheninseln finden sich noch bis etwa 2400 m.

Als auffälligste Begleiter des Krummholzgürtels sind die beiden Alpenrosenarten (*Rhododendron hirsutum* und *ferrugineum*) zu nennen; sie schließen sich normalerweise ähnlich aus wie Grünerle und Latsche, wachsen aber namentlich um den Funtensee und in der Röt ebenso durcheinander und sind durch zahlreiche Zwischenformen verbunden, die in sämtlichen Abstufungen von Rot blühen.

An trockenen, felsigen Standorten leuchten die großen rosa Blütenchalen der Zwergalpenrose (*Rhodothamnus chamaecistus*), die in den Berchtesgadener Alpen besonders häufig vorkommt; im wirksamen Kontrast dazu stehen die blauen Köpfchen der herzblättrigen und der nacktstengelligen Kugelblume (*Globularia cordifolia* und *nudicaulis*), das feurige Rot der Schneeheide (*Erica carnea*), die gelbweißen Blüten der buchsblättrigen Kreuzblume (*Polygala chamaebuxus*), die Blütenschleier des wolligen und des Berg-Reitgrases (*Calamagrostis villosa* und *varia*).

Häufig in engem Kontakt mit dem Knieholzgestrüpp, oft in Gesellschaft der Grünerle, aber auch an Bachufeln, am Fuß von Felswänden oder grobblockigen Schutthalden finden wir eine Gesellschaft besonders stattlicher, feuchtigkeitsliebender Kräuter. Diese Hochstaudenfluren sind in der Röt, an der Sagereggwand und um den Oberlahner besonders gut ausgebildet. Sie bergen eine Unzahl besonders ansehnlicher Pflanzenarten, aus denen die goldgelben Sterne der österreichischen Gemswurz (*Doronicum austriacum*), die duftenden lila Blütenstände der Mondviole (*Lunaria rediviva*), die weißen Rispen des Waldgeißbartes (*Aruncus dioicus*), die blauen Blütentrauben des Milchlattichs (*Cicerbita alpina*), die rosa Schirme des Alpendostes (*Adenostyles alliariae*), die blauen Kerzen verschiedener Eisenhutarten (*Aconitum variegatum* und *napellus*) beson-

ders hervorragen, begleitet von den weißen Schirmen verschiedener großer Doldenblütler und dem Gewirr der Farne.

Lassen wir das Gebiet des Knieholzes und der Hochstaudenfluren, der Miniaturwälder aus Sträuchern und Kräutern hinter uns, so umfängt uns die lichte Welt der Alpenmatten, bescheidener im Wuchs, aber fast noch reicher an Blüten. Fette Almweiden fehlen den Berchtesgadener Alpen fast völlig; große Flächen nehmen kurzgrasige, lockere Rasen ein, in denen es vom zeitigsten Frühjahr bis in den Spätherbst hinein blüht.

Die Ersten sind die weißen Becher der Krokusse (*Crocus albiflorus*), die violetten Glöckchen der Alpenroddeblume (*Soldanella alpina*), die goldgelben Blüten des Berg-Hahnenfußes (*Ranunculus montanus*), die weißen Sterne der Alpen-Küchenschelle (*Pulsatilla alpina*), die rosa Blüten der Mehlprimel (*Primula farinosa*) neben dem leuchtenden Blau des stengellosen, des bayerischen und des Frühlings-Enzians (*Gentiana clusii*, *bavarica* und *verna*).

Nur kurz währt die Pracht des Frühlingsflors, doch ständig blüht Neues und ebenso Prächtiges. Im Früh- und Hochsommer sind es das Edelweiß (*Leontopodium alpinum*), die Schar der gelb und rot blühenden Habichtskräuter (*Hieracium*), die blauen Sterne der Alpenaster (*Aster alpinus*), der schwärzlichrote pannonische und der blaßgelbe punktierte Enzian (*Gentiana pannonica* und *punctata*), das sonst nur in den Pyrenäen und Südalpen vorkommende violettblühende Drachemaule (*Horminum pyrenaicum*), der gelbblühende Fuchsschwanz-Ziest (*Betonica alopecuroides*), das zarte Blau der Alpenglockenblume (*Campanula alpina*) und die orangeroten Sterne des edelrautenblättrigen Kreuzkrautes (*Senecio abrotanifolius*), übersponnen von dem zarten Schleier blühender Gräser und Seggen, überlagert vom Duft des Kohlrösers (*Nigritella nigra*), des Weißen Speik (*Achillea clavennae*) und der Alpenminze (*Calamintha alpina*).

Auch noch im Herbst blüht es hier, nur sind die Blüten nicht mehr so zahlreich und auffällig, bei näherer Betrachtung aber von besonderem Reiz. Die Enziane beschließen den Blütenreigen der alpinen Matten, der zarte Enzian (*Gentiana tenella*), der seine zartvioletten Blütchen häufig zwischen den Horsten des Nacktrieds (*Elyna myosuroides*) verbirgt und die porzellanblauen Sterne des Tauernblümchens (*Lomatogonium carinthiacum*), das in den Berchtesgadener Alpen seinen einzigen deutschen Fundort hat; dazu gesellen sich die rosa Blüten der Zwergprimel (*Primula minima*), die nach einem reichen Frühlingsflor die Hänge ein zweites Mal schmückt.

Unmerklich fast ist im weiteren Anstieg der Übergang zu den folgenden Pflanzengesellschaften. Der Rasen wird immer lockerer, von immer mehr Steinen durchsetzt, löst sich allmählich in einzelne Raseninseln auf, bis zuletzt nur noch kleine Flecke der Polstersegge (*Carex firma*) und der Silberwurz (*Dryas octopetala*) den Kampf mit dem nachdrängenden Felsschutt aufnehmen.

Die Welt der Kare und Felswände, die wir unter dem Namen Gesteinsfluren zusammenfassen wollen, ist jedoch trotz des ersten Anscheins durchaus nicht pflanzenleer. Gerade hier finden wir eine Anzahl erlesener botanischer Seltenheiten unter die verbreiteteren Pflanzen gemischt. Allen gemeinsam ist, daß sie ihre Blüten meist noch dadurch besonders zur Geltung bringen, daß sie in Polstern oder Horsten wachsen und so einen ganzen Strauß von Blüten der Sonne entgegenstrecken.

Im Frühsommer leuchten hier die rosa Polster des Steinschmückels (*Petrocallis pyrenaica*), die gelben Trauben der Hungerblümchen (*Draba aizoides* und *sauteri*, die letztere in Deutschland nur auf einigen Bergen des Berchtesgadener Gebietes), die zartblauen Blütenkugeln der kleinen Glockenblume (*Campanula cochlearifolia*), die zarten rosa Knäuel des Täschelkrautes (*Thlaspi rotundifolium*), die violetten Rachenblüten des Lein-

krautes (*Linaria alpina*) mit orangerotem Schlund, die weißen Blütenschalen des Alpenmohns (*Papaver sendtneri*), die gelblichen Steinbreche (*Saxifraga moschata* und *aphylla*), die weißen Polster des einblütigen Hornkrautes (*Cerastium uniflorum*) und des Schweizer Mannsschildes (*Androsace helvetica*). Auf dem Dolomitschutt des Wimbachtales kommen noch hinzu die violettblauen, zarten Blüten von Einsele's Akelei (*Aquilegia einseleana*), die ihre eigentliche Heimat in den Südalpen hat und hier einen Reliktstandort besiedelt, ebenso wie die in den Felswänden um das Wimbachtal wachsenden Hausmanns Mannsschild (*Androsace hausmanni*) und Bursers Steinbrech (*Saxifraga burserana*).

Es war nicht möglich, im Rahmen dieser kurzen Schilderung auf alle Eigenheiten der Berchtesgadener Pflanzenwelt einzugehen, sämtliche Schönheiten zu erwähnen, alle Besonderheiten aufzuzählen. Unberücksichtigt bleiben mußten die Pflanzen der Moore und Seen, ebenso eine Erörterung der verschiedenen, für das Pflanzenwachstum und -vorkommen wichtigen Faktoren. Als bedeutendste seien hier nur der schnelle Wechsel der geologischen Verhältnisse und der Oberflächenformen erwähnt, die Nachbarschaft zu den Zentral- und Ostalpen und die offensichtlich besonders günstigen Verhältnisse während der Eiszeiten.

Sowenig alle der über 700 aus den Berchtesgadener Alpen bekannten Arten von Blütenpflanzen behandelt werden konnten, sowenig konnten auch die im Gebiet vorkommenden — oft sehr seltenen — blütenlosen Pflanzen, die Farne, Moose, Flechten und Pilze den gebührenden Platz finden.

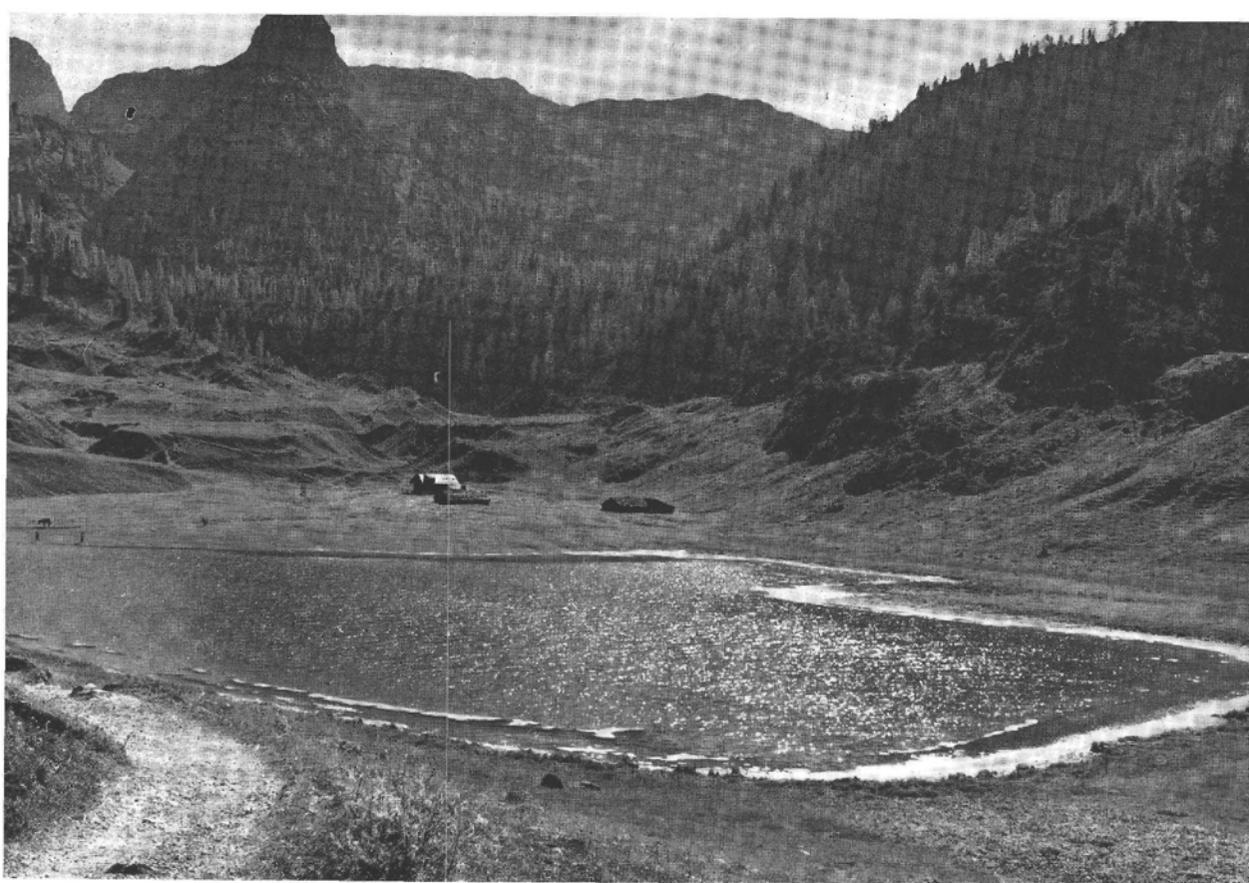
Die Pflanzenwelt der Berchtesgadener Alpen konnte also nur skizziert werden, wobei nach Möglichkeit für einzelne Vegetationszonen besonders kennzeichnende und besonders seltene Pflanzen in entsprechendem Verhältnis ausgewählt wurden.

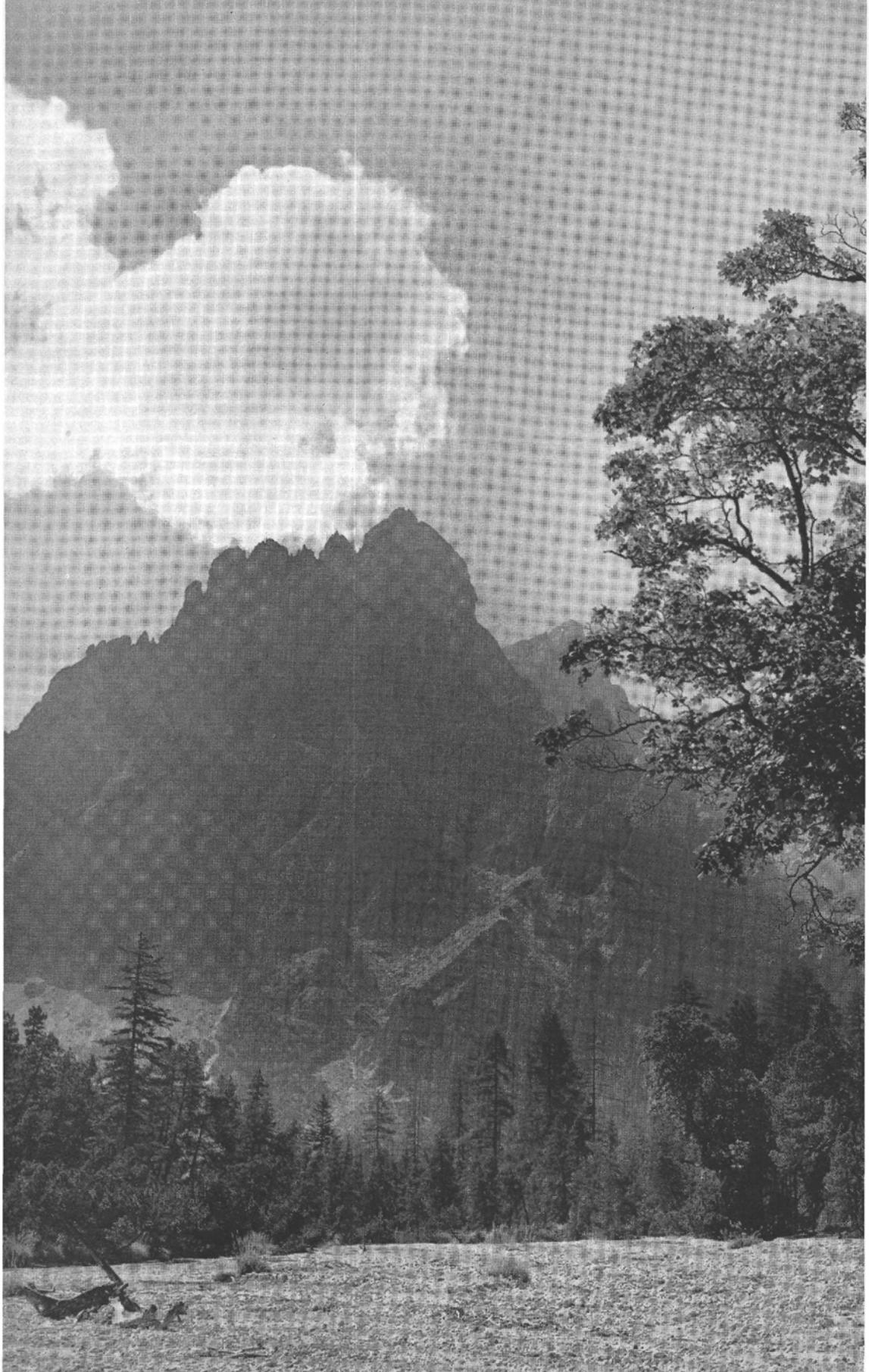
Möge diese Skizze Anreiz für möglichst viele sein, bei der nächsten Bergwanderung — auch außerhalb der Berchtesgadener Alpen — dem Blühen am Wege etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Anschrift des Verfassers: Dr. Wolfgang Lippert, Botanische Staatssammlung,
D-8 München 19, Menzinger Straße 67

Funtensee mit Schottmalborn (oben) (Foto: E. Baumann)

Vom Wurmkepf nach Norden (unten) von links nach rechts: Hocheisspitz, Großer Hundstod, Hochkalter, Hundstodgatterl, Schneiber, Watzmann, Rotwandl (Fotos: D. Seibert)





Begleitworte des Kartographen zur Alpenvereinskarte „Steinernes Meer“

LEONHARD BRANDSTÄTTER

Einführung und Zielsetzung

Der Deutsche Alpenverein ermöglicht es mir, ein in der Öffentlichkeit noch nicht bekanntes Darstellungs-System für Hochgebirgskarten vorzustellen. Jedem, der die Karte „Steinernes Meer“ in die Hand nimmt, werden beim Vergleich mit anderen einschlägigen Karten drei Dinge sofort auffallen: keine Schattenplastik, scharf geprägte Felsdarstellung, anderer Farbaufbau. Dies hat nun mit persönlichem Geschmack sehr wenig, mit Eigenwilligkeit gar nichts zu tun. Die Gründe für meine, wie ich hoffe, positive Aufnahme gegen die heute kursierenden Vorbilder kommen vom Objekt her, und ich will versuchen, sie im folgenden verständlich darzulegen. Es handelt sich um einen seit etwa 30 Jahren fälligen Nachholbedarf.

Vor rund 60 Jahren gelang der Vermessungstechnik ein gewaltiger Sprung nach vorwärts, der Sprung ins industrielle Zeitalter, der mit der Erfindung stereoskopischer Kartiergeräte für die Ausmessung von Lichtbildern markiert ist. Dieses neue Verfahren, die Bildmessung oder die Photogrammetrie, entwickelte sich rasch weiter zur heute im Gebrauch stehenden Exaktvermessung aus der Luft. Der Alpenverein nahm sich seinerzeit der Erdbildmessung pionierhaft an: Die 1915 erschienene Karte der Dachsteingruppe war die erste Alpenvereinskarte mit photogrammetrischer Unterstützung. In der Hand hervorragender Fachleute und Alpinisten bildete sich im weiteren die Erdbildmessung zum Hausverfahren des Alpenvereins aus. Doch auch die Luftbildmessung fand bald Eingang in die Alpenvereinskartographie. Nach einer Luftbildkartierung des Rätikon während des Zweiten Weltkrieges — die Kartenunterlagen gingen leider verloren — wurde die Luftbildmessung als Totalverfahren zur unabweislichen Notwendigkeit, als der Alpenverein sich der Herausgabe von Karten der nordalpinen Kalkalpenstöcke zuwandte.

Die vorliegende Karte des Steinernen Meeres fußt ganz auf Luftbildmessung. Wie die Übersichtskarte am unteren Kartenrand angibt, erfolgte die Luftbildauswertung im Maßstab 1:10 000, insgesamt 250 qkm, zu 62% oder über 154 qkm im Institut für Photogrammetrie an der Techn. Hochschule in München, zu 31% oder über 78 qkm im Bayerischen Landesvermessungsamt in München, zu 7% oder über 18 qkm im Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen (Landesaufnahme) in Wien.

Alle Auswertungen waren von so hoher Qualität, daß sie für eine Karte 1:25 000 einwandfreie Unterlagen lieferten. Ich bemühte mich daher, die wertvolle Luftbildmessung anhand aller Informationsquellen, wie Luftbilder, selbst erwandelter Landschaftskenntnis

und eigener Stereobilder, zu einem vergleichbaren Kartenbild auszugestalten. Doch mußte ich mit dieser Zielsetzung auch schon die Pfade gewohnter Kartendarstellung verlassen.

Man sollte meinen, daß die durch die Bildmessung erzielte enorme Genauigkeitssteigerung, wie sie sich vor allem in der gemessenen Höhenlinie verkörpert, auf die Methoden der Gebirgsdarstellung schon längst befruchtend eingewirkt habe. Das ist leider nicht oder nur sehr beschränkt der Fall. Die kartographischen Ausdrucksmittel blieben im wesentlichen historisch fixiert. Alle heute üblichen Zeichenmethoden oder -manieren für die Veranschaulichung des Gebirgsraumes, vornehmlich Felszeichnung und Schummersysteme, sind im Prinzip schon im vorigen Jahrhundert bekannt, in einer Zeit, da man von Luftbildmessung kaum schon träumen konnte. Die Verkoppelung alter Darstellungsgedanken, letztlich entsprungen aus den geringen meßtechnischen Möglichkeiten ihrer Zeit, mit der Exaktvermessung von heute, führt im Kartenbild zu Widersprüchen, die den Formausdruck verschwimmen lassen. In diesem gedanklichen Zwiespalt sucht man nun mehr und mehr Zuflucht bei aufdringlicher Schattenplastik, einer Reliefschattierung mit angenommener Nordwestbeleuchtung. Diese ist aber in Karten für die Fußgeherorientierung ganz fehl am Platze, denn sie trübt und raubt systematisch Anhaltspunkte aus beengter Sicht. Schattenplastik scheint mir eher Ausfluß fachlicher Ratlosigkeit zu sein als Befriedigung des vielzitierten Publikumsgeschmackes.

Mein Bestreben, mit der Bildmessung eine wirklichkeitsnähere Wiedergabe des Gebirgsraumes zu erreichen, liegt im Sinne der Alpenvereinskartographie, deren Zweck es ist, dem Bergsteiger im schwierigen Gelände verlässliche Orientierungsmittel zur Verfügung zu stellen. Wenn also hier der Kreis der Bergsteiger als Publikum anzusprechen ist, so wendet sich das erarbeitete Kartenbild voll und ganz dem Publikumsbedürfnis zu. Das Echo auf diese Karte wird gewiß den weiteren Weg der Alpenvereinskartographie beeinflussen.

Welche Ansprüche kann der Bergsteiger an eine Alpenvereinskarte stellen?

Die Alpenvereinskarten werden nicht nur zum Ablaufen markierter oder gebahnter Wege geschaffen, dazu genügen Karten viel kleineren Maßstabes auch. Wenn der Bergsteiger unterwegs seine Karte 1:25 000 entfaltet, so will er aus ihr zuverlässige Information über den erreichten Standpunkt und über den vorgesehenen Weiterweg gewinnen, er will Gelände und Karte vergleichen können, wo immer er sich im Kartengebiet bewegt. Für ihn ist die Darstellung des hochalpinen Odlandes abseits der normalen Wege das Wichtigste.

Die Vergleichbarkeit von Gelände und Karte an Ort und Stelle ist gegeben, wenn auffallende landschaftliche Merkmale auch in der Karte wiederzufinden sind. Der Maßstab setzt Schranken. Aber unser Maßstab 1:25 000, bzw. 1 mm auf der Karte = 25 m in der Natur, läßt so viele Möglichkeiten offen, besondere Vergleichsanhalte darzustellen, daß wir kaum eine größere Leerfläche antreffen werden.

Neben der selbstverständlich darzustellenden Situation — Wege, Bauten, Gewässer — können gute Karten 1:25 000 folgende Landschaftsinhalte einprägsam und kontinuierlich wiedergeben:

Höhenunterschiede,
Böschungsverhältnisse,
individuell geprägte Geländeformen,
typische Vegetationsformen einschließlich Odland,
Gesamtrelief.

Das sind die wesentlichen Faktoren, die eine Gebirgslandschaft bestimmen. Ihre gleichmäßig reguläre und sachbezogene Darstellung wird jeden Kartenbenutzer befriedigen. In dieser schlichten Aufzählung steckt ein Leistungsprogramm, das erst seit der Einführung der Luftbildmessung reif zur Verwirklichung geworden ist.

Jedem Kartenfreund ist es möglich, Karten schon daheim qualitativ zu prüfen:

1. Prüfung: Ein quadratisches Papierfenster von etwa 3 cm Seitenlänge legt man an beliebigen Stellen der Karte auf und kontrolliert, ob Höhe, Böschung, Gelände- und Vegetationsform in diesem kleinen Bereich überall gleich deutlich zu erkennen sind.
2. Prüfung: Man betrachtet die Karte nicht nur von Süden her (Schriftleserichtung), sondern auch aus anderen Richtungen, vor allem aus den Zugangsrichtungen ins Gebiet. Zum Steinernen Meer führen aus Süd, aus West und aus Nord wichtige Zugangswege. Man achte darauf, ob sich das Gebirgsrelief von allen Seiten gleich deutlich mitteilt. Beim Orientieren während des Wanderns muß die Karte in die Marschrichtung gedreht werden. Die Karte soll immer verständlich bleiben.
3. Prüfung: Man stellt Bildvergleiche an, man sucht die im Wanderführer beschriebenen Routen in der Karte auf. Aus diesen Vorstudien gewinnt man Lesebeziehung zur Karte und kann beurteilen, ob sie zu einem richtigen Erwartungsbild hinzuleiten imstande ist.

Vom Steinernen Meer liegen einige neue oder neuere Karten zum Vergleich vor:

Bayerische Karte 1:25 000, Blatt 8443 Königssee, erschienen 1967; nur vom Nordteil; aufgenommen mit Luftbildmessung;

Österr. Karte 1:25 000, Blätter 93/3, 124/1 und 124/2, erschienen 1936; nur vom österr. Teil; aufgenommen mit Erdbildmessung und Meßtischtopographie;

Bayerische Karte 1:50 000, Berchtesgadener Alpen, erschienen 1965;

Österr. Karte 1:50 000, Blätter 93 und 124, letzte Ausgabe 1967 bzw. 1966.

Die Kartenvergleiche bringen wertvolle Aufschlüsse über die Problematik der Gebirgsdarstellung und besonders über die Schwierigkeiten der hochalpinen Karstdarstellung. Die Blätter 1:50 000 sind unter diesem Gesichtspunkt bereits topographische Übersichtskarten.

Höhenlinien, Höhenschichtlinien, Scharung

Die Grundlage unserer Geländedarstellung sind Höhenlinien. Doch gibt es da verschiedene Arten.

Eine Höhenlinie verbindet bekanntlich Punkte gleicher Seehöhe. Sie findet immer irgendwo in sich zurück, es muß nicht auf der Karte sein. Seit der Einführung der Bildmeßkunst kann man Höhenlinien in jeder beliebigen Höhe lückenlos messen und exakt aufzeichnen (kartieren), vorausgesetzt, daß man die Geländefigur in dieser Höhe am Raumbild genau sieht. Selbstredend bringen wir in den Geländemeßvorgang Ordnung hinein, indem wir nur Höhenlinien in vorbestimmten Meterwerten, bzw. in vorbestimmten Höhensprüngen herausgreifen.

In topographischen Karten besänftigter Gebirgsformen und besonders in solchen des Flachlandes ist es üblich, mit Minderung der Hangböschungen die Höhensprünge zwischen den Höhenlinien zu verdichten, zu verkleinern. Da Höhenlinien, wenn man über ihren Höhenwert Bescheid weiß, immer auch Böschungswerte angeben, entsteht aus unregelmäßigen Zwischenschaltungen ein visuell schwieriges Böschungsbild.

Dagegen hat sich in Hochgebirgskarten 1:25 000 weithin, so auch in Alpenvereinskarten, der Höhenliniensprung von 20 m als fester Äquidistanz-Wert eingebürgert. Aus

der einzelnen Höhenlinie gewinnen wir keine Vorstellung von der Beschaffenheit des Geländekörpers. Sie hat als Höhenregistrierkurve nur statistischen Wert. Aber äquidistant angeordnete Höhenlinien, die wie Höhenschichtlinien (Schicht = Äquidistanz) nennen, können, wenn sie sich dicht genug scharen, einen erheblichen Anschauungswert vom Geländekörper vermitteln. Aus dem Drehen, Drängen und Dehnen der Linienschar erhalten wir insofern kartenplastische Eindrücke, als wir uns deutlich ein Oben, ein Unten, ein Steiler, ein Flacher vorstellen können. (Abb. 1.)

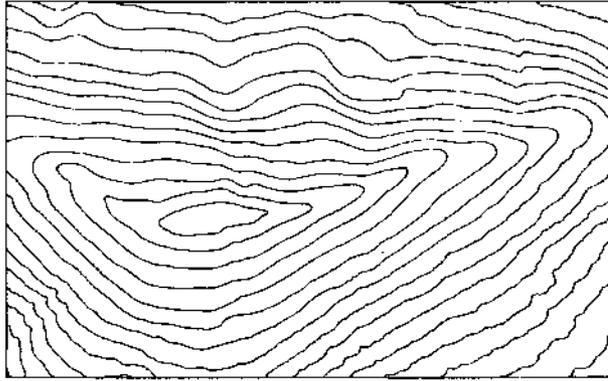


Abb. 1. Natrunberg bei Alm in 20-m-Höhenschichtlinien; Maßstab 1:25 000.

Höhenschichtlinien führen automatisch zu homogener Scharung — hervorgegangen aus konstant gehaltenem Höhengsprung —, vermitteln stets visuell verlässliche Böschungswerte und rufen zuweilen kartenplastische Eindrücke, immer aber einen gewissen Grundwert der Kartenplastik hervor.

Ein vollständiges, kontinuierliches Scharungsbild ist für den Kartenleser von außerordentlichem Wert. Es ist zwar nicht in unmittelbarem Geländevergleich, wohl aber in seiner Böschungsaussage jedermann sofort zugänglich. Auf unserer Karte gilt für die Geländeböschung folgende einfache Formel: Soviel Schicht-Zwischenräume auf 8 mm Kartenstrecke fallen, soviel Steigungsprozente mal 10 sind vorhanden. Zähle ich also auf 8 mm

	1,3	4	7,5	Schicht-Zwischenräume,
so beträgt die Böschung	13 ‰	40 ‰	75 ‰	

Die Böschungsabschätzung aus der Karte in Prozenten ist nur sinnvoll unter 100 ‰ oder 45°. Bei Hangneigung über 45° taxieren wir die Böschung besser mit Hilfe der stärker gezogenen 100-m-Linien, der Zähllinien, in Graden. Beträgt der Abstand der Zähllinien

4 mm, so ist die Böschung	45°;	2 mm, so ist die Böschung	63°;
3 mm, so ist die Böschung rund	53°;	1 mm, so ist die Böschung	76°.

Bis auf kleine Unsicherheiten zwischen den Höhenschichtlinien definiert die Scharung durchlaufend Sechöhe, Böschung und Geländeumrißform. Die Extreme der Scharung sind: eben = weiß, senkrecht = schwarz. Scharung, im folgenden nur als die Summe der genau und äquidistant kartierten Höhenlinien verstanden, ist ein die geometrische Wirklichkeit anzeigendes Vermessungsergebnis von großer Zuverlässigkeit und klarer böschungplastischer Tendenz. Eine bessere Böschungsangabe auf Karten hat es zuvor nie gegeben.

Was liegt näher, als der Versuch, aus und mit der Scharung das gesamte Kartenbild zu gestalten?

Scharungsplastik und Kantenzeichnung

Die Scharung stellt an genügend hoch entwickelten, rundlichen Geländeformen bereits aus sich selbst heraus vergleichbare Naturbezüge her, d. h. wir gewinnen aus ihr einen Kartenlesewert, einen Anschauungswert. Doch wechselt dieser Wert, den die leere Scharung hervorbringt, stark mit dem Geländecharakter. In flachen Talsohlen zerfällt die Scharung in weit voneinander entfernte Höhenregistrierkurven, an eckigen Formen (Ansätze, Abfälle, Stufen, Gräben, Grate) ist die Scharung empfindlich gestört, und im geknitterten Felsgebiet besteht sie aus zittrigen Linien, die sich auch zu unleserlichen Knäueln verdichten. Immer aber deutet die Scharung auf den wirklich vorhandenen Formenschatz hin. Um nun diese Scharung überall in gleich wirksamer Weise kartensbildlich verständlich zu machen, sind wir genötigt, eine Geländezeichnung zu ersinnen, die sich ihr (der Scharung) funktionell vollkommen einordnet. Wird die Zeichnung nicht zur Funktion der Scharung gemacht, so gibt es Widerspruch und Abweichung von der Wirklichkeit.

Die Scharung erfaßt die ganze Unzahl der von den Höhengichtlinien getroffenen Geländeformen in ihrer Horizontalkomponente. Eine vollständige Darstellung wird daraus erst, wenn wir auch die vertikale Formkomponente hinzufügen. Leider läßt sich die Vertikalkomponente nicht aus direkter Messung mit kartensbildlicher Wirkung gewinnen.

Das hier aufgegriffene Prinzip ist denkbar einfach, ist eigentlich, seitdem man Höhenlinien zur Geländedarstellung heranzieht, altbekannte Binsenweisheit. Es ist auf allen Höhenlinienkarten in der Geländeform „Graben“ verwirklicht, doch nicht allgemein weiterverfolgt. Die Abbildungen 2 a — d erklären das wesentliche.



Abb. 2 a

Abb. 2 b

Abb. 2 c

Abb. 2 d

Abb. 2 a. Höhengichtlinien schlagen Haken über eine Grabengabel; Scharung in den Grabensohlen ist gestört; leere Scharung. Schema der bloßen Messung ohne Darstellung.

Abb. 2 b. Die eingezeichneten Bachläufe beseitigen jede Unklarheit; nun kartensbildlich wirksame Scharung. Es ist selbstverständlich, daß die Bachlinien genau durch die Höhengichtliniencorner zielen müssen. Schema von Messung mit konstruktiver Darstellung.

Abb. 2 c. Falsch eingezeichnete Bäche oder falsche Höhengichtlinien? Fehlerhafte Darstellung mit destruktiver Wirkung. Schema von Messung mit freier Darstellung.

Abb. 2 d. Bachlinien ohne umgebendes Gelände. Ihr richtiger oder falscher Verlauf kann nicht beurteilt werden, weil geometrische Kriterien fehlen. Schema der freien Darstellung.

Der Bach ist eine Naturlinie. Er folgt der tiefsten Punktreihe in der Geländeform „Graben“. In den Abb. 2 a und 2 b haben wir uns das Gefälle gegen uns zum unteren Bildrand vorgestellt. Geben wir jetzt unserer Vorstellungskraft einen Stoß und denken wir uns das Gefälle in Abb. 2 a und 2 b von uns weg, zum oberen Bildrand, so kommen wir zur Vorstellung der Geländeform „scharfe Rückenteilung“ oder „Gratenteilung“.

Obenauf kann selbstverständlich kein Bach fließen, aber die klärende Wirkung der, den höchsten Punktreihen folgenden Naturlinien, der „Gratkanten“, bleibt genau so bestehen wie an der negativen Form „Grabenteilung“. Eine einzige Linie kann also zusätzliche Scharungsplastik auslösen, ganz gleich, ob es sich um eine Hohlform oder um eine Erhabenform handelt.

Die eingezeichnete Naturlinie „Bach oder Grat“ — eine Verschneidungslinie zweier verschiedener Geländeflächen, eine Kantenlinie, läßt uns klar erkennen, warum die Höhengichtlinien Haken schlagen. Die eckige Scharung kommt uns jetzt selbstverständlich vor. Durch das streng funktionelle Zusammenwirken von Höhengichtlinien und Kantenlinien sehen wir einen empfindlichen Definitions-mangel der Scharung behoben. Wir sind auf der Fährte zu einem allgemeinen Hilfsprinzip der Kantenzzeichnung, das bei sparsamstem Aufwand größte Wirkung verspricht. Wenn es uns gelingt, mittels einer anschmiegsamen Kantenzzeichnung alle Linienecken, scharfen Wendungen und Böschungssprünge, die wir in der leeren Scharung scheinbar unmotiviert vor uns sehen, zu naturvergleichbaren Formeinheiten zusammenschweißen, so haben wir unsere wichtigste Darstellungsaufgabe gelöst: Seehöhe, Böschung und individuell geprägte Geländeform werden fließend sichtbar.



Abb. 3 a. Schönfeldspitze aus Südost.

Nach Versuchen auf anderen Karten ist dieses System der Scharung mit Kantenzzeichnung in der vorliegenden Alpenvereinskarte lückenlos durchgehalten. Auf die Technologie der Kantenzzeichnung kann hier nicht näher eingegangen werden. Mit Linien allein ist es noch lange nicht getan. Kantenzzeichnung — ein sehr weit gefaßter Begriff, der sich aus der Geomorphologie herleitet — muß der Flächenübergangsschärfe treu folgen können und daher dehnbar sein von scharfer Linie über schraffige Zusätze bis zur Halbtonmodellierung. Man möge dies auf der Karte zunächst abseits des Felsgebietes verfolgen. Immer aber ist Kantenzzeichnung das Abbild natürlicher Geländelinien. Im Endeffekt darf es auf der ganzen Karte keine Höhenlinienecke mehr geben, die nicht aus ihrer räumlichen Ursache heraus verständlich und damit geländevergleichbar gemacht ist.

Felsdarstellung mit Scharung, Scharungersatz, Kanten- und Gefügezeichnung

Felsgebirge vollständig und exakt vermessen zu können, ist eine der großen Errungenschaften, die die Bildmessung brachte. In der Hochgebirgskartographie sehen wir durch sie die Darstellungsfrage ganz neu gestellt. Wir haben, wo immer, Gemessenes zu gestalten, mit der Scharung, aus der Scharung. Fels macht keine Ausnahme.

Das aus genauer Messung hervorgegangene Scharungsbild scheint zunächst zu verwirren (Abb. 3a und 3b).

Jede kleine Linienecke beschreibt indessen eine tatsächlich vorhandene Form; in jeder winzigen Krümmung steckt ein Tatsachengehalt. Hauptgrund der scheinbaren Scharungsverwirrung ist das Zusammenlaufen der Höhenlinien in Steilwänden. Nichts prägt den Felsaufbau schärfer aus, als die Verteilung seiner Steilwände. Schroffe Wände bedingen festes Gestein. Von ihrer minder geböschten Umgebung heben sie sich stets deutlich ab, sei es durch andere Färbung, sei es durch andere Struktur. Sie sind die eigentlichen Barrieren, die der Felskletterer zu überwinden hat; ihnen gilt das Staunen des Bergwanderers. Will eine Felsdarstellung auf Naturvergleichbarkeit Anspruch erheben, so muß sie besonders darum bemüht sein, zunächst einmal die Steilwände klar sichtbar zu machen.

Hier hat der Schweizer Topograph W. Blumer schon 1937 (!) mit der Karte des Glärnischgebietes 1:25 000 eine bahnbrechende Lösung angegeben: Man meidet jede Berührung, jeden Zusammenstoß zweier verschieden hoher Schichtlinien, setzt die untere Linie knapp vorher ab, und man geht an höher entwickelten Steilwänden unter Auslassen der 20-m-Höhenlinien auf die Zähläquidistanz, die 100-m-Linien, über, wenn

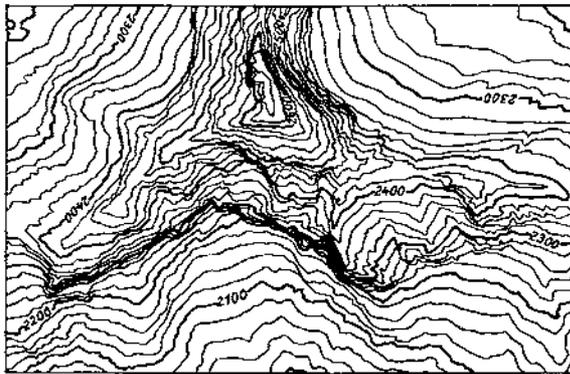


Abb. 3b. Schönfeldspitze, luftphotogrammetrische Kartierung in 20-m-Höhenlinien. Originalmaßstab 1:10 000, Verkleinerung auf 1:15 000.

diese sich auf etwa 1,5 mm nähern. Auch das Zusammenfließen von 100-m-Linien meidet man durch Absetzen der tieferen. Die entstehenden Scharungslücken deckt man präzise mit strukturverwandter, tonausgleichender Steilwandschraffur, genannt Scharungersatz, zu. Mit diesem Verfahren bringen wir bildliche und geometrische Klarheit in die Steilwandgürtel ab etwa 70° und höher als etwa 30 m. Der Scharungersatz — selbst Scharungsinterpretation in bestem Sinne — verhilft zu jener fundamentalen Aufgliederung des Felskörpers, die uns erst den Weg für weitere interpretierende Zeichnung frei macht.

Das grundrißliche Zusammenschumpfen hoher Wände im Kartenbild auf schmale Streifen oder — was selten vorkommt — auf markante Linien wird für den Kartenleser begreiflich sein, wenn er die Tatsache: hier ist Steilwand, konsequent und deutlich verzeichnet findet. Der Felskletterer kann mit kartographischer Steilwanddarstellung an sich nichts anfangen. Aber er will aus der Karte wissen, wo sich die Steilwand befindet, wie man zu ihrem Fuße gelangt, wie hoch und wie steil sie ist. Im übrigen verläßt er sich auf Routenbeschreibungen, auf Fotos oder Anstiegsskizzen und vor allem auf seinen eigenen Spürsinn.

Nach dem systematischen Herausgliedern der Steilwände sehen wir, daß der gesamte Felsaufbau im Kartenbild um vieles verständlicher geworden ist, und daß sich die restlichen, vom Scharungsersatz nicht berührten Scharungsflächen einer weiteren Gestaltung nun viel fügsamer zeigen als vorher. In den Restflächen reflektieren sich alle Felseigenrümlichkeiten wie Böschung, Zerrissenheit, Glätte, Schichtung, Klüftung dann, wenn 1. die Formen maßstabfähige Größe erreichen, und 2. die Formen von mindestens einer Höhenlinie getroffen werden. Die Scharung gibt genau an, was der Maßstab an darzustellenden Einzelformen verlangt: wo Unruhe in den Linien, da darstellungsfähige Formen; wo relativ glatter Linienverlauf, da entweder ungegliederter Fels oder nicht maßstabfähige Feinstruktur. Das Scharungsbild einer zerrissenen Dolomitflanke sieht ganz anders aus als ein solches von schräg gebanktem Gestein oder massivem Fels.

Die weitere bildhafte Aufgliederung des Felskörpers ist wieder Aufgabe der Kantenzeichnung. Infolge der ständig wechselnden Verschiedenheit der Felsoberflächen kann es ebensogut zu turbulenter Kantenhäufung wie zu Kantenmangel kommen. Jedoch kann es keine Höhenlinienecke ohne klärende Kantenzeichnung geben, und es kann keine Kantenlinie über eckenlose Höhenlinien hinwegziehen.

Felskantenzeichnung ist eine Auswahl wirklich bestehender Naturlinien, ist Vertikal-komponente der Felsformen. In der richtigen Bedeutungsschwere kommt Felskantenzeichnung (und Kantenzeichnung überhaupt) nur zustande, wenn wir für sie einen eigenen Entwurfsvorgang, die topographische Kartierung, vorsehen. Mit Studium des Raumbildes unter dem Spiegelstereoskop wird der photogrammetrisch ausgewertete Höhengschichtenplan Stück für Stück rückidentifiziert. Aus dem ersauten Raumeindruck fügen wir der Scharung die notwendigen Kantenlinien hinzu. Was wir zeichnen sind Linien, hervorgeholt aus dem untrüglichen Stereoeffekt, der auch die Bildmessung gelenkt hat. Die vollkommene darstellerische Ergänzung der Scharung kann nur erreicht werden, wenn das Naturmodell dauernd vor Augen steht.

Für die Kantenzeichnung bilden sich gewisse Regeln heraus, die es auch dem Kartenleser erleichtern, die Zeichnung richtig zu verstehen. Allgemein sind auf der Karte Hochkanten schwarz gezeichnet, Tiefkanten mit weißem Begleitriß versehen. In der Kantenlinie lassen sich besondere Merkmale ausdrücken:

- glatter Grat . . . glatte, nach Schärfe variierende Linie;
Beispiel: Grat von Stuhljoch gegen den Funtenseetauern;
- höckriger Gratverlauf . . . gekröpfte Linie, verdickt an Graterhebungen;
Beispiel: Schottmalhorn, Finsterbachkopf;
- Felstürme und Schultern . . . Formpunkte;
Beispiel: Balfenhorngebiet;
- Wand-Oberkante . . . linearer Abschluß des Scharungsersatzes;
Beispiel: westl. Mannkopf;
- Wand-Unterkante . . . weiß eingefaßter Scharungsersatz;
Beispiel: Sommerstein;
- Kaminreihe oder Schlucht . . . weißer Durchriß;
Beispiel: Breithorn SO, Brandhorn Süd;
- Scharte . . . weißer Durchriß über den Grat hinweg;
Beispiel: Schönfeldspitze bei Punkt 2510, Mitterhorn.

Für die Stärke der Kantenlinie sind Ausprägung und Neigung der Naturkante maßgebend: je schärfer geprägt und je weniger geneigt, desto stärker die Zeichnung. Die größte Stärke zeigt die Kantenlinie da, wo eine scharf geprägte Naturkante eine horizontale Stelle durchläuft, denn hier findet die Definition durch Höhengschichtlinien ihr

Minimum. Tiefkanten sind gewöhnlich beständiger, ungebrochener ausgebildet als Hochkanten, die weit mehr zum Objekt der Abtragung werden.

Mit Scharung, Scharungersatz und Kantenzeichnung haben wir jedoch noch kein Gesteinsbild vor uns. Wir haben zunächst nur erreicht, daß wir uns einem solchen mit methodischen Schritten nähern.

Den Hauptteil der Karte erfüllt mit einer Fläche von 70 qkm die Karstlandschaft des Steinernen Meeres. Hier zerfließen die Voraussetzungen für wirksame Scharung und Kantenzeichnung vollständig und wir erkennen, daß der linearen Darstellungskette noch ein wichtiges Glied hinzuzufügen ist: die Struktur- oder Gefügezeichnung.

Als feinstes, geometrisch gewichtsloses Liniengewebe hat die Gefügezeichnung die Interpretation der maßstäblich nicht mehr faßbaren Oberflächenrauigkeit zu übernehmen. Diese, bereits symbolische, Feinstkantenzeichnung schmiegt sich gesteinsnah dem Oberflächenornament an, ohne auf die Scharung bewegend einzuwirken. In den Steilflanken charakterisiert die Gefügezeichnung mit oft nur spurweisem Strichaufwand z. B. Schichtung (horizontal: Breithorn-Süd; schräg: Äulhorn-West, saiger: Wurmkopf), Platten (Schönfeldspitze-Nordwest), Massigen Fels (Wände beim Obersee), zerrissenen Dolomit (Balfenhörner, Hochkempen). Unterschiedliche Punktstreuung kennzeichnet Schutt, Geröll, Geschiebe, Bergsturz, Moränen. Strukturlose Hänge bleiben zeichnungsfrei (Bonegg-Nord, Langegg).

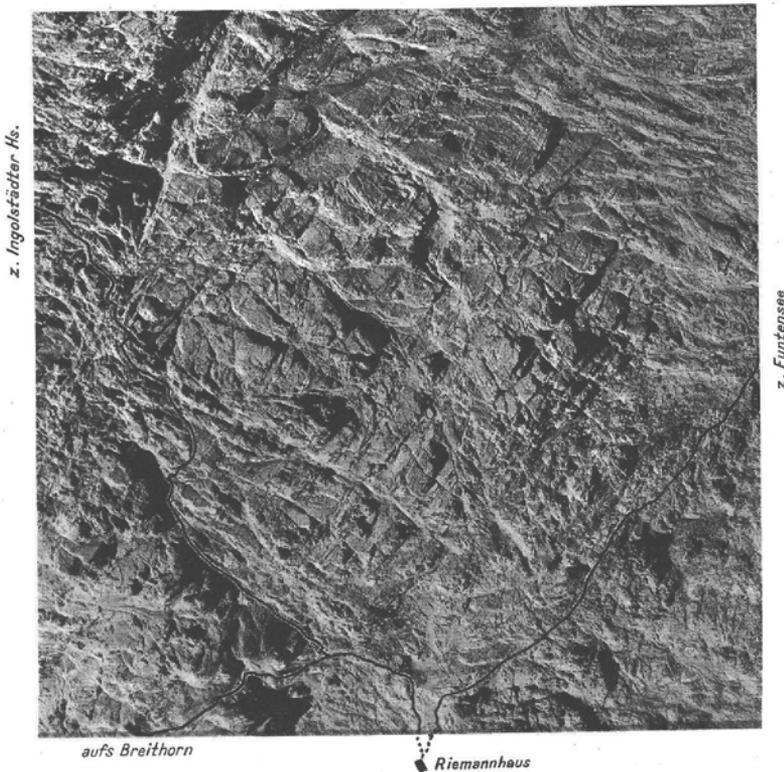


Abb. 4 a. Plattenkarst nördlich Riemannhaus im Luftbild, Bildmaßstab rund 1:13 000. Luftbild der Photogrammetrie AG, München. Zeit der Aufnahme anfangs September um 13.30 Uhr. Die Bergsteigerwege sind von Hand aus mit schwarzer Linie eingezeichnet. Im rechten oberen Bildviertel der Steindaubenweg in Viehkogltal.

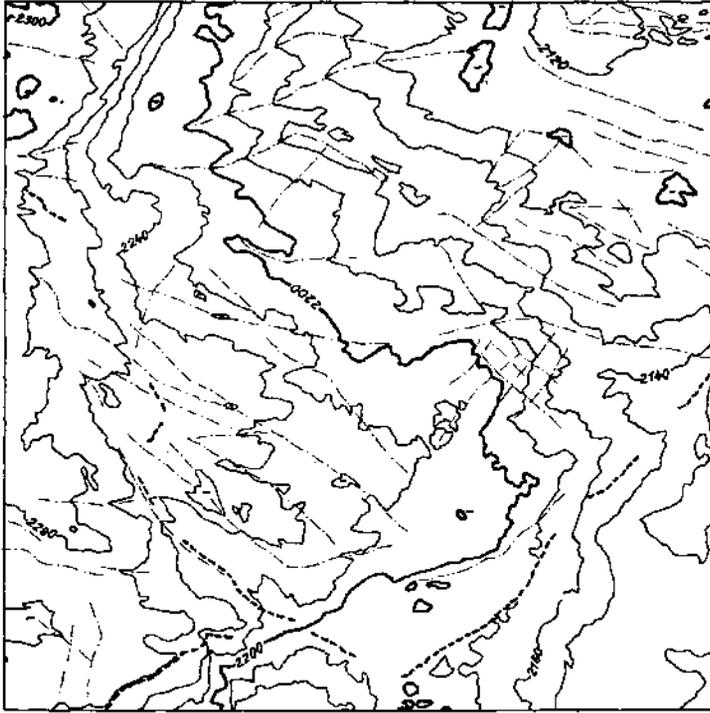


Abb. 4 b. Dasselbe Geländestück in der Luftbildmessung: exakte Höhenlinien in 20-m-Scharung, Kluftlinien, Wege nur stückweise soweit erkennbar. Originalmaßstab 1:10 000, verkleinert auf 1:13 000.

Der Umfang der Gefügezeichnung wächst mit abnehmender Felsböschung. Im Karrenfeld ist Gefügezeichnung Hauptträger der Darstellung. Der Übergang in die geometrisch bestimmte Aussage der Kantenzeichnung ist stets zwanglos möglich, wenn die Formen in den Maßstab einschleifen.

Das Karrenfeld nimmt verschiedene typische Prägungen an: mäßig steil nach Norden einfallende Platten bewegen wie Wellenkämme den Teil nördlich des Riemannhauses und auch südlich des Ingolstädter Hauses; mehrfache Klüftungstendenzen zeigen sich an der wüst zugerichteten Kuppe des Brandenberges; runde Plattenbuckel, manchmal mit Schichtung in den Flanken, herrschen in der Gegend der Wildalm vor und richtige, rauhe Karren am Glunkerer und Simetsberg; plumpe Karstschilder umsäumen die Hochwiesalm usf.

Mit Scharung, Kanten- und Gefügezeichnung lassen sich Lagerungsverhältnisse, Erosionszustände und Kluftsysteme im Karst einigermaßen sichtbar machen und Zusammenhänge aufzeigen, die dem Bergwanderer aus seiner beschränkten Sicht oft gar nicht auffallen. Aber die Möglichkeit, eine baugesetzliche Ordnung der Karstlandschaft im Kartenbild bewußt nachzugestalten, ist erst durch die Luftbildtechnik erschlossen worden. Aus diesem mühevollsten Abschnitt der Arbeit eine Probe in den Abb. 4a — c.

Alle zeichnerischen Maßnahmen, die der sinnvollen Deutung der Scharung dienen, also Scharungersatz, Kantenzeichnung und Gefügezeichnung, sind Angelegenheit der topographischen Kartierung, d. h. es wird nichts gezeichnet, was nicht dem Raumbildeindruck

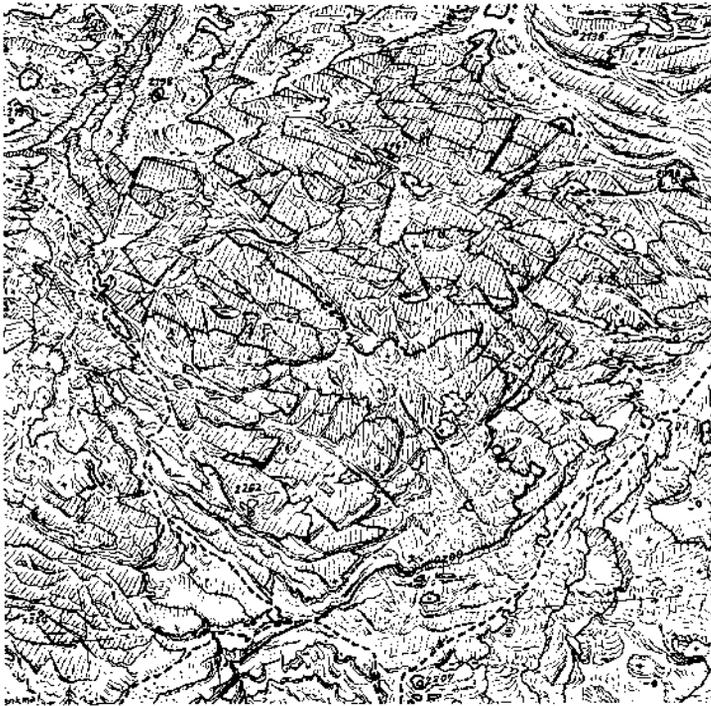


Abb. 4c. Dasselbe nach Erkundung und topographischer Kartierung: schattenlose Kanten- und Gefügezeichnung eingebaut in die 20-m-Scharung. Wegnetz, zunächst auf Luftbildern erkundet durch stereoskopischen Geländevergleich an Ort und Stelle, sodann rückübertragen in die Kartenvorlage. Arbeitsmaßstab 1:10 000, verkleinert auf 1:13 000.

und der Rückidentifizierung mit der Bildmessung voll entspricht. Auch sind die einzelnen Ausdrucksmittel so gedacht, daß sie, wenn erforderlich, fließend einander ablösen können. Aus der topographischen Kartierung geht die Kartenvorlage hervor. Hier liegt das große, heute noch fast unbetretene Arbeitsfeld der Topographie und der künstlerischen Kartographie vor uns: stereoskopische Erforschungen der Wirklichkeit, feinfühliges zeichnerische Anpassung an sie, vollkommene Einordnung der Zeichnung in die Scharung, Verschmelzung von Messung und Zeichnung zu einer ausdrucksstarken harmonischen Einheit im Kartenbild.

Vegetation und Gesamtrelief

In den meisten Gebirgen, besonders aber in den Alpen, ist das Verbreitungsmuster der Vegetation sichtbar vom Relief her bestimmt. Luftbilder führen uns heute eindringlich die Art der Verflechtung vor Augen. Der Gedanke, die Vegetationsdarstellung zugleich auch der Reliefdarstellung dienstbar zu machen, entspringt der Luftbildtechnik, bringt der Karte großen topographischen und visuellen Gewinn. Gegenüber den gewohnten Kartenausführungen, die nur eine recht schematische Wald- und Latschendarstellung kennen, haben wir daher einiges hinzuzufügen.

Die Vegetation ist Spiegelbild des örtlichen Kleinklimas, wesentlich abhängig von Seehöhe und Temperatur, Böschung und Bodenbeschaffenheit, Exposition und Feuchtig-

keit. In unserem Gebiet sind deutlich einige vertikal angeordnete Vegetationsgürtel zu unterscheiden:

- Landwirtschaftliche Flächen:* Wiesen, Felder, Gärten; im Süden bis etwa 1100 m, im Norden (Königsseegebiet) bei 600 m kaum vorhanden;
- Wald:* überwiegend Nadelholz; obere Grenze zwischen 1500 m und 1800 m;
- Krummholz:* hauptsächlich Latschen, aber auch Grünerlen, Ebereschen, Weiden; zwischen 1300 m und 2000 m, manchmal auch tiefer;
- Alpiner Pflanzenboden:* Almgras, Pflanzenwuchs, Moose; ausgebreitet zwischen Wald, Latschen und Felsödland, ansteigend bis 2400 m;
- Felsödland:* Felsberge, Karstlandschaft, Schutthalden und Geröllströme.

Die Gürtel durchdringen sich. Im allgemeinen aber herrscht in bestimmten Höhen eine bestimmte Vegetationsform vor. Diese vertikale Vegetationsschichtung, die außerordentlich landschaftsprägend wirkt, wollen wir uns topographisch und kartographisch zunutze machen.

Topographisch

Die Karte würde an einem schweren Mangel leiden, wenn sich zur gründlichen Kleinformdarstellung nicht auch eine zuverlässige Vegetationsdarstellung gesellte. Gemäß ihrer Erscheinungsform sind die einzelnen Vegetationsgürtel zeichnerisch unterschiedlich behandelt:

Landwirtschaftliche Flächen = geschlossener Flächenton;

Waldgebiet als rauher Landschaftspelz = rauh gekörnte Flächen mit Umfassungslinien an geforsteten Grenzen und mit Einzelzeichen (Ringel, Punkte) an den Auflösungsäumen;

Krummholzgürtel als feiner Landschaftspelz = feingekörnte Flächen genau nach Verbreitung;

alpiner Pflanzenboden = leichter Punktraster;

Felsödland (bewuchslos) = lineare Zeichnung auf weißem Grund.

Wo etwas wächst, zeigt die Karte einen Flächenfarbton. Wo nichts wächst, bleibt der Kartengrund weiß.

Kartographisch

Einer guten Überlieferung folgend, nehmen wir bereits in der linearen Geländezeichnung der Höhenschichtlinien eine vegetationsgemäße Farbtrennung vor: im Grünland braun, im Felsödland schwarz. Die wenigen Dauerschneeflecken sind durch blaue Höhenschichtlinien markiert. Auf braunem Liniengrund bauen sich also die verschiedenfarbig gehaltenen Vegetationsgürtel auf. Ihre Farben können keine Naturfarben sein, doch sind sie mit diesen symbolisch verbunden. Wenn z. B. die Höhenschichtlinien im Grünland braun gedruckt sind, so setzen wir dies mit „Erde“ in Beziehung. Vom üblichen Grasgrün für Wald wurde deutlich abgerückt. Der Waldgürtel ist es vor allem, der die hochgelegenen Teile des Gebirgsreliefs von den tieferen scheidet und der den entscheidenden Klimaeffekt herbeiführt. Oberhalb herrschen die bräunlichen Töne für Latschen und alpinen Pflanzenboden, unterhalb der leichte Grünton für landwirtschaftliche Flächen. Die Ode des Felsgebietes wird erst richtig durch die farbige Umrahmung fühlbar. Mit der Farbabstimmung sollen gewisse Relief-Höhenwerte sowie Gemütswerte der Landschaft zum Ausdruck kommen. Die Karte muß zeigen, wie sich die Felsberge aus

den Latschen, aus der Rasenumgarnung herauswinden, wie die Lawinen den Wald durchsägen, wie Vegetation und Erosion sich in immerwährendem Kampf gegenüberstehen. Dies alles gehört zur Geländetopographie, ist Teil der Reliefdarstellung und unerlässlich für die praktische Kartennutzung.

Das Gesamtrelief lassen wir zusammenfassend aus drei einander fördernden Faktoren entstehen: 1. aus der Scharung, die mit der Kantenzzeichnung einen verlässlichen böschungplastischen Grundwert angibt, 2. aus dem Klimateffekt, abgeleitet aus der natürlichen Höhenplastik der Vegetationsgürtel, und 3. aus einer Schummerung als Stütze und Hilfe der nicht immer ausreichenden Scharungsplastik.

Diese Schummerung hat mit der auf vielen Karten verwendeten schattenplastischen Nordwestlicht-Schummerung nichts zu schaffen. Sie setzt da ein, wo die Scharungsplastik nicht ausreicht. Daher sprechen wir von Hilfsplastik. Das lineare Gewebe von Scharung und Kantenzzeichnung vermag wohl die Kleinformen aller Schräfengrade zu fassen, ist aber im kartenbildlichen Ausdruck zu schwach, um auch Mittel- und Großformen deutlich zu machen. Damit ist das Feld der Hilfsplastik schon abgedeckt: Sie faßt Großformen zusammen, verdeutlicht Mittelformen und arbeitet je nach Bedarf mit böschungplastischen oder mit schattenplastischen Impulsen. Alle Steil-Flach-Übergänge (Bergansätze, Hochflächenränder, Sacktäler, Kare, Kessel, Stufenformen usw.) erhalten böschungplastische Nachhilfen, die Kämme und Gebirgsrücken hingegen schattenplastische Betonung, letztere etwas schräg zur Streichrichtung, damit eine allfällige Kammzerscharung zum Ausdruck kommen kann. Gleiche Formen erhalten unabhängig von ihrer geographischen Orientierung stets auch die gleichen Formverstärkungen.

Im Gegensatz zur Schattenplastik erzielt die der Scharung zugeordnete Hilfsplastik überall im Kartenfeld den gleichen Wirkungsgrad der Formerfassung und bringt das bisher aus sorgfältiger Arbeit hervorgegangene Formengut noch besser zur Geltung. Die Einseitigkeit der Reliefwirkung ist vermieden. Das Relief teilt sich von jeder Seite her wirklichkeitstreu mit, das heißt, der Kartengebrauch funktioniert in jeder beliebigen Marschrichtung.

Abschließende Bemerkungen

Für die Beibehaltung der Felszeichnung in topographischen Hochgebirgskarten im klassischen, im herkömmlichen Sinn gibt es seit der Einführung der Bildmessung keine stichhaltige Begründung mehr. Die Möglichkeit, genaue Messung in verständliche Darstellung zu verwandeln, besteht. Es muß nicht genau so gemacht werden, wie ich es versucht habe. Wollte man sich in Fachkreisen dieser überfälligen Frage ernstlich annehmen, so gäbe es gewiß in näherer Zukunft bemerkenswerte Erfolge, vielleicht durch vereinfachte Technik, vielleicht durch noch klareres Bild.

Ein zweiter, recht schädlicher Vorstellungszwang ist die Schattenplastik. Kaum jemand wagt es heute noch, Gebirgskarten herauszubringen, die nicht spontan das Relief ins Auge dringen lassen, so wie „sweet music“ ins Ohr geht, ohne Gedankenarbeit, ganz von selbst. Dies besorgt der Schattenschummer mit Nordwestbeleuchtung, eine Darstellungsweise, die jeder sofort versteht. Es ist Wandkartentechnik. Wandkarten dreht man nicht um, man verwendet sie auch nicht als Orientierungsmittel in den Bergen. Schattenplastische Karten sind fraglos ein guter Marktartikel für ein breites Publikum und ein wichtiger Erwerbszweig für amtliche und private Kartenhersteller, gegen den gar nichts einzuwenden ist. Auch ich bin Sammler von Reliefkarten und Prospekten, besonders solcher von künstlerischer Qualität.

Was aber sagt der Bergsteiger dazu? Sieht er seine Forderung an eine Hochgebirgskarte im schattenplastischen Angebot befriedigt? Ist überhaupt allen ernstlich an topographischen Hochgebirgskarten Interessierten damit gedient?

Jeder Kartenleser im Gelände erfährt zu seinem Mißvergnügen, daß er mit gefühlvoll herauschattierten Abendstimmungskarten (gilt nur für sonnige Sommerabende) seine Schwierigkeiten hat. Es wird ein Kartenlesen trotz der Reliefschummerung. Einige systematische „Schattenseiten“ der Schattenplastik:

1. Volle Wirkung nur aus der Schrifflerichtung, Reliefverwirrung aus anderer Sicht-
richtung;
2. Plastik mit Schlagseite, schattige Hänge erscheinen steiler;
3. Scharung in Schattenhängen kaum leserlich;
4. Ebenso Vegetation, natürliche Vegetationsdarstellung gründlich behindert;
5. Reliefversagen an Hochflächenformen;
6. Kartenbildliche Verödung der hochbesiedelten Südhänge;
7. Verdüsterung der Talsohlen;
8. Generelles Versagen an kleinen Steil-Flach-Übergängen (Schuttfächern, Stufen, Ram-
pen, Pulten, Kesseln usf.).

Kartenlesen im Gelände erfordert immer Verständnis und Gedankenarbeit. Wenn wir „Darstellung“ soweit treiben, daß jedermann sofort das große Gebirgsrelief erkennen kann, so beschneiden wir automatisch die Eignung der Karte für die örtliche Zurechtfindung im Gelände. Hier ist die Entscheidung zu fällen. Sie heißt: Büroschaubild oder Marschkarte.

Der Alpenverein ist in seiner Kartographie frei von langdauernden Systembindungen, wie sie etwa bei amtlichen Kartenwerken bestehen. Er ist in der Lage, Neuerungen aufzugreifen, wenn sie ihm für die Zwecke der Bergsteiger geeignet erscheinen, und so vermag er u. U. auch der Fachwelt Anregungen zu geben. Ich hoffe, hier mit meiner Arbeit den Bergsteiger und den Alpenverein auf die Chancen der Alpenvereinskarte, die sie in der Zukunft haben könnte, aufmerksam gemacht zu haben.

Die Berchtesgadener Alpen im Kartenbild

Ein kartengeschichtlicher Überblick

RÜDIGER FINSTERWALDER

Die Berchtesgadener Alpen gehören wegen des Wechsels von Plateau- und Kettengebirge, ihres Reichtums an Seen, des Vorhandenseins einer, wenn auch nicht beträchtlichen Vergletscherung sowie der großen Höhenunterschiede zwischen den schroffen Gipfeln und der weit ins Gebirge hineinreichenden Täler zweifellos zu den interessantesten Gebirgsgruppen der deutschen Alpen. Das Gebiet ist nicht nur für den Touristen äußerst dankbar, sondern durchaus reizvoll auch für denjenigen, welcher sich mit der Darstellung des Gebirges befaßt: sei es der die freie Phantasie weitgehend walten lassende Maler, oder der an die geometrische Form des Gebirges streng gebundene Kartograph. Für beide Arten der Darstellung haben die Berchtesgadener Alpen wiederholt Modell gestanden, wobei zu bemerken ist, daß die Grenzen zwischen den beiden Abbildungsarten nicht starr sind und gerade in der Frühzeit der Kartographie weitgehend aufgehoben waren.

Die diesem Jahrbuch beiliegende Karte des Steinernen Meeres gab dem Verfasser die Gelegenheit, sich eingehender mit der Kartographie der Berchtesgadener Alpen zu beschäftigen und dabei den Blick auch auf die älteren Karten dieses Gebietes zu richten. Die folgenden Zeilen sollen einen kurzen Abriss über die Entwicklung der kartographischen Darstellungsmittel am Beispiel dieser Gebirgsgruppe geben, wobei insbesondere deren deutscher Anteil behandelt wird.

Gebirgsdarstellungen im Aufriss

Die ersten Karten, auf denen das Berchtesgadener Gebiet einigermaßen erkenntlich dargestellt ist, stammen aus dem 16. Jahrhundert. Es ist dies die Zeit der ersten Territorialkarten, die meist noch ohne genaue Vermessung entstanden sind. Auch die kartographischen Ausdrucksmittel sind noch recht unbeholfen, was nicht verwundert, da auch die Landschaftsmalerei noch in ihren Anfängen steht. So fällt das erste reine Landschaftsgemälde im europäischen Raum, die Donaulandschaft von Altdorfer aus dem Jahre 1520, zeitlich etwa mit den ersten Territorialkarten zusammen. Die kartographische Behandlung des Geländereiefs erfolgt noch durch ein Aneinanderreihen der Seitenansichten der darzustellenden Berge. Da das Aneinanderfügen der meist ganz gleichartig ausgeführten Bergformen in der Regel ganz schematisch geschieht, hat sich für diese Art der Gebirgsdarstellung der Name „Maulwurfshügel“ oder „Haufenmanier“ eingebürgert.

Die ersten Karten des Berchtesgadener Gebiets sind ganz typisch für diesen Stil. Als älteste Spezialkarte gilt die Karte des Landes Salzburg von Marx Setznagl vom Jahre 1551 [1]. Das Original ist nicht mehr vorhanden, dafür existiert eine Kopie vom ungefähren Maßstab 1:560 000 im berühmten Orteliusatlas, und zwar bereits in der

Ausgabe von 1570 (Abb. 1). Der Autor der Karte war ein Salzburger Bürger. In der nach Südwesten orientierten Karte ist zwar das Flußnetz einigermaßen richtig wiedergegeben, auch der Königssee ist bereits verzeichnet, doch kann von einer Erfassung der charakteristischen Gebirgsformen kaum gesprochen werden. Als einziger Bergname ist der Untersberg erwähnt, was wohl mit der ins Flachland vorgeschobenen Lage des Gebirgs-



Abb. 1. Karte des Landes Salzburg von M. Setznagl 1551

stocks und der Untersbergsage zusammenhängen dürfte. In der Geländedarstellung macht Setznagl keinen Unterschied zwischen den flachen Hügeln des Alpenvorlands und den schroffen Gipfeln des Hochgebirges.

Nicht viel mehr als die Setznaglkarte bieten in der Wiedergabe des Berchtesgadener Landes die Karten des Wiener Arztes, Historiographen und Kartographen Wolfgang Lazius im Atlas der österreichischen Erblände vom Jahre 1561. Das Berchtesgadener Gebiet ist teilweise auf der Karte von Tirol sowie auf der Karte von Bayern enthalten. Beide Karten zeigen annähernd dieselbe Darstellung. Auf der Bayernkarte, die etwa den Maßstab 1:500 000 hat, sind an Orten Reichenhall, Unken, Ramsau, Schellenberg, Berchtesgaden; an Seen der Königssee und der Taubensee enthalten. Die Gebirgszeichnung ist in der üblichen Maulwurfshügelmanier ausgeführt und völlig phantasiert. An Bergnamen tauchen wieder der Untersberg auf, ferner der wegen der Salzgewinnung bedeutende Salzberg bei Berchtesgaden sowie der Dürnberg bei Hallein. Auch der nicht mehr zu den Berchtesgadener Alpen zählende Gaisberg bei Salzburg ist aufgeführt.

Von einer bewußten Darstellung des Hochgebirges als markantem und dominierendem Landschaftselement kann sowohl bei Setznagl als auch bei Lazius nicht gesprochen

werden. Das Bergland wird ohne Unterscheidung seines Aussehens ganz schematisch skizziert; die Aufnahme von Bergnamen geschieht nur ausnahmsweise, wenn ein ganz besonderer Grund, wie z. B. die wirtschaftliche Nutzung in Form der Salzgewinnung, vorliegt.

Erste Andeutungen einer Darstellung des Berges um seiner selbst willen finden sich in der nur wenig später erschienenen Bayernkarte des Ingolstädter Professors der Mathematik Philipp Apian. Die berühmten bayerischen Landtafeln von 1568, eine Verkleinerung der im Jahre 1563 fertiggestellten Originalkarte 1:45 000 auf den Maßstab 1:135 000, zeigen bereits einen beträchtlichen Fortschritt in der Gebirgsdarstellung (Abb. 2). So läßt der wesentlich größere Maßstab eine weitgehende Aufteilung in einzelne Berggruppen zu. Auch die wichtigsten Berge sind bezeichnet, so der Untersberg,



Abb. 2. Bayerische Landtafeln
von Philipp Apian 1568



Abb. 3. Land und Stift Berchtesgaden
von H. Faistenauer 1628

das Lattengebirge, die Reiter Alm, der Watzmann und der Göll. Der Hochkalter ist durch eine Randverzierung verdeckt, während das Steinerne Meer bereits außerhalb des Kartenrahmens fällt. Da Apian das Kartengebiet bei seiner Landesaufnahme weitgehend bereiste und mit der Busssole Vermessungen durchführte, unterscheiden sich seine Darstellungen doch sehr weit von den reinen Phantasieprodukten seiner Vorgänger. Daß Apian dabei auch aussichtsreiche Punkte im Gebirge aufgesucht hat, zeigen die von ihm nach der Natur gezeichneten Panoramen der Kampenwand und der Tölzer Berge [2]. Solche Skizzen ermöglichten ihm eine teilweise recht naturgetreue Darstellung verschiedener Berggestalten. Besonders gut ist ihm in der Holzschnittausgabe von 1568 der Watzmann gelungen mit Mittel- und Südgipfel, dem Kleinen Watzmann und dem über den Mooslahnerkopf abfallenden Grat. Auch den Stock der Reiteralm mit seinen Randabstürzen kann man einigermaßen wiedererkennen.

Da die Karte, wie auch heute üblich, nach Norden orientiert ist und die Berge in Seitenansicht gezeichnet sind, ergibt sich zwangsweise eine Südansicht des Gebirges. Der

einzelne Berg wird also immer in dieser bevorzugten Richtung gezeichnet und kann bei strenger Einhaltung dieses Prinzips nicht immer in der für ihn charakteristischen Ansicht dargestellt werden, wie sie dem Bewohner des nächsten Talorts vertraut ist. Die Ansicht von Süden hat im Bereich des nördlichen Alpenrandes den Nachteil, daß bei dem Höhenanstieg der Berge von Nord nach Süd, die höheren Berge im Vordergrund die niedrigeren im Hintergrund verdecken können. Der Lichteinfall ist für die Geländezeichnung von links vorne her angenommen, was unserer heute üblichen Nordwestbeleuchtung entspricht. Demgemäß sind die Bergränder von rechts her ziemlich kräftig schraffiert. Immerhin ermöglicht die Darstellung eine recht gute Unterscheidung zwischen dem schroffen Hochgebirge und dem sanfteren Mittelgebirge. Neben der Wiedergabe der Gebirgsformen liefert die Apiankarte auch noch verschiedene Angaben über die damalige wirtschaftliche Bedeutung des Gebirges, wie etwa den Bergbau am Salzberg bei Berchtesgaden und Hallein, sowie den Reichtum an jagdbarem Wild z. B. im Watzmannbereich.

Insgesamt betrachtet gibt die Apiankarte bereits eine für das 16. Jahrhundert sehr detaillierte Wiedergabe eines Stückes Hochgebirge, zumal es sich um keine Spezialkarte eines eng begrenzten Gebiets handelt, sondern um ein Landeskartenwerk, dessen Aufnahme in der erstaunlich kurzen Zeit von vier bis fünf Sommern vollendet war.

Bereits 60 Jahre nach Fertigstellung der bayerischen Landtafeln erschien eine weitere kartographische Darstellung der Berchtesgadener Alpen, die alle vorangegangenen sowohl hinsichtlich des topographischen Inhalts als auch der Anschaulichkeit der Geländewiedergabe weit übertrifft. Es ist die erste Spezialkarte des damals reichsunmittelbaren Ländchens Berchtesgaden von Hans Faistenauer mit der Bezeichnung „Das Landt und Frey:Stiftt Berchtolzgaden, mit den anstossenden Grentzen“ (Abb. 3).

Die Karte umfaßt etwa das Gebiet zwischen Salzach und Saalach und reicht im Süden bis fast an die Randgipfel des Steinernen Meers. Der erste Eindruck ist zwar mehr der einer Landschaftszeichnung als einer Karte. Die Entstehungsgeschichte zeigt jedoch, daß diese Abbildung des Berchtesgadener Landes durchaus als Karte aufzufassen ist mit dem Anspruch auf eine gewisse geometrische Richtigkeit. Wie die meisten Karten kleinerer Gebiete, die in dieser Zeit und auch noch später angefertigt wurden, verdankt sie ihre Entstehung Grenzstreitigkeiten zwischen den Landesherrschaften. Wie sehr gerade Grenzstreitigkeiten die Kartographie der damaligen Zeit anregten, zeigen sehr eindrucksvoll die Karten von Rauch (Allgäu), Pfinzing (Nürnberg), Dax (Zillertal, Karwendel) u. a. Sie bedingten eine genauere Vermessung sowie eine großmaßstäbige Darstellung. Die Faistenauer-Karte verdankt ihre Entstehung den Annexionsversuchen des Berchtesgadener Landes durch den Salzburger Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau, die nach einem 20jährigen Prozeß am Reichshofrat 1628 mit einem Grenzvertrag endeten. Gegenstand dieses Vertrags war insbesondere auch die Regelung der Eigentumsrechte auf der Reiteralm. Während des Prozesses hatte man Johann Faistenauer aus Secon beauftragt, das Grenzgebiet aufzunehmen und eine Karte herzustellen.

Von dieser Aufnahme sind verschiedene Ausführungen überliefert [1]. Als Kupferstich befindet sie sich in den Prozeßakten vom Jahre 1626. Der Stich besteht aus zwei Blättern und hat etwa den Maßstab 1:65 000. Besonderer Wert wurde auf die Kenntlichmachung der strittigen Grenzen gelegt, wobei verschiedentlich mehrere Grenzlinien angedeutet sind. Die Gebirgsdarstellung wurde teilweise vernachlässigt, wie z. B. am Untersberg. Manche, nicht unmittelbar an strittige Grenzen anschließende Gebiete, wie z. B. das Königsseegebiet, wurden von der Darstellung ganz ausgeschlossen. Anders ist es bei einer zweiten Ausführung, der Holzschnittausgabe, die aus 4 Blättern besteht,

etwa gleichen Maßstab aufweist und als Erscheinungsjahr 1628 angibt. Sie ist im Gegensatz zum Kupferstich nicht als reine Grenzkarte anzusehen, sondern als vollständige topographische Karte. Der Autor scheint hier die Originalaufnahme, die wohl nicht mehr vorhanden ist, nochmals ganz ausgeschöpft zu haben, um deren reichen Inhalt einem größeren Kreis zugänglich zu machen. So greift die Holzschnittausgabe räumlich weiter aus, insbesondere nach Süden, außerdem zeigt sie keine Lücken in der Darstellung, sondern erscheint einheitlich genau bearbeitet. An topographischem Inhalt seien besonders hervorgehoben: das sehr ausführliche Gewässernetz, die nahezu vollständige Wiedergabe der Besiedlung bis zur Darstellung der Almen, das Straßennetz und kleinere Details wie Brücken, Kapellen, Stege, Bildstöckl, Kreuze, Mühlen und Bergwerkseingänge. Wie in der damaligen Zeit üblich, wurde auch in dieser Karte das Gewässernetz übertrieben gezeichnet, insbesondere wurden die Seen vergrößert und die Flüsse und Bäche verbreitert. Von den Hochgebirgsscenen wurden dargestellt: Funtensee, Grünsee, Dießbachsee, Schlungssee und sogar das winzige Laubseelein im Hagengebirge. Die Wiedergabe kleinster Details zeigt, daß der Autor die Gegend sehr gut gekannt haben muß und sicher längere Zeit dort gewohnt hat. Die Orte sind im Aufriß recht charakteristisch wiedergegeben mit naturgetreuer Darstellung der Türme, Mauern und Tore. Auffallend ist ferner die detaillierte Angabe des Waldbestandes und die Andeutung der Ackerfluren.

Was die Karte jedoch vor fast allen ihrer Zeit auszeichnet, ist die Art der Gebirgsdarstellung. Sie überrascht durch die naturgetreue Wiedergabe einzelner Bergformen, die bereits Apian versucht hatte. Im Gegensatz zu ihm wählt aber Faistenauer die Blickrichtung von Norden — die genaue Orientierung der Karte ist Süd-Südost — und hat damit den Vorteil gewonnen, daß sich die höheren Berge hinter den niedrigeren aufbauen und daher gut sichtbar sind. Faistenauer wählt ferner nicht die reine Seitenansicht, sondern rückt den Betrachtungsort nach oben und erhält so eine noch bessere Einsicht. Die Darstellung entspricht etwa der Kavaliere- oder Militärperspektive, wie sie besonders in der Stadtkartographie dieser Zeit etwa bei den Stadtplänen von Merian, oder besonders konsequent beim Münchner Stadtplan aus dem Jahre 1608 von Tobias Volkmer angewandt wurde. Die Beleuchtung wird, wie bei Apian, wieder von links vorne angenommen, was hier einem Lichteinfall von Südosten entspricht. Besonders gut gelungen ist die Darstellung der Reiteralm, des Untersbergs, des Watzmanns und des Hochkalters. Bei letzterem sind die drei Hochtäler: Ofental, Steintal, Sittersbachtal gut zu erkennen, allerdings in der verkehrten Reihenfolge beschriftet. Die Reiteralm ist so detailliert gezeichnet und mit Bergnamen (ca. 20 Stück) versehen, daß die Annahme berechtigt ist, Faistenauer habe das Gebiet begangen. Da gerade die Reiteralm Streitobjekt war, mußte die Lage der Grenze, die in der Karte angedeutet ist, genau lokalisiert werden. Da ferner der Untersberg recht genau wiedergegeben ist, darf man auch hier vermuten, daß er zur Kartenaufnahme bestiegen wurde, zumal sich von ihm ein sehr guter Überblick über das Talbecken von Berchtesgaden ergibt. Das Aufsuchen von Berggipfeln zu kartographischen Zwecken kann, wenn man auch Apian heranzieht, in den bayerischen Alpen schon vor 400 Jahren angenommen werden.

Die Faistenauerkarte dürfte unumstritten die beste Gebirgsdarstellung im deutschen Alpenanteil in ihrer Zeit gewesen sein. Nicht ohne Grund wurde sie, verschiedentlich kopiert, als Unterlage für andere kartographische Bearbeitungen herangezogen. Eine handschriftliche Kopie existiert von den beiden Salzburger Bergmeistern Christian Lerchner und dessen Sohn Georg, die jedoch in der Ausführung an die Güte der Holzschnittausgabe nicht heranreicht. Auf die Faistenauerkarte zurückgehen sollen nach Fleisch [1] auch sechs Grenzkartenblätter in einer, die Prozeßakten des Grenzstreits

ordnenden Denkschrift vom Jahre 1706. Schließlich findet sich eine Verkleinerung der Karte in der „Topographia bavaria“ Merians vom Jahre 1644.

Als letzte kartenähnliche Abbildung dieser Periode sei noch ein Plan erwähnt, der wegen seiner eingehenden Wiedergabe eines Stücks Hochgebirge besonders interessant ist. Er befindet sich in der Plansammlung des Hauptstaatsarchivs München unter der Nummer 8757 und trägt die Bezeichnung „Gegend bey Funtensee und Schrainbachtal“ (Abb. 4). Datiert wird er dort in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, der Autor der Karte ist nicht bekannt. Rein äußerlich ähnelt die Darstellung wegen der Verwendung von Farben und des nur leicht erhöhten Aufnahmestandpunkts mehr einem Landschaftsgemälde als einem Plan oder einer Karte. Ihre Verwendung zur Geländeorientierung ergibt sich aber aus der reichen Beschriftung, insbesondere der zahlreich vorhandenen Berggipfel. Außerdem ist sie verhältnismäßig lagerichtig. Aus mehreren Vergleichs-

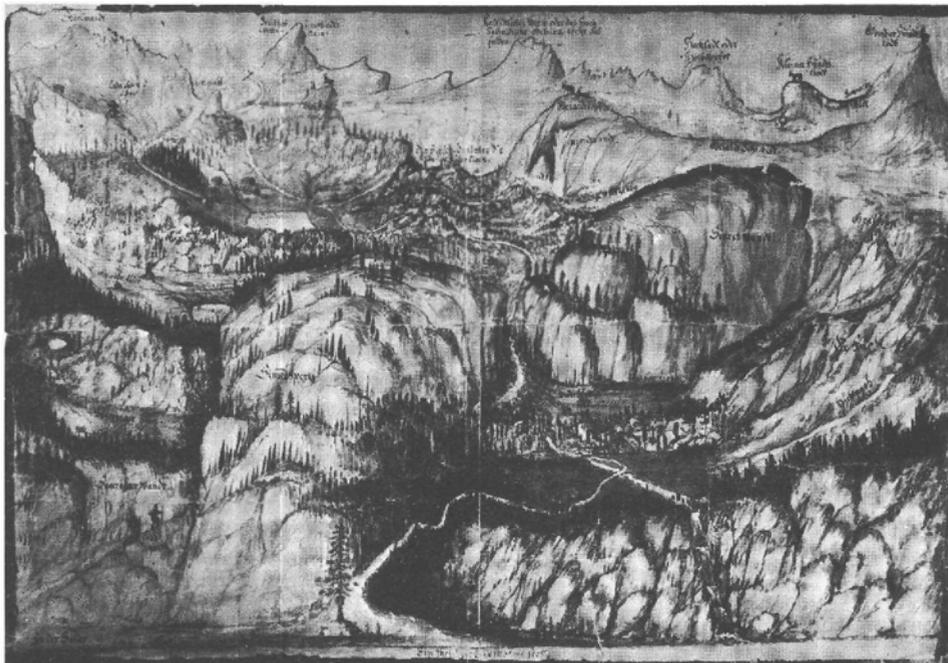


Abb. 4. Gegend beim Funtensee mit Schrainbachtal, zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts

strecken ergibt sich der Kartenmaßstab des Originals zu etwa 1:13 000. Diese Spezialkartierung eines sehr kleinen Gebiets ist natürlich wesentlich reichhaltiger und genauer als die Faistenauerkarte. So ist z. B. die Lage des Funtensees und Grünsees, die bei Faistenauer falsch wiedergegeben ist, einwandfrei getroffen; ferner wird noch der wesentlich kleinere Schwarzensee wiedergegeben. Die inhaltliche Bereicherung ist durch ange deutete Fußwege gekennzeichnet, wie den vom Königssee durch die Saugasse zum Funtensee und dann weiter nach Niederbrunnulzen, oder den auf der Abbildung gerade von zwei Personen begangenen Steig über die Sageregger Wand. Große Sorgfalt wurde auf die Wiedergabe der einzelnen Almen gelegt, von denen kein einziger Kaser fehlen dürfte. Ebenso ist der Wald gewissenhaft dargestellt und als dritter Wirtschaftsfaktor des Gebirges wird wieder die Jagd durch zahlreiche Gemsen angedeutet. Die Berge im Hintergrund reichen vom Großen Hundstod bis zur Stuhlwand, davor sind u. a. eingezeichnet

das Schottmalhorn in seiner charakteristischen Form, der Viehkogl, der Gjaidkopf, das Grasköpfel oder die Sigretwand. Sie sind, im Gegensatz zu den Bergen im Hintergrund, die sich in reiner Seitenansicht zeigen, mehr von schräg oben gesehen gezeichnet.

Insgesamt hat man von der Karte den Eindruck, daß sie eine genaue Darstellung der Almgebiete des Steinernen Meeres geben sollte. Ein nach Osten anschließendes ähnliches Blatt, das ebenfalls im Planrepertorium des Hauptstaatsarchivs in München verzeichnet ist, konnte leider nicht aufgefunden werden.

Grundrißdarstellungen in Schraffen oder Schummerung

Der Übergang von der Aufriß- zur Grundrißdarstellung der Gebirge erfolgte sehr fließend und ist etwa von der Mitte des 17. Jahrhunderts an erkennbar. Man kann bereits bei der Faistenauerkarte die Tendenz zu einer Erhöhung des Betrachtungsstandpunkts feststellen. Dadurch wird die Gefahr der Verdeckung wichtiger Details durch die davor liegenden Berge wesentlich gemindert. Die Anwendung der reinen Senkrechtbetrachtung liefert eine weitgehende Objektivierung der Geländewiedergabe, da, im Gegensatz zur Schrägsicht, keine Himmelsrichtung bevorzugt wird. Die Blickrichtung entspricht der Lotrichtung. Die Grundrißdarstellung wurde in dem Moment zwingend, als in die Kartenaufnahme vermessungstechnische Methoden mehr und mehr Eingang fanden. Die Ausrichtung der Vermessungsgeräte, wie z. B. des im 17. Jahrhundert erfundenen Meßtisches nach dem Lot, und die Festlegung der aufgenommenen Gegenstände mit größerer Punktdichte ließen für die bis dahin vielfach noch ziemlich willkürlich entworfene Geländezeichnung keine Berichtigung mehr zu.

Die Umstellung auf die Grundrißdarstellung erforderte eine grundlegende Änderung in der Wiedergabe des Geländes. Zu einem befriedigenden Ergebnis im Sinne einer objektiven Geländedarstellung führte zum erstenmal die Anwendung der Böschungsschraffe nach Lehmann (1799), die fast ein Jahrhundert die Kartographie beherrschte. Die Betonung der Geländeneigung in den Schraffenkarten kam vor allem den militärischen Bedürfnissen entgegen, da die Steilheit des Geländes militärische Operationen entscheidend beeinflusste. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß die erste zusammenhängende Darstellung des Berchtesgadener Landes nach der Schraffenmethode auf einer Militärkarte erfolgte, der „Carte de la Bavière, commencée 1801“. Sie war ein Teil der großen Kriegskarte von Deutschland im Maßstab 1:100 000, die im Auftrag Napoleons begonnen wurde. Ihre Herstellung erfolgte unter Mitwirkung französischer Ingenieurgeographen und bayerischer Topographen. Während die Franzosen vornehmlich das Dreiecksnetz beobachteten, führten die Bayern die Geländeaufnahme mit dem Meßtisch im Maßstab 1:28 000 durch. Die Gravur der Karte geschah am Dépôt de la Guerre in Paris erst in den Jahren 1817—1818. Da die Aufnahme auf exakten Vermessungen beruhte, hat die Karte eine für die damalige Zeit bemerkenswerte Genauigkeit. Insbesondere ist der Kammverlauf (s. Abb. 5) im Bereich des Hochkalters und Watzmanns recht gut wiedergegeben und durch Freistellung von der Schraffenzeichnung hervorgehoben. Das Gelände ist ausschließlich durch Schraffen dargestellt. Felsen, Schutt oder Eis sind nicht gekennzeichnet, was nicht allzu sehr verwundert, da das Hochgebirge militärisch noch weitgehend uninteressant war. Auch Höhenkoten sind auf der Karte nicht zu sehen. Für die Konstruktion der Schraffen genügte ja die Kenntnis der Geländeneigung. Dagegen sind das Wege- und Gewässernetz, die Siedlungen und der Waldbestand recht ausführlich wiedergegeben. Die Nomenklatur unterscheidet sich noch viel-

graphen der Dienststelle eingesetzt, so der durch die Erstersteigung der Zugspitze bekannte Hauptmann Naus, sowie der durch verschiedene Veröffentlichungen kartographischen Inhalts hervorgetretene Leutnant Aulitschek. Publiziert wurden die Atlasblätter Nr. 93 und 94 1:50 000, die den größten Teil der Berchtesgadener Alpen enthalten, einfarbig im Kupferstich 1826 und 1829. Von dem entsprechenden Ausschnitt aus der „Carte de la Bavière“ unterscheiden sich die Atlasblätter in der Hochgebirgsdarstellung vor allem positiv durch eine, wenn auch noch etwas schematische Felszeichnung, durch die Wiedergabe von Schuttfächern und Erosionsrinnen, z. B. im Wimbachgriß oder durch den Hinweis auf die Vergletscherung z. B. am Hochkalter. Detailliert sind auch als Folge des größeren Maßstabs der Kammverlauf und die Tallinien wiedergegeben. Weiter fällt die viel ausführlichere Beschriftung auf. Dagegen fehlen auch hier, wie bei der „Carte de la Bavière“ Höhenangaben. Weder Berggipfel noch Orte sind kotiert.

Die Grundlagen für eine weitgehende Kotierung wurden erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den Abschluß des Präzisionsnivellements von Bayern geschaffen. Die bis dahin vorhandenen verschiedenen Bezugssysteme waren damit zusammengefaßt. Durch eine Verdichtung des Landeshöhennetzes war es möglich, leichter an das Landesnetz anzuschließen. Die ersten Karten der Berchtesgadener Alpen mit Kotierungen stammen dementsprechend erst aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als Autoren dieser Karten sind zwei Männer zu nennen, deren Namen auch in der Alpenvereinskartographie bekannt geworden sind, nämlich Franz Keil und A. Waltenberger. Von Keil stammen bekanntlich die ersten AV-Karten der Venedigergruppe (1865) und des Ankogels (1865), ferner eine Anzahl von Reliefs verschiedener Gebirgsgruppen der Alpen, zu deren Herstellung er z. T. selbst die notwendigen Höhenmessung durchgeführt hat [6]. So ist von Keil auch eine Begleitkarte 1:50 000 zu einem Relief der Berchtesgadener Alpen mit vielen Höhenkoten nachgewiesen [4], die außer dem Kammverlauf jedoch keine Geländedarstellung gibt. Ferner stammt von ihm eine „Topographische Reise- und Gebirgskarte der Umgebung von Salzburg“ vom Jahre 1867 im Maßstab 1:72 000. Sie dürfte die erste Touristenkarte sein, auf der die Berchtesgadener Alpen wenigstens zum Teil — sie reicht im Süden nur bis zum Watzmann-gipfel — dargestellt sind. Die Karte ist mehrfarbig ausgeführt und unterscheidet sich damit vorteilhaft von den damals noch einfarbigen Blättern des Topographischen Atlases. Schwarz wurde für die Situation, Blau für die Gewässer und Schneefelder und Grün für den Wald verwendet. Das Gelände ist durch eine braune Schummerung wiedergegeben, der Vertikalbeleuchtung zugrunde liegt. Ebenfalls braun ist die nur schwach ausgeführte Felszeichnung. Die Höhenangaben in bayerischen Fuß sind noch spärlich, doch tragen wenigstens die wichtigsten Gipfel Koten.

Obwohl die Keil'sche Karte als Touristenkarte konzipiert war, konnte sie ebenso wenig wie der Topographische Atlas von Bayern den Hochtouristen ganz befriedigen. Abgesehen von dem ungünstig gewählten Umfang der Karte war der Maßstab 1:72 000 zu klein und außerdem konnten wegen der noch zu wenig vorhandenen Höhenpunkte die Geländeformen auch für diesen Maßstab nicht genau genug erfaßt werden.

Der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein entschloß sich daher, im Interesse seiner Mitglieder das Berchtesgadener Land neu kartieren zu lassen und brachte in den Jahren 1885 bis 1888 drei Blätter im Maßstab 1:50 000 als Alpenvereinskarte heraus. Mit der Geländeaufnahme wurde der kgl. Trigonometrier A. Waltenberger beauftragt, der über diese Arbeiten in der „Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 1887“ ausführlich berichtet hat. Es sei nur soviel erwähnt, daß er von einem eigens für die Kartenaufnahme durchgeführten Nivellement ausgehend, ca. 900 Punkte

der Berchtesgadener Alpen. Dazu kommt noch eine bereits verhältnismäßig klare Felszeichnung, so daß sie insgesamt als neuer Kartentyp anzusehen ist.

Es dauerte allerdings nicht lange, bis auch diese Karte wieder von einer besseren überholt wurde. Inzwischen war nämlich von staatlicher Seite, und zwar von dem schon erwähnten Topographischen Bureau ebenfalls mit der Aufnahme von Höhenpunkten im Bereich der bayerischen Alpen begonnen worden. Das Berchtesgadener Gebiet wurde in seinem nordwestlichen Teil 1889 aufgenommen, der Rest 1897. Grundlage für die Aufnahme waren die bayerischen Katasterblätter 1:5000, in die auf Grund tachymetrisch oder barometrisch aufgenommener Punkte Schichtlinien im felsfreien Gebiet im Abstand von 10 m einskizziert wurden. Die Felsgebiete wurden mangels Aufnahmepunkte mit einer freien Felszeichnung ausgefüllt. Für heutige Verhältnisse war die Punktdichte noch sehr gering. Sie betrug im Durchschnitt nur 100 Punkte pro Katasterblatt, bzw. 20 pro Quadratkilometer. Dementsprechend war auch die Schichtlinienführung ziemlich unsicher. Mit der geringen Punktdichte kam man nur deshalb aus, weil die Schichtlinien angesichts des Geländes gezeichnet wurden. Sie waren ursprünglich auch nicht für den Maßstab 1:5000, sondern für den Maßstab 1:25 000 gedacht. Sechzehn solcher Aufnahmeblätter, auf den Maßstab 1:25 000 verkleinert, wurden wieder zu einem Positionsblatt zusammengefaßt und im Gegensatz zu den ersten Schraffenaufnahmen nunmehr auch publiziert. Im Berchtesgadener Bereich erschienen die beiden Hochgebirgsblätter Hochkalter Nr. 269 und St. Bartolomä Nr. 870 im Jahre 1899 in zweifarbig oder dreifarbig ausgeführt.

Diese Positionsblätter wurden weiter zur Verbesserung des bis dahin noch immer in Schraffenmanier herausgegebenen topographischen Atlases von Bayern 1:50 000 verwendet. Die aus den Positionsblättern gewonnenen, in den Jahren 1907 und 1911 publizierten Atlasblätter Nr. 94 und Nr. 95 der zentralen Berchtesgadener Alpen gehörten in ihrer dreifarbig ausgeführten Schichtlinien-, Schummerung- und Felszeichnung zweifellos zu den besten Hochgebirgskarten ihrer Zeit und können den Blättern des etwas früher entstandenen Schweizer Siegfriedatlases ebenbürtig zur Seite gestellt werden. Mit einem zusätzlichen Rotaufdruck für Wege und Unterkunftshäuser waren sie bis vor wenigen Jahren noch vielfach in Gebrauch.

Über die letzte Entwicklung ist kurz zu berichten, daß der bayerische Teil der Berchtesgadener Alpen in jüngster Zeit eine Neubearbeitung auf Grund luftphotogrammetrischer Aufnahmen erfahren hat. Die Befliegung hat im Jahre 1959 stattgefunden, die Auswertung erfolgte im Maßstab 1:10 000 am Bayerischen Landesvermessungsamt. Die dabei gewonnenen Schichtlinien entsprechen den modernsten Anforderungen [7]. Sie liegen einer Sonderkarte 1:50 000 zugrunde, die vom Bayerischen Landesvermessungsamt 1965 herausgegeben, in der bekannten Schweizer Manier die Berchtesgadener Alpen zeigt. Die Felsgebiete sind in der klassischen Felszeichnung mit 200 m Schichtlinien wiedergegeben, eine kräftige Schummerung hebt die Großformen des Geländes übersichtlich hervor. Auch ein Gradabteilungsblatt 1:25 000 mit der Umgebung des Watzmanns ist unter Verwendung dieser Neuaufnahmen von derselben Stelle herausgebracht worden. Leider haben die außerbayerischen Gebiete dieser Karten nicht die guten topographischen Grundlagen des bayerischen Anteils.

Um daher auch für die Grenzgebiete ein einheitlich gutes Kartenwerk in dem vom Hochtouristen gewünschten Maßstab 1:25 000 zu liefern, hat sich der Deutsche Alpenverein vor drei Jahren entschlossen, das Steinernes Meer mit den südlich anschließenden Skigebieten um Alm und Hintertal als Alpenvereinskarte, unter Benützung der bayerischen Schichtlinienpläne und einer aus großmaßstäbigen Luftaufnahmen gewonnenen

Neukartierung des österreichischen Gebiets, herausgegeben. Dabei sollten nach der in der Alpenvereinskartographie nunmehr schon 30 Jahre bestehenden Gepflogenheit auch in den Felsgebieten die Schichtlinien weitgehend erhalten bleiben.

Dem ersten, diesem Jahrbuch beiliegenden Blatt soll in Kürze ein zweites, den Hochkönig und das Hagengebirge umfassendes folgen. Über die Ausführung des nach neuen Gesichtspunkten entworfenen Kartenwerks berichtet Dr. Brandstätter in diesem Jahrbuch in einem gesonderten Aufsatz.

Nach Fertigstellung des neuen AV-Kartenwerks wären somit die Berchtesgadener Alpen auch kartographisch voll erschlossen.

Literatur

- [1] *Flesch, K.*, Geschichte der Kartographie, Entwicklung des Kartenbildes des Landes Salzburg. — Diss. d. philosophischen Fakultät d. Universität Wien, 1926.
- [2] *Finsterwalder, R.*, Zur Entwicklung der bayerischen Kartographie von ihren Anfängen bis zum Beginn der amtlichen Landesaufnahme. — Deutsche Geodätische Kommission, Reihe C, Heft 107, München 1967.
- [3] *Waltenberger, A.*, Über topographische Messungen und Terrainaufnahmen im Gebirge. Mit besonderer Rücksicht auf die Mappierarbeiten im Berchtesgadener Gebiet. — Zeitschr. d. DuOeAV 1887, S. 99.
- [4] *Waltenberger, A.*, Beiträge zur Landeskunde Bayerns, I. Karten. — Jahrb. d. Geogr. Ges. in München 1882/83, S. 1.
- [5] *Bayerisches Landesvermessungsamt*, Das bayerische Landesvermessungswerk, Heft 9, Die bayerischen topographischen Kartenwerke, München 1964.
- [6] *Kinzl, H.*, Die Anfänge der Alpenvereinskartographie. — Der Bergsteiger 1960/61, S. 737.
- [7] *Habermeyer, A.*, Photogrammetrische Geländeaufnahme in den bayerischen Alpen. — Bildmessung und Luftbildwesen 1966, S. 25.

Ein Streifzug durch das Fersental

Die Sprachinsel der „Möchen“ im Trentino

JOSEF RAMPOLD

Es ist jetzt vierundsechzig Jahre her, daß im Band 36 der „Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ (1905) eine Abhandlung über die deutschen Sprachinseln im Trentino stand, aus der Feder von M. v. Prielmayer: eine gute Darstellung des Schicksals dieser Splittergruppen, ein Bild der damals noch völlig in eine Idylle versponnenen Landschaft und ein Vademecum für Bergtouren in der heute noch wenig begangenen Untergruppe des Fleimser Kammes, eben in den Palaier Bergen.

Seither haben zwei Weltkriege die Kontinente erschüttert, eine wahre Übertechnisierung hat die Alpenländer erfaßt und der Alpinismus ist — vor allem was den Wintersport anlangt — zu einer Massenbewegung geworden. Es mag daher angezeigt und wohl auch reizvoll sein, an Hand einer kurzen Skizze nachzuweisen, wie sich diese Umwälzungen in der abgelegenen Landschaft des Fersentales ausgewirkt haben, das wir als das typische und markanteste Beispiel für alle Sprachinseln des Trentino herausgreifen wollen.

Wer es nicht selbst erlebt hat, ist weit davon, es sich auch nur annähernd vorstellen zu können: Man hat bei Salurn die Sprachgrenze überschritten und findet sich bald mitten in der südländisch lebhaften Atmosphäre der prächtigen Trentiner Bergwelt. Man wird den Abstecher in die Valsugana machen, zu den Badeseen von Caldonazzo und Levico und bei der Einfahrt in das mit seiner schönen Burg gekrönte Pergine die Abzweigung fast übersehen, die ins Tal der hier einbiegenden wilden Fersina weist. Doch schon bald wechselt hier das Bild der Landschaft in augenfälliger Weise, das helle Mauerwerk tritt zurück und Einzelgehöfte mit braunem Holzwerk lugen fast schüchtern unter einer Fülle von grünem Laubwerk hervor. Die ganze Südostflanke des Tales ist übersät mit typischen Bergbauernhöfen, wie wir sie in den Südtiroler Tälern gesehen haben, das Ziegeldach weicht dem altüberkommenen, steinbeschwerten Schindeldach, der ganze Hofbereich atmet Vertrautheit und Heimatgefühl. Wer sich nun abseits der Talstraßen aufmacht, um hier über Wiesenwege und den Buschzeilen entlang, durch mauer- gesäumte „Gassen“ und auf holperigen Pflasterwegen von Hof zu Hof zu wandern, der wird Bauern begegnen mit blonden Kindern an der Hand, Menschen, die zuerst fast scheu sind, denen jedoch schon nach wenigen Worten ein freundliches Lachen im Gesicht steht und die den vertrauten Gruß des tirolischen „Grüß Gott“ bieten.

Das Erlebnis einer Bergwelt, deren Vegetation von etwa 500 Metern bis an die 2500 m in kontinuierlichem Übergang von der Stufe der Weinrebe und Edelkastanie hinauf bis zur hochalpinen Flora reicht; das bezaubernde südliche Licht über diesem Tal mit seiner nahezu unerschöpflichen Skala von Grüntönen, seinen verwitterten Höfen und Almen und seinen ruinenhaften Spuren einer einst viel dichteren Besiedlung; Begegnungen mit bäuerlichen Menschen deutscher Abstammung, von deren Herkunft und Tätigkeit heute noch verlassene Bergwerkstollen erzählen; Wanderungen über endlose Almweiten durch ein Meer von Alpenrosen und Gipfelrast auf ganz unberühmten, aber

eben deshalb schweigsamen und schönen Bergen, die auch minder geübten Bergsteigern zugänglich sind — das alles ist das Fersental. Dem Eingeweihten nicht allein eine interessante Sprachinsel, sondern ebenso Inbegriff einer erst in wenigen Randgebieten gestörten und ansonsten noch fast völlig unversehrten Berglandschaft.

Historischer Rückblick

Der interessierte und aufgeschlossene Tourist wird die Erklärung der augenfälligsten Phänomene des Fersentales haben wollen: die typisch deutschen Einzelhöfe, die vielfach blonde und blauäugige Bevölkerung und vor allem ein sehr alter deutscher Dialekt, den die Leute an der (orographisch) linken Talseite und im Talgrund, im Hauptort Palai (ital. Palù) heute noch als Umgangssprache und eigentliche Muttersprache haben. Allgemein wird die Auffassung vertreten, dieses Gebiet sei seines reichen Vorkommens an Bleiglanz, Kupferkies und Zinkblende wegen schon früh ausgebeutet worden und zu diesem Zweck seien von den Trentiner Bischöfen deutsche Bergknappen angesiedelt worden, die gleichzeitig als Kolonisten in der Landwirtschaft tätig waren. Das mag vor allem für Palai gelten, dessen deutsche Bevölkerung einen jüngeren Ursprung verrät als die Bewohner der linken, sonenseitigen Talflanke. Eigenheiten des Dialekts und die Siedlungsform sind dafür charakteristisch: in Palai findet man kaum Einzelhöfe, sondern eher die dem romanischen Typus angenäherten Haufensiedlungen.

Die Einzelhöfe der linken Talseite sind zweifellos älter als die mittelalterlichen Knapensiedlungen; wir werden nicht fehlgehen, wenn wir mit Schneller annehmen, daß „einzelne Siedlungen schon in die Zeit der Völkerwanderung zurückreichen“ — denn nur so läßt sich der sonst im Trentino nicht feststellbare typische Einzelhof erklären. Das Statthalterei-Archiv in Innsbruck besitzt ein Urbar aus dem Jahre 1412, in dem beispielsweise in Florutz (ital. Frassilongo) an die 40 deutsche Höfe genannt werden und nur ein italienischer. Die deutschen Hofnamen leben noch, so etwa „Rodler“, „Geiger“, „Hasler“, „Stainer“ und andere mehr. Ein profunder Kenner des Trentino, A. Gorfner, bestätigt in seinem 1959 erschienenen Führer, daß diese Verhältnisse zum guten Teil bis heute noch gelten: „La valle dei Mócheni è infatti un'isola tedesca fra la italiana popolazione del Trentino, singolare e pittoresca . . .“ („Le valli del Trentino“, S. 733 — zu deutsch: Das Tal der Mócheni ist tatsächlich eine deutsche Insel innerhalb der italienischen Bevölkerung des Trentino, einzigartig und pittoresk . . .)

Der hauptsächlich von den italienischen Nachbarn der Fersentaler gebrauchte Name „Mócheni“ ist nicht befriedigend geklärt. Die Volksetymologie leitet ihn von „machen“ ab, also „tun, treiben, werkeln“, womit die Italiener angeblich die Betriebsamkeit der Fersentaler meinen — eine dem Sinn nach sehr gute Deutung, denn die „Mócheni“ sind wirklich fleißige und anspruchslose Leute. Sie haben durch die Jahrhunderte kaum von sich reden gemacht und lebten als fleißige Bergleute und Bauern in ihrem abgeschiedenen Tal. Der Name „Knappen“ (ital.: Canopi) kommt dementsprechend wiederholt vor, und der Wanderer wird da und dort auf verlassene Bergwerksstollen, sogenannte „Knappenhöhlen“ stoßen, deren eines in der Nähe von Palai übrigens Schauplatz der Novelle „Grigia“ von R. Musil ist. Die Orts- und Hofnamen sind noch vielfach deutsch geblieben, wenngleich die Karten (siehe Anhang) meist italianisierte Namen vorziehen. So übersetzt z. B. jede Karte die „Kaserwiesen“ (Kaser = Sennhütte) mit „Prati imperiali“, (Kaiserwiesen), weil man „Kaser“ nicht verstand und so einer einfachen Alm zu einem recht hochtrabenden Namen verhalf.

Der Dialekt der Fersentaler erscheint gefährdet, weil er heute in den Schulen nicht mehr gesprochen wird. Österreich hatte seit 1865 den deutschen Orten des Fersentales einen geordneten Schulbetrieb in der Muttersprache ermöglicht, seit 1918 kamen jedoch alle diesbezüglichen Bestrebungen zum Erliegen. Trotzdem lebt die Muttersprache noch in Heim und Kirche. Die hübsche neue Kirche von St. Franz hat in ihre Holztür ein Gebet in Fersentaler Mundart eingeschnitzt und auch die vor wenigen Jahren neu gegossenen Glocken tragen Weiheinschriften und Stifternamen in der Sprache der „Mócheni“. Eine davon sei hier als Dialektprobe wiedergegeben:

„*Haile Maria Kinegen pitt wer ins orma Sinter in Lem ònt et Tòet!*“

Mit dem Nachlassen des Bergbausegens, der heute nur mehr im Gebiet von Eichleit (Roveda) einiges abwirft, verlegten sich die Fersentaler auf den Wanderhandel, wobei ihnen ihre Doppelsprachigkeit sehr zustatten kam und noch kommt. Der Wanderhändler, in Südtirol „Bandlkramer“ genannt, der alljährlich im Herbst vom heimatischen Fersental aufbricht und oft sehr weite Wege zurücklegt, ist eine vertraute Erscheinung in den ländlichen Gegenden am Alpensüdrand. Früher bezogen die Fersentaler meist böhmische Hinterglasmalereien und vertrieben sie allerorten. Als die unglückselige Umsiedlung der Südtiroler unter Hitler und Mussolini begann, ließen sich auch die Fersentaler bereden, ihre Heimat zu verlassen. Sie wandten sich in das den älteren Leuten von Handelsreisen her bekannte Böhmen, mußten dort allerdings bald ihre armselige Habe zusammenpacken und vor der anstürmenden Roten Armee flüchten — heim ins grüne Tal der Fersina, wo sie ihre bescheidenen Höfe wieder bezogen, um manche bittere Erfahrung reicher.

Die heutige Situation

Den abgewanderten und heimgekehrten Fersentalern wurde die italienische Staatsbürgerschaft in dankenswerter Weise wieder zugestanden. Im Hinblick auf Sprache und Volkstum jedoch, wurden sie nicht wie die Südtiroler durch ein Autonomiestatut oder dergleichen berücksichtigt, ebensowenig wie die in ihrer Grundsubstanz ladinischen Bewohner des Fassa- und Fleimstales. Allerdings nimmt sich eine politische Partei im Trentino der Fersentaler an und bemüht sich vor allem, ihre wirtschaftliche Situation zu bessern. Dieser „Partito del Popolo Trentino Tirolese“ (Trentiner-Tiroler-Volkspartei) hat dementsprechend seine Hauptwählerschaft in den Sprachinseln; er geht zuweilen auch (z. B. 1968 bei den Landtagswahlen) Listenverbindungen mit der Südtiroler Volkspartei ein.

Um nun die für den Touristen nötigen Angaben über Straßen, Zugänge und Unterkünfte zu geben, treten wir eine Fahrt ins Tal an und benutzen zunächst die bei *Pergine* abzweigende Straße, die sich bei *Canezza* (600 m) gabelt. Dieses alte „Ganetsch“ ist heute rein italienisch, und ebendies gilt für die Strecke an der (orogr.) rechten Talseite, zu der wir hier, links abbiegend, gelangen. Sie führt uns in 9 km (ab Pergine) zum Hauptort dieser Seite, nach *S. Orsola*, wo sich ebenfalls in einzelnen Hofnamen Spuren einer einst dichten deutschen Besiedlung erhalten haben. Die alten Knappenhöfe sind hier vielfach zu Almten geworden. Der Ort selbst, auf 925 m sehr schön gelegen, ist ein gesuchtes Heilbad und besitzt gute Gasthäuser, in denen der deutsche Gast und Tourist sehr freundlich und zuvorkommend behandelt wird. Bald nach der Ortschaft wird die bisher gute Straße ziemlich schmal und führt nach weiteren 7 km Fahrt zu den ersten, verstreuten Höfen von *Palai* (ital. Palù, 1396 m) mit hübscher Kirche, erbaut um 1522 und vor wenigen

Jahren restauriert. Palai, mit einfachen Landgasthäusern und einem Lebensmittelgeschäft, ist ein guter Ausgangspunkt für Bergtouren; nach Pergine besteht Autobusverbindung.

Die ebenfalls bei Canezza abzweigende Straße an der gegenüberliegenden Talseite ist schmaler, teilweise noch nicht asphaltiert und in den niedrigsten Abschnitten durch die Überschwemmungen des Jahres 1966 schwer beschädigt worden. Sie führt zunächst steil empor, bis zur Abzweigung einer weiteren, überaus schmalen Zubringerstraße für *Eichleit* (ital. Roveda, 1049 m), wo noch Bergbau betrieben wird. *Eichleit* ist heute fast völlig italienisch; eine alte Frau sagte 1967 zu mir: „Bei uns reden alle italienisch, ‚Eichleit‘ kennt man kaum mehr, auch in Frassilongo reden alle italienisch, den Namen ‚Gereut‘ kennt kaum einer — aber in Florutz, da reden sie alle deutsch, und in Palai ‚quasi cento percenti‘ (hundert Prozent) . . .“

So fahren wir die halsbrecherische Straße wieder zurück und kommen auf der Talstraße zu dem bereits genannten *Gereut* (Frassilongo, 852 m) in schönster Lage, am Übergang einer üppigen Laubholzregion zum alpinen Charakter, der bereits den nächsten, weit auseinandergezogenen Ort prägt; es ist *Florutz* (Fierozzo) mit den beiden Weilern *St. Franz* (983 m, einfaches Gasthaus, sehenswert die neue Kirche) und *St. Felix* (1127 m, größeres Gasthaus), das als Hauptort dieser Talseite und überdies als günstigster Ausgangspunkt für Wanderungen an den Westabhängen des Gronlait (2383 m) gelten kann. Oberhalb der Ortschaft befindet sich der vielleicht schönste Punkt des Fersentales: der malerische Kirchhügel mit der Ruine der von den Bergknappen erbauten Lorenzikirche. Besonders schön ist von hier der Weg zum nahen Kieseregg (1400) oder weiter, von Hof zu Hof, bis zu den bereits genannten Kaserwiesen, die Gorf er richtig mit „Prati delle Casère“ übersetzt. Derselbe Autor berichtet auch von einem Lawinenglück auf den Höhen oberhalb von Florutz, bei dem im Jahre 1917, als die Palaier Berge als Teil der Fleimser Kette Kriegsgebiet waren, dreißig österreichische Soldaten verschüttet wurden. Nur einer, ein gebürtiger Trentiner, wurde nach neun Tagen lebend geborgen, doch mußten ihm beide Beine amputiert werden.

Von St. Felix bis nach Palai im Talschluß ist auf dieser Seite die Straße im Ausbau begriffen und derzeit noch auf weite Strecken schönster Wanderweg. Die beim Gehöft „Knappen“ über den Fersenbach führende Brücke wurde 1966 zerstört, ist aber provisorisch wieder instandgesetzt worden. Von einer Begehung des hier taleinführenden, auf den Karten verzeichneten Weges 315 entlang der Fersina muß jedoch gewarnt werden, da er auf lange Strecken von den Wildwassern regelrecht abgetragen wurde. — Vom „Knappen“ kommt man nun auf einem sehr urtümlichen Pflasterweg in etwa 1 Std. 15 Min. ab St. Felix hinauf nach Palai.

Naturkundliches, Brauchtum und Sagen

Schon mehrfach wurde das Grün des Fersentales gerühmt, wurden seine Laubwälder und Buschzeilen gepriesen; die Tatsache, daß wir hier am Südostrand der Bozner Porphyrlatte sind, die gerade im Fersental in Kontakt mit Phyllit steht, mag daran ihren Anteil haben, und ebenso das günstige Klima des Tales, in dem es zwar beachtliche Schneefälle aber kaum große Kälte und stets ausreichende Niederschläge gibt. Die Pflanzenwelt des Tales ist deshalb von auffallender Intensität, die Vorkommen der alpinen Flora prägen sich durch besonders üppige Verbreitung und unerhörte Farbenpracht der Erinnerung ein und sind überdies bislang in ihren natürlichen Lebensbereichen durch den Menschen nicht oder kaum gestört worden. Ich kann mich nicht entsinnen,

anderwärts je so dunkelrote Alpenrosen gesehen zu haben, wie auf den Alpen des Fersentales, selten den blauen Enzian von solcher Größe und jene Mengen von der gelben und roten Hollunderorchidee, wie man sie im Fersental neben allen anderen klassischen Gattungen und Arten der südalpinen Flora in überreichem Maß und stets in besonders prächtigem Wachstum antreffen kann. Das gilt für alle Pflanzenzonen, vom undurchdringlichen Erlengebüsch im Talgrund über Kastanien- und Buchenhaine bis zur alpinen Stufe.

Von dem einst sehr reichhaltigen Brauchtum des Tales, das fast durchwegs dem des südlichen Tirol sehr ähnlich war, hat sich nicht mehr viel erhalten. Ältere Autoren berichten von einem hochinteressanten Fastnachtsspiel, einer Art Fruchtbarkeitstanz eines Paares alter Leute, deren Namen „Wetschi“ (ital. vecchio = alt) jedoch von den südlichen Nachbarn entlehnt sind. Das ganze ist von Schellenlärm begleitet. Interessant mag auch sein, daß früher auf Palaier Hochzeiten — die übrigens nie im „Eselsmonat“ Mai gehalten werden sollten — die ledigen Hochzeitsgäste rote Hutschnüre trugen, die verheirateten blaue, was an den ganz ähnlichen Brauch im Burggrafenamt und im Sarntal erinnert. Auch das „Brautbegehren“ ist belegt, und Nikolausbräuche sind heute noch lebendig.

Als Bergbaugesamt ist das Fersental reich an Sagen. So erzählte man sich noch um 1913, daß es unterhalb der Frauwart (auch Hoawart, ital. Fravort, 2347 m) eine Klamm gebe, die sog. „Lebenshöhle“, in der so viele Lichter brennen, als Leute in Eichleit (Roveda) wohnen. Die Klamm öffne sich am Johannistag (24. Juni) und zeige an, daß derjenige sterben müsse, dessen Licht ausgebrannt sei (Dalla Torre). — Die folgende Sage ist typisch für den Bergbau: Die aus Schwaz in Nordtirol eingewanderten Knappen führten in ihrem Reichtum ein gotteslästerliches Leben. Um sie zu bändigen, lud sie der Bischof von Trient zu einem Mahle und vergiftete sie dabei. Nur einer, ein Krüppel, aus Florutz stammend, kam mit dem Leben davon. Er hatte sieben Eselsladungen voll Gold nach Ferrara gebracht und holte sich heimlich immer wieder Gold aus seinem Tal. Er soll „Markel“ geheißen haben (heute noch zweimal als Hofname belegt) und später Conte Marchese, weil er so reich war. Seine Goldgrube wurde jedoch später durch eine „Lahn“ verschüttet und heute rinnt nur mehr rostiges Wasser heraus, das heilkräftig sein soll (nach Heilfurth).

Touristik

Wenn der Reisende dem Fersental einen Besuch abstattet, begnügt er sich meist mit einem Autoausflug von den Fremdenverkehrszentren Levico und Caldonazzo her; aber auch im Fersental gilt, daß solch flüchtiger Besuch kein Bild vermittelt, da hier wie anderwärts die wenig typischen oder gar störenden Bauten eben an der Straße stehen. Es ist daher für ein erstes Kennenlernen des Tales unbedingt zu empfehlen, von *St. Felix* aus zum prächtigen Hügel mit den Ruinen der Lorenzikirche zu steigen. Er ist — trotz Straßennähe (20 Min.) — ein echtes Stück Fersental und gleichzeitig ein hervorragender Orientierungspunkt. Von hier weiter zu den Kaserwiesen (1692 m), in einer Runde zum Kieseregg (1400 m), hinunter nach St. Franz und parallel zur Straße von Hof zu Hof zurück zum Ausgangspunkt St. Felix — das ist eine hübsche Halbtagswanderung mit nicht viel mehr als 500 Metern Höhenunterschied, allerdings auf unmarkierten Wegen; doch sind wir ja im Fersental und bekommen in jedem Hof Auskunft in unserer Sprache.

Wer *Palai* als Stützpunkt wählt, sollte zuerst den beherrschenden Kopf des Stocker (1981 m) angehen, denn von hier aus überschaut er die Palaierberge und das ganze Tal mit einem Blick — ganz abgesehen davon, daß die bewaldete Kuppe als selbständige, landschaftlich überaus reizvolle Tour gelten darf. Der mit 315 schwach markierte Weg beginnt beim Schulhaus von Palai, berührt die sehr urtümlichen und für die Palaier Siedlungsart typischen Höfegruppen Battisti und Tasainer und führt am rechten Ufer des Fersenbaches empor (nicht wie die Karten zeigen am linken; dieser Weg existiert seit 1966 nicht mehr!). Man erreicht so die neuerbaute Hermdede-alm (M. Erdèmolò) und biegt am oberen Rand ihrer schütterten Lärchenwiesen nach rechts (Osten) auf einen Sattel; von hier ist man in einer weiteren Viertelstunde auf der Höhe des Stocker (etwa 2 Stunden ab Palai). Zum Abstieg bietet sich ein unmarkierter und teilweise verfallener Kriegssteig an (überall am Stocker Spuren von Stellungen) und führt hinunter zur Moos-alm (ital. Malga Meus, 1537 m), über die man die Runde wieder nach Palai schließen kann.

Ein sehr beliebter und auch relativ häufig begangener Ausflug ist jener von Palai zum Spitzsee (auch Palaier See, Hermdede-See, ital. Lago Erdèmolò, 2036 m) mit einer zur Zeit geschlossenen Unterkunftshütte. Der Weg ist bis zu zwei Dritteln der gleiche wie zum Stocker, bleibt aber oberhalb der Hermdede-alm links und erreicht ungefähr in der gleichen Zeit in einem gegen Süden ausholenden Bogen den See, der die junge Fèrsina speist. Meist liegt hier im Sommer noch eine gewaltige, in den See reichende Firnzunge. Die Beliebtheit dieses Ausflugsziels wird leider durch traurige Verunreinigung dokumentiert.

Eine hochalpine und ziemlich anstrengende Tour ist die Überschreitung der gesamten südlichen Palaier Berge, die den See und den Oberlauf des jungen Fersenbaches in einem leicht gegen Osten gewölbten Bogen umrahmen. Die Begehung der meist verfallenen Kriegswege in diesem Gebiet ist nicht ungefährlich und nur selten finden sich einige Markierungsreste. Von Süd nach Nord sind zu nennen die den See überragende Seespitz (ital. Monte del Lago, 2327 m), die Cima di Cavè (2296 m) und die Sopra Conella (2308 m); hier senkt sich der Kamm zum Sensattel (Forcella delle Conelle [2198 m]). Danach steigt er gegen Norden wieder über mehrere Vorgipfel zur Schrumspitz (Cima di sette Selle, 2396 m) an, die im „Hochtourist“ der „ernsteste Gipfelbau der Palaier Berge“ genannt wird. In Weiterverfolgung des hier nun gegen Westen biegenden Kammes kommt man zum Schrimbler (M. Slimber, 2204 m), und von ihm absteigend zum Palaier Jöchl (Passo di Palù, 2073 m), das von Palai her auf dem schwach markierten Weg 370 auch direkt erreicht werden kann. Jenseits dieser Senke, ziemlich sanft gegen NNW ansteigend, läßt sich gut der Schwarzkofel (Monte Conca, 2301 m) „mitnehmen“, im Sinne einer Überschreitung zum Passo Cagnon di sopra (2121 m, hierher auch direkt auf Weg 424 ab Palai, 2 Std.), von dem aus man das Rohjoch (Passo Val di Mattio, 2312 m) erreicht und von diesem entweder die Rohjochspitze (Monte Ruioch, 2415 m) selbst oder die Palaier Kreuzspitz (Monte Croce, 2490 m) in etwa einer Stunde ersteigen kann.

Bleibt noch kurz der vom Spitzsee gegen Süden ziehende Kamm zu betrachten: Unter einigem Höhenverlust gilt es zunächst in mühseliger Querung, durch Blockhalden das „Törl“ (Passo la Portella, 2152 m) zu gewinnen; dann ersteigt man auf verfallenen Steigen leicht die Leitenspitz (ital. und deutsch auch Gronlait, 2383 m) und dehnt die genußreiche Gratwanderung bis zur Frauwart (M. Fravort, 2347 m) aus. Von hier kann man entweder gut nach Eichleit über die Steinalm (Malga Stoana —!—, 1730 m) absteigen, oder auf der Höhe bleiben, alte Kriegswege zur Panarotta (2001 m) verfolgen, von dort (Sessellift) nach Vetricolo absteigen und dann mit dem Bus nach Pergine und zum Ausgangspunkt zurückfahren.

Dieses sind nur einige Vorschläge. Fehlende Markierungen und Stützpunkte machen Touren in den Palaier Bergen etwas problematisch, obwohl das Gebiet nach alpinen Begriffen durchwegs als „leicht“ zu bezeichnen ist. In den meisten Fällen besteht Blickverbindung zum nächsten Ziel, so daß auch die Orientierung bei gutem Wetter kaum Schwierigkeiten bereitet. Sperrende Felsriegel und dergleichen lassen sich meist in leichterem Gelände umgehen. Nochmals sei jedoch vor einem unachtsamen Benützung der Steig- anlagen aus dem Weltkrieg 1914—18 ausdrücklich gewarnt, und ebenso vor den oft sehr rasch aufziehenden, heftigen Gewittern im Hochsommer; die beste Zeit für Touren in den Fersentaler Bergen ist ohnehin der Frühsommer und der ganze Herbst, oft bis tief in den November hinein.

Schlußwort

Die vorliegenden Betrachtungen sollten ein möglichst abgerundetes Bild von der Sprachinsel Fersental geben, das gewiß nicht zu den berühmten Gebieten in den Alpen gehört, da es ihm — gottlob — an jeglicher „Sensation“ fehlt. Wenn auch da und dort Güter- und Forstwege recht rücksichtslos in die Hänge geschnitten worden sind, so kann man doch noch mit Fug und Recht behaupten, daß die Fersentaler Landschaft weitgehend unversehrt ist. Besonderen Reiz erhalten alle Wanderungen und Bergtouren in diesem Gebiet, weil der Bergsteiger aus dem deutschen Sprachraum hier auf stammesverwandte Bewohner stößt, auf einen seltsamen und manchmal fast rätselhaften Menschenschlag, der anspruchslos und in friedfertiger Nachbarschaft mit den Italienern lebt. Wer hierherkommt und nationalen Hader im Herzen trägt, wird fehl am Platz sein. Wer aber in Freundschaft mit diesen Menschen verkehrt und ihnen jene Hochachtung entgegenbringt, die sie sich durch ihr zähes Festhalten an ihrem kargen Boden verdient haben, wird seine Bergtage um vieles bereichert sehen. Er wird dem grünen Tal der Fersina ein gutes, ja ein dankbares Andenken bewahren.

Literatur

- Colo, C., Sui monti del Trentino, Trento 1959.
 Dalla Torre, K. W. von, Tirol, Vorarlberg und Liechtenstein, in der Reihe Junk's Naturführer, Berlin 1913.
 Gorfer, A., Le valli del Trentino, Trento 1959.
 Haider, F., Tiroler Brauch im Jahreslauf, Innsbruck 1968.
 Heilfurth, G., Südtiroler Sagen aus der Welt des Bergbaus, Brixen 1968.
 Hochtourist, Der, Bd. VII, Leipzig 1929.
 Prielmayer, M. v., Deutsche Sprachinseln, in: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Jg. 36 (1905), S. 87—113.
 Rampold, J., Von Südtirol zum Gardasee (Wanderführer), Innsbruck 1968 (darin eine Runde von Palai zum Spitzsee mit Abstieg nach Sr. Felix, genaue Beschreibung mit Skizze).
 Schneller, Chr., Südtirolische Landschaften, Innsbruck 1899.
 Wurzer, Die deutschen Sprachinseln im Trentino und in Oberitalien, 2. Aufl. Bozen 1969.

Karten

- Kompaß-Wanderkarte 1 : 50 000 (Kompaß-Verlag, Starnberg am See)
 a) Blatt Trento-Levico (Nr. 75); umfaßt das gesamte Gebiet außer Rohjoch und Palaier Kreuzspitze. Dieser Teil auf:
 b) Blatt Tramin-Salurn (Nr. 74)
 Ital. Generalstabskarte, Maßstabsblätter 1 : 25 000 (erhältlich in den größeren Buchhandlungen von Bozen und Trient; das gesamte Gebiet auf den beiden Blättern „Baselga di Pinè“ und „Palù del Fersina“).

Bergell — zwischen Edelkastanien und ewigem Eis

Eines der letzten Bergsteigerparadiese?

CHRISTOF STIEBLER

Ein strahlender, heißer Augustnachmittag 1968. Ich plage mich die 1000 Höhenmeter durch das Bondascatal hinauf zur Sciora-Hütte. Rechts unter mir der Bondascabach (seine Wildheit wird gezähmt und weit unten in elektrische Energie umgewandelt); zunächst verläuft der Weg noch im Schatten, hier stehen angeblich die schönsten und größten Lärchen Graubündens, dann die Steilstufe, der Weg wird immer enger, dann wird es wieder flacher, bis die kleine Sciora-Hütte erreicht ist. Ich kenne sie bereits, ich bin auch diesen anstrengenden Weg schon zweimal gegangen, ich kenne das Bergell aus vier Berg-Urlaubsfahrten, und ich bin offenbar einer der vielen, an denen sich der Spruch zu bewahrheiten scheint: Das Bergell läßt keinen los, der es einmal aufgesucht hat.

Die Sonne sticht unbarmherzig herab, der Rucksack drückt. Nach jedem zehnten Schritt fällt ein Schweißtropfen von meiner Nasenspitze zu Boden, nach jedem 50. Schritt fahre ich mit dem Handrücken über die nasse Stirn. Kein Windhauch, dafür einige Fliegen und die Hitze. Merkwürdig: Vor zehn Tagen war oben am Badile-Nordgrat eine jugoslawische Partie in einem Schneesturm fast zugrundegegangen — nach vier oder fünf Tagen konnten die Bergsteiger lebend geborgen werden. Ich schaue hinauf, aber der Schnee in der Badile-Nordostwand bringt mir auch keine Kühlung — so gehe ich weiter, allein, ich werde wohl auch keinen Menschen treffen. Mir bleibt nur übrig, den mühsamen Aufstieg durch Gedankenflüge abzukürzen.

Berühmte Männer haben sich hier schon hinaufgeplagt: Vor 80 Jahren Klucker, der bekannteste Schweizer Bergführer und -erschließer, vor 20 Jahren Rébuffat, vor 16 Jahren Buhl und anschließend fast alle, die heute als führende Bergsteiger gelten. Ihr Ziel war die 800 m hohe Nordostwand des Badile. Sie liegt jetzt im Schatten, der obere Teil hat Neuschnee. Früher mußte man freilich den ganzen Fußweg von Bondo aus zurücklegen, er überwindet 1300 Höhenmeter. Heute benutzt man für den ersten Teil des Aufstiegs das Auto, mit schlechtem Gewissen, aber inoffizieller Erlaubnis. „Die Bondasca-Straße wird vom Kanton unterhalten“, klärte mich später ein Einheimischer auf. „Man hat zwar ein Fahrverbot angebracht, aber da wir ein Interesse daran haben, daß möglichst viele Bergsteiger das Bondasca-Tal kennenlernen, wir aber andererseits die Ausbesserungen an der Straße nicht durchzuführen brauchen, haben wir nichts dagegen, wenn Autos hinauffahren. Bestraft ist deshalb noch niemand worden.“ Schweizer Gründlichkeit oder italienische Grandezza? Man entschied sich für letztere, die italienische Grenze ist nur drei Kilometer entfernt.

Ein paar verfallene Steinmauern im knietiefen Gras: Die Überreste der Alp Laret. Hier hatte der große Klucker immer wieder übernachtet, wenn er seine neuen Touren in diesem Gebiet unternahm. (Die Sciora-Hütte wurde erst Jahrzehnte später erbaut.) „Ehrgeiz muß der Mann oder Mensch an den Tag legen, denn ein Mensch ohne Ehrgeiz, ohne Tatendrang ist eine Null...“ Einer der Aussprüche Kluckers. Ist es Ehrgeiz, der mich diesen mühsamen Anstieg hinauftreibt? Ich stelle den Rucksack ab und setze mich ins

Gras. Eigentlich bin ich heute nachmittag zur Sciora-Hütte unterwegs, um dort Paul Nigg zu treffen. Nigg ist Bergführer aus Pontresina, Verfasser des Bergell Kletter- und Wanderführers. Brieflich hatte ich schon oft mit ihm zu tun gehabt, aber persönlich kannte ich ihn noch nicht. „Wie wäre es, wenn wir einmal eine Tour zusammen machen?“ hatte er mir vorgeschlagen. Ich hatte diesen Vorschlag für eine reine Geste der Höflichkeit gehalten. Immerhin hatte ich gestern in seiner Wohnung angerufen, um ihm Grüße zu bestellen. Sofort hatte er eingehakt: „Wollen Sie morgen abend auf die Sciora-Hütte kommen? Wir könnten zusammen eine Tour machen, das Wetter ist sehr gut.“ Das ließ sich hören! Aber, wenn ich schon mit Paul Nigg gehe, dann muß das eine handfeste Tour werden, die Pioda-Kante vielleicht. Er war einverstanden.

Das Schönste am Bergellgranit sind die Kanten, großzügige Reibungsklettereien an eisenhartem Fels. Bügeleisen-, Badile-, Pioda-, Fuori-Kante, alle von der Sciora-Hütte aus zu erreichen, im Schwierigkeitsgrad IV bis VI. Ihre Namen wurden lange Zeit von Eingeweihten nur hinter vorgehaltener Hand weitergeflüstert, heute hat Walter Pause einige davon bekannt gemacht, und besonders Badile- und Bügeleisenkante sind inzwischen ausgesprochene Modelklettereien geworden, was aber hier heißt, daß an einem Wochenende bestenfalls zwei oder drei Parteien zum Einstieg ziehen.

Die Badile-Kante hatte ich schon gemacht, vor fünf Jahren, leider an einem Sonntag. Auch damals waren wir mit dem Auto das Bondasca-Tal hinaufgefahren, in zwei mühsamen Stunden zur Sass-Furrä-Hütte (die Betonung liegt auf dem ä) aufgestiegen und haben uns dort sofort in die Lager verzogen. — Wir hatten als Mitglieder des DAV noch keine Gleichstellung in der Schweiz und mußten damit rechnen, bei großem Andrang die Hütte wieder verlassen zu müssen. Und der Andrang war groß: etwa 10 ältere Herren einer schweizerischen AV-Sektion trafen nach und nach ein, sie alle wollten am nächsten Tag die Badile-Kante machen.

Wir wußten, daß wir diese Leute schon bis zum Einstieg überholt haben würden; aber sie hatten Taschenlampen mit und zogen bereits um drei Uhr morgens los. Wir beschlossen, noch eine Stunde zu schlafen und zu warten, bis es hell war. Und dann erlebten wir, wie sich die Herren die 6—8-Stunden-Tour hinaufplagten, angstvoll an den wenigen Haken hingen, umständliche Seilmanöver bauten und die Tour blockierten. Wir warteten, setzten uns immer wieder hin, aßen, genossen die Tiefblicke in die Nordostwand, waren aber nach 5 Minuten Kletterzeit wieder an die Gruppe herangekommen. Vorsichtig fragten wir an, ob man uns vorbeilassen möchte (wir waren eine Zweierseilschaft, so gut in Form, um die Tour in der halben Zeit machen zu können). Aber von Überholen wollten die Herren nichts wissen.

„Das nimmt einem wirklich den Spaß an der Freude!“ „Kann man denn da nicht links hinausqueren und die Gruppe überholen?“ fragte eine Seilschaft von zwei Schweizer Studenten unter uns. Wir stiegen ihnen nach, luftig und schwierig, hinaus in die Nordostwand, an der 10-Mann-Gruppe vorbei und dann zügig durch bis zum Gipfel. Es wurde noch eine Genußtour, und es gibt Leute, die diese Kante in Ausgesetztheit und Schwierigkeit mit der Schleierkante gleichsetzen. Uns kam sie eigentlich leichter vor: durchwegs IV. Grad, in der ganzen Tour von 800 Höhenmetern steckten vielleicht zehn Haken.

Das war vor fünf Jahren gewesen. Damals war wenige Tage vorher eine Sechsergruppe in der Nordostwand vom Steinschlag getroffen worden. Drei Mann waren verletzt worden und doch durchgekommen, einer hing tot am Seil in der Wand, von der Kante aus gut zu sehen. Wiewiele Opfer mag diese Nordostwand schon gefordert haben? Zwanzig? Vierzig? Hier wird keine Statistik geführt wie in der Watzmann-Ostwand oder am Eiger. Aber bereits ihre Erstdurchsteigung 1937 war eine der großen Tragödien des VI. Grades.

Am 13. Juli waren fünf Italiener eingestiegen, drei davon bekannte Leute: Cassin, Ratti, Esposito, zwei Unbekannte (Molteni und Valsecchi), die nicht zur Dreiergruppe gehörten, sich ihr aber im Verlauf der Kletterei anschlossen. Am ersten Abend biwakierten die fünf Männer zusammen; beim zweiten Biwak verschlechterte sich das Wetter, aber die fünf Bergsteiger erreichten am dritten Tag um 16 Uhr den Gipfel. Im Schneesturm machte man sich dort sofort an den Abstieg über die Südwand. Molteni starb während des Abstiegs, Valsecchi kurz darauf, wenige Seillängen vom rettenden Schneefeld entfernt. Zwei Menschenleben waren der Preis für die Erstbesteigung; eines der „letzten Probleme“ der Alpen war gelöst, man ließ die Wand bis 1948 in Ruhe. Rébuffat machte die zweite Begehung, und noch bis 1955 etwa galt die Wand als durchwegs VI. Berühmt wurde die Wand zum zweiten Mal, als Buhl sie 1952 als erster Alleingehender durchstieg. Er war mit dem Fahrrad gekommen, aufgestiegen, am nächsten Tag durchgeklettert und die Nacht darauf mit dem Fahrrad heim nach Innsbruck gefahren. Günther Nothdurft, der später am Eiger zugrundeging, konnte die zweite Alleinbegehung der Badile-Nordostwand durchführen, trotz Wettersturzes in etwa drei Stunden. Heute stuft man die Wand mit V—VI ein und gibt als Durchstiegszeit 9—13 Stunden an.

Ich nehme den Rucksack auf und steige weiter; lange Rasten während der Aufstiege sind nicht meine Sache. Es ist fünf Uhr nachmittags, noch immer brennt die Sonne, am Himmel keine Wolke. Es ist schwül und warm. Wie paradox: Als wir das letzte Mal im Bergell waren, froren wir. Das war am 1. Mai gewesen, als wir mit Skiern in das Fornotal gezogen waren und dann nach Sardinienart in der kleinen Fornoehütte mit rund 80 anderen Bergsteigern zwei Nächte verbrachten. Gute Bergeller Skitouren findet man hauptsächlich im Fornotal, das hat sich inzwischen herumgesprochen, Monte Sissone, Monte del Forno, Cima di Rosso, Cima Val Bona und natürlich der Disgrazia, aber diese 15-Stundentour wird selten gemacht.

Wir wollten damals den Sissone machen, eine Skitour aus Pauses Hunderter-Büchern, aber auch die 80 anderen wollten den Sissone machen und waren überrascht, wie viele Aspiranten (fast lauter Deutsche) sich für diese „ruhige, unbekanntete Tour“ hier eingefunden hatten. Natürlich war die kleine Fornoehütte diesem Ansturm nicht gewachsen; es gab nur einen Herd, wenig Brennholz und den Durst von etwa 80 Personen, denen der 4-Stundenanstieg bei herrlich warmem Wetter den Gaumen ausgedörnt hatte. Also saßen sie vor der Hütte, rund um die Hütte, auf dem Fußboden in der Hütte, jeder mit seinem Kocher und dem Schmelzen von Schnee zum Teekochen beschäftigt. Und wer nicht selbst kochte, auf seine schwache Gas- oder Benzinflamme aufpaßte, der holte Schnee oder wusch Töpfe und Tassen mit Schnee aus. Eine Horde von durstigen Schneekochern schien die Hütte belegt zu haben, und dabei blieb es auch während der nächsten zwei Tage.

Ursprünglich wollten wir ja den Disgrazia angehen. Um drei Uhr früh brachen wir zu dritt auf, fuhren im Schein der Stirnlampen ein wenig ab, standen bei Sonnenaufgang, nach etwa 2½ Stunden, auf dem Gipfel des Sissone, stiegen südseitig wieder ab und weiter, dem Disgrazia entgegen. Disgrazia heißt „Ungnädiger“, „Unglücksberg“; im Italienischen heißt dieser Gipfel allerdings Pizzo Bello — Schöner Berg, und wegen seiner schönen und interessanten Gestalt wurde er schon relativ früh (1862) erstiegen, noch vor dem Matterhorn. Der übliche und kürzere Anstieg geht von Süden aus; auch hier hatten wir uns schon versucht, kehrten aber nach einem Wettersturz und Neuschneefällen wieder um. Da wir ihn diesmal mit Skiern von der Fornoehütte erreichen wollten, mußten wir laut Führer bis zum Gipfel mit mindestens acht Stunden rechnen, der Rückweg war kaum kürzer. Unsere Lust auf diesen höchsten Bergellgipfel nahm immer mehr ab, je wärmer es wurde, und nach gut der Hälfte des Weges kapitulierte wir einfach. Es galt nur noch,

für uns selbst und unsere Freunde, die ja immerhin fragen würden, warum wir schon so früh zurück seien, eine passende Ausrede zu finden. „Mut ist oft Mangel an Einsicht, während Feigheit nicht selten auf guten Informationen beruht“, mit diesem Zitat gaben wir uns zufrieden und kehrten um.

Inzwischen war ich bei meinem Aufstieg über die Krummholzzone hinausgelangt, und die Sciora-Hütte kam in Sicht. Noch 15 Minuten dürften es bis zu ihr sein. Jetzt kreuzen zwei Bäche den Weg. Ich trinke ein wenig und setze mich ins Gras. Zwei Stunden war ich unterwegs gewesen, und es ist vielleicht besser, hier draußen mit sich und den Bergen allein zu sein als vor der Hütte in einer Schar von lauten Italienern zu sitzen. Hier, etwa in gleicher Höhe mit dem Beginn des zerklüfteten Bondascagletschers, ist einer der schönsten Plätze des Bergells: Im Südwesten die wuchtigen 1000-Meter-Nordwände von Cengalo und Badile, im Süden der weiße Bondasca-Gletscher, der oben im Passo di Bondo einen hochalpinen Übergang zur Südseite hat, und dann als linken Abschluß der Granitkulisse die verschiedenen Scioragipfel: Sciora Dadent (= hinterer Sciora), der bekannte Ago di Sciora, die Punta Pioda, die wir uns morgen vormittag ansehen wollen, die Sciora Dafora (auch Sciora di Fuori = vorderer Sciora genannt) mit der bekannten Fuorikante. Anschließend bieten die beiden Cacciabella-Pässe Übergänge nach Osten in das Albignatal. Und an jedem der genannten Gipfel gibt es Wände, Kanten, Pfeiler, . . . Das Blättern im Führer allein ist alpines Abenteuer und so aufregend wie die mehrseitige Speisekarte in einem Schlemmerlokal.

Allein der Ago di Sciora (Ago = Zahn), er ragt wie ein Riesenfingerring in den Dämmerhimmel, bietet sechs lohnende Anstiege; von der Bondascaseite aus ist der Westgrat (IV, 5 Stunden) der schönste, von der Albignaseite aus wird die Südwand am meisten gemacht (III—IV). Da Pause sie in seinen „100 Genußklettereien“ aufführt, waren auch wir eines Tages hingepilgert. Sämtliche Touren im Albignatal haben einen großen Vorteil: die Seilbahn hinauf zur Staumauer spart fast 1000 Aufstieghöhenmeter, und die saubere Albignahütte ist mit ihren 60 Schlafplätzen die größte der vier Schweizer Hütten im Bergell. Leider verkehrt die Seilbahn (da sie eine Werksbahn der Elektrizitätsgesellschaft ist) nur früh um sieben und abends um fünf Uhr, für die Arbeiter. Bergsteiger können für zwei Franken zusteigen; aber wer die beiden Abfahrtszeiten versäumt, muß entweder lange warten oder zu Fuß gehen.

Wir waren damals bei schlechtem Wetter auf die Albigna-Hütte gekommen. Auch der nächste Tag war nicht sehr gut; wir saßen also auf der Hütte herum, trugen Holzpantoffel, die hier für alle Gäste bereit stehen, und vertrieben uns die Zeit. Am Nachmittag fuhr ich talwärts, um Proviant zu holen, in einer offenen Kiste mit Steinen, die man statt einer Gondel eingehängt hatte. Für die energische Wirtin sollte ich bei dieser Gelegenheit Poularden, Brotlaibe und Konserven mitbringen, einen ganzen Rucksack voll, aber ich hatte ja Zeit, und vielleicht würde das Wetter am nächsten Tag besser.

Es wurde besser. Wir zogen zu viert los; zwei Nürnberger Kletterer hatten sich uns angeschlossen. Zunächst der mühsame Weg um den halben Stausee herum, dann auf dem flachen Gletscher, dann im Gelände des zweiten Schwierigkeitsgrades hinauf zur Bocchetta del Ago; hier beginnt die eigentliche Kletterei. Ich gehe als erster los, ein Stück gerade hinauf, dann auf einer Rampe, die schräg nach links hinaufführt. Keine Haken, kalter Fels — es ist sieben Uhr früh, und die Wand liegt noch im Schatten. Die erste Seillänge einer Kletterei kommt mir immer am schwierigsten vor: man hat kalte Finger, wenig Vertrauen auf Sohlenhaftung und zum Fels noch nicht die richtige Einstellung. Bei der zweiten Seillänge wird es dann besser.

„Leicht ist das hier nicht“, rufe ich hinunter. „Da werdet Ihr Euch aber anschauen, wenn

Ihr die Badile-Kante gehen wollt“, ruft ein Nürnberger hinauf, „die ist schon noch ein Stück schwieriger!“ Und während des ganzen Auf- und Abstieges erzählten die beiden Schauermärchen von der Badile-Kante, die sie zwei Tage vorher gemacht hatten und die unser nächstes Ziel war. „Die Schleierkante ist leichter. Und die Ausgesetztheit! Und oben überraschte uns ein Gewitter mit Hagel! Wir wären froh, als wir auf der Südseite die italienische Gianetti-Hütte erreicht hatten. Überhaupt müßt Ihr versuchen, am Vormittag durchzukommen. In den letzten Tagen gab es jedesmal am Nachmittag ein Gewitter.“ Uns kam dann die Badile-Kante längst nicht so schwierig vor.

Als wir schließlich zu viert auf dem engen Ago-Gipfel saßen, waren fünf Stunden vergangen seit unserem Abmarsch von der Albigna-Hütte. Ein herrlicher Rundblick, eine Tiefschau, wie sie die Raumfahrer aus ihrer Kapsel auf die Kraterlandschaft des Mondes haben müssen. Der Ago fällt nach allen Seiten steil ab, und unser Abstieg vollzog sich ebenso schön wie schnell: Wir banden unsere Seile zusammen und seilten auf dreimal ab, bis zur Scharte. Und dann gemütliches Zurückwandern am Gletscher, den Stausee entlang zur Albigna-Hütte. Eine großzügige Kletterei bietet der Ago von dieser Seite nicht, aber großartig ist die Landschaft, der Albignatalabschluß und der Blick hinüber in das Bondascatal, auf Badile, Cengalo und Gemelligipfel. Wer das sieht, wird todsicher weitere Bergellpläne machen.

Knapp fünf Kilometer Luftlinie genau nach Osten sind es zur Punta Rasica (3305 m). Rasica heißt auf deutsch Säge, und der Gipfelfelsen sieht tatsächlich wie der Zahn einer Riesensäge aus: eine etwa 20 Meter hohe, senkrecht stehende Platte aus hellem Granit, die nur über ihren messerscharfen Südostgrat erstiegen werden kann. Ihr Erstbegeher, Klucker, schildert diese Besteigung aus dem Jahre 1892, die er zusammen mit Barbaria (einem Bergführer) und dem Russen von Rydzewski durchführte. Barbaria versuchte zuerst, das Seil an der Gipfelplatte in die Höhe zu werfen. „An der scharfen Felskante oben, in etwa 12 Meter Höhe, war eine kleine Einkerbung sichtbar. Und eben in diesem Einschnitt wollte er das Seil haben, was ihm schließlich mit einem am Seil angebundenen Stein gelang. Mir kam diese Seilvorrichtung als etwas Unsicheres vor. Daher verschmähte ich diese Seilhilfe und kletterte in kurzer Zeit zur kleinen Grateinkerbung empor, nahm das eingeklemmte Seilende zu mir und stieg (anfänglich schwierig) vollends zur Gipfelzacke empor. Wie unser Herr die senkrechte und sehr scharfe Felskante überwinden werde, darüber standen bei mir keine Zweifel. Einzig das Hissen konnte ihn ganz hinaufbringen, und für eine solche Beförderungsart war ich an jenem Tage ausgezeichnet disponiert. Von meinem Prinzipal wurde unten der böse Gang angetreten, und der Zug nach oben setzte energisch und erbarmungslos ein. Immer höher ging es, und das Pusten und Keuchen kam immer näher. Ganz erschöpft und nach Atem ringend, stand er endlich bei mir.“

Die Punta Rasica ist (neben Badile und Ago di Sciora) der dritte Modegipfel im Bergell. Sie zieht jeden Sommer Dutzende von Kletterern an, und jeder meistert die Gipfelplatte auf seine Weise: der eine direkt an der Kante, ein Bein links, das andere rechts davon an winzigen Tritten, der andere benutzt die scharfe Kante als Griff und steigt „auf Reibung“ mit beiden Beinen an der linken Südwestwand empor. Die Postkarten, die in der Forno-Hütte verkauft werden, zeigen einen Kletterer an dieser Gipfelplatte und geben einen ersten Vorgeschmack auf den Reiz dieser Tour.

Für uns war diese Tour die erste im Bergellgranit und daher die interessanteste. Auf der Forno-Hütte wollte man uns zunächst gar nicht einlassen, trotz Regens und dunkler Nacht. Die Hütte war voll, wir waren nicht angemeldet und damals noch ohne Gleichstellung mit Schweizer Alpenvereinsmitgliedern. Gnadenweise durften wir dann doch übernachten, „nur für eine Nacht“, wie man uns noch in die Lager nachrief. Der nächste

Tag begann für uns um drei Uhr früh. Ohne Frühstück zogen wir bei sternklarem Himmel los, die ersten zwei Stunden auf dem harten und flachen Fornogletscher, dann über das steile Schneefeld hinauf zum Felsgrat. Sechs Uhr. Wir setzten uns hin und aßen ein wenig. Die nächsten Seillängen herrlich, leicht und fest; und dann die berühmte Gipfelplatte, glatt, hellgrau, mit der Kante, messerscharf bis treppengeländerbreit, zehn, zwölf Meter hoch. Wir turnten schnell hinauf, saßen einige Minuten auf dem engen Gipfelplateau beisammen und seilten uns dann ab. Der Gipfelfelsen der Punta Rasica (übrigens auch die Fiamma, IV—V, westlich der Albigna-Staumauer) gehören zu den schönsten Klettereien im Bergell, sie sind das i-Tüpfelchen auf dem Wort Granit.

Unsere Punta-Rasica-Geschichte hat aber noch einen fast rührenden Schluß: Als wir gegen 12 Uhr wieder an der Hütte waren, früher zurück, als man das üblicherweise bei dieser Tour ist, und unsere Sachen vor der Hütte ausbreiteten, aßen und packten, um sofort wieder abzustiegen, kam die Wirtin höchstpersönlich zu uns heraus. Zunächst machte sie uns Vorwürfe, warum wir sie nicht gefragt hätten, uns nicht abgemeldet hätten und ohne Führer gingen. Wir antworteten nichts, stocherten weiter in unseren Konservendosen herum und sagten dann auf ihre Frage, wie uns diese Tour gefallen habe: „Ausgezeichnet, aber sie ist eigentlich kinderleicht, und die Führerzeiten sind viel zu lang angegeben.“ Da lud sie uns ein, zu bleiben, und wies uns bessere Betten an. „Du mußt nur Eindruck machen und eine Schau abziehen“, meinte Herbert.

Das war schöne Vergangenheit, und die Erinnerung vergoldet so manche Tour. Seither sind einige Jahre vergangen, die alpinen Ambitionen geblieben, die Kletterfreunde aber immer weniger geworden und schließlich ganz verschwunden. Beim einen die Familie, beim andern der Beruf, der Hausbau, der Altersspeck.

Ins Bergell bin ich immer wieder gefahren, und sei es auch nur, um unten im Tal zu wandern, um in Soglio spazieren zu gehen, viertelmeterlange Smaragdeidechsen zu bewundern, Kastanien und Brombeeren zu suchen.

Das Bergeller Tal allein ist eine Reise wert: die uralten, malerischen, granitgedeckten Häuser, die Dörfer, in denen während des Winters wochenlang die Sonne nicht scheint; Vicosoprano, Coltura und Stampa mit ihren Heimatmuseen, Bondo, der düstere, beinahe autolose Häuserhaufen, in dem sich seit dem Mittelalter nichts geändert zu haben scheint. Soglio, das über tausend Jahre alte Dorf auf einer Sonnenterrasse, das manche für das schönste Dorf der Alpen halten, ein Idyll, in dem Vergangenheit Gegenwart ist.

Sicherlich, auch dem Wanderer bietet das Bergell viel. Aber morgen will ich ja die Pioda-Kante machen, mit Paul Nigg, den ich zwar noch nicht kenne, aber hier auf der Sciora-Hütte treffen werde. Die Sonne geht gerade unter, weit im Westen einige kleine Wolken. Ich nehme meinen Rucksack auf und gehe zur Hütte. Einige Bergsteiger sitzen draußen, ringsherum sind Socken, Hemden, Schuhe zum Trocknen ausgebreitet. Ich frage nach Paul Nigg, begrüße ihn, stelle mich vor. „Das Wetter bleibt gut. Wir wollen einmal sehen, was wir morgen zusammen unternehmen können. Ich habe allerdings noch zwei andere Kunden hier.“ Er nimmt mich zur Seite: „Aber ich werde mich schon frei machen. Der eine soll einen Ruhetag einlegen, und der andere kann allein auf einen leichten Gipfel steigen.“ Erst später gestand er mir sein Dilemma ein: da er mich nicht kannte und meinte, ich sei ein älterer, korpulenter Herr, der wahrscheinlich nach dem mühsamen Anstieg zur Sciora-Hütte genug hätte, habe er mich hinaufbestellt, in der Hoffnung, den nächsten Tag doch mit seinen beiden Kunden verbringen zu können. Da ich aber mit der Pioda-Kante nicht locker ließ, bestellte er beim Wirt für drei Uhr das Frühstück. Wir plaudern noch ein wenig, richten dann unsere Sachen für den nächsten Tag her und gehen in die Lager.

Ich kann lange nicht einschlafen. Die Pioda-Kante gilt als „eine der großen Klettertouren im Bergell, IV mit Stellen V, Dachüberhang in Kantenmitte V+, 800 Höhenmeter an der Kante, von der Sciora-Hütte 6 bis 7 Stunden“. So steht es im Führer. Aber alle „besseren“ Touren hier in der Bondasca haben solche Dimensionen: die Cengalo-Nordwand hat rund 1000 Höhenmeter, die Badile-Nordostwand 900 m, die Gemelli-Kante 900 m (allerdings machen die meisten Partien von dieser Bügeleisenkante nur den unteren, schöneren Teil). Die Pioda-Kante hat ihre Schwierigkeiten in der Mitte, die Überhänge sind immer naß und vereist. Das wird also harte Arbeit geben. Und der Abstieg ist sicher auch hochalpin und mit vier Stunden anzusetzen. Paul Nigg hat diese Kante erst einmal durchstiegen. „Eine Tour für meine Kunden oder Gäste ist das nicht mehr, dazu ist sie zu schwierig und zu lang.“

Endlich schlafe ich ein. Es wird eine unruhige Nacht, genauso wie vor meinen anderen schwierigen Fahrten im Kaiser, im Dachstein oder in der Bernina-Gruppe.

Um drei Uhr pünktlich weckt uns der Wirt, ein gemütlicher, dicker, italienisch sprechender Bursche, dessen Frau die angeblich besten Suppen Graubündens kocht, auf der Sciora-Hütte natürlich. Wir stolpern in die Küche hinunter, frühstücken, schnüren dabei unsere Schuhe und streicheln den Hüttenhund. Er wundert sich bestimmt über diese Menschen, die da in stockdunkler Nacht ein paar Bissen in sich hineinstopfen, bei schwachem Gaslicht ihre Rucksäcke packen, die Tür zuwerfen und verschwinden.

Zuerst marschieren wir mit unseren Taschenlampen über Graspolster, Geröll, Felsblöcke und Schneereste. Es wird langsam hell und wir erreichen die Kante. Wir beginnen nicht an ihrem Fuß, sondern etwas höher, vom Norden her über ein steiles Schneefeld, dann über eine kleine Schulter. Hier seilen wir an. Ich bitte Paul Nigg, mich nicht als Kunden zu betrachten, der geführt werden will, sondern der gleichberechtigt als Partner in der Führung abwechseln will. Sonst würde mir die Tour keinen Spaß machen; zu lange bin ich selbst als Erster gegangen, um nun dauernd als „Gast“ hinterherzuklettern. Und so halten wir es. Die erste Seillänge geht Paul Nigg an. Wie üblich: kalter Fels, kalte Finger, vorsichtiges Klettern. Mit der Zeit wird es besser; wir kommen höher hinauf. Die Kletterei bewegt sich ständig im IV. Schwierigkeitsgrad, in jeder zweiten oder dritten Seillänge ein Haken; glatte, geneigte Platten, Risse, Reibungskletterei. Gegenüber fallen die ersten Sonnenstrahlen in die Nord- und Ostwände; wolkenloser Himmel über uns, kein Laut, keine kletternden Seilschaften, kein Mensch in den zwei Dutzend berühmten Bergell-touren, die wir von hier aus einsehen können. Dornröschenschlaf eines der schönsten Alpengebiete in unserer Zeit des „Massenbergsteigens“.

Die 13. Seillänge (ich bin an der Reihe) wird schwierig. Die ersten Haken, Querung nach links, zur Kante hinaus, noch ein wenig empor, luftiger Stand, Haken. Ich stehe knapp unterhalb der Überhänge, sie sehen schwarz, naß und kalt aus und sind mein Alptraum, schon seit dem Einstieg. Paul Nigg kommt zu mir herauf, geht weiter, hängt nach etwa zehn Metern mehrere Haken ein. An nassen Platten muß jetzt unter den Überhängen nach rechts gequert werden; für die Hände ist nichts da, für die Füße gibt es kleine, rutschige Tritte. Er geht sehr langsam und vorsichtig, macht Stand und läßt mich nachkommen. Respekt, das war eine sehr luftige und schwierige Sache, die ich nicht hätte führen mögen. Da ein Überholen hier schlecht möglich ist, geht Nigg weiter, nimmt zwei Trittschlingen und alle Karabiner mit und plagt sich den großen, fünf Meter hohen Überhang hinauf. Nach zehn Minuten ist er darüber hinaus und ruft: „Nachkommen!“ Ich schaffe dieses schwierige Stück auch ziemlich rasch — es stecken hier auf zwanzig Metern zehn Haken — und was uns nun erwartet, ist wieder leichteres Gelände, durchwegs im IV. Grad. Man bleibt immer an der Kante, geht in Rinnen nur auf Reibung jeweils die

ganzen 40 Seilmeter aus (auch an der Roggalkante arbeitet man sich an solchen Erosionsrinnen empor). Haken stecken hier nicht mehr. Langsam schiebt sich die Sonne über den Gipfel, erwärmt uns ein wenig, taut einige Neuschnee- und Eisflecken weg.

Der Gipfelaufbau ist leicht, und nach viereinhalb Stunden von der Sciora-Hütte sitzen wir auf der Punta Pioda, teilen unser Trockenobst, schauen in die Runde. Nigg blickt auf die Uhr und meint lakonisch: „Gut marschiert!“ Und ich schlage ihm vor, bei der nächsten Auflage seines Bergellführers, die Zeit für diese Tour zu reduzieren. Auf dem Gipfel des Ago di Sciora, einige hundert Meter entfernt, tauchen einige Bergsteiger auf, rufen zu uns herüber, seilen sich dann wieder ab. Paul Nigg zählt noch einige der schönsten Klettertouren in diesem Gebiet auf: Sciora di Fuori-Ostgrat (von der Albigna-Hütte aus, III. Grad), Ago di Sciora-Westgrat (von der Sciora-Hütte, IV), weiter draußen, am Nordende des Sciorakammes, Gallo (kurze Kletterei, III) und Fiamma (IV+) und etwas näher, im Anschluß an die Sciora di Fuori die Westkante des Torre Innominata (IV+) und den Westgrat zum höchsten Innominata-Gipfel (III).

Der Abstieg kostet nochmals Zeit, Kondition und Orientierungsvermögen. Wir halten uns nach Norden, überklettern den Gipfel des Sciora di Fuori (auch Sciora Dafora genannt), steigen an seiner Nordseite ab zu einem steilen Schneecouloir, das nach Nordwesten auf die Schuttfelder oberhalb der Sciora-Hütte leitet. Nach drei Stunden können wir auf der Sciora-Hütte Mittagessen.

Ich habe immer wieder Freunde gefragt, was sie vom Bergell halten. „Nie gehört“, „Noch nie dort gewesen“ oder aber verträumtes Kopfwiegen und kurze, mehr oder wenig laute Lobeshymnen. Ein Urteil, das zwischen diesen beiden Aussagen liegt, scheint es aber nicht zu geben. Der Kreis der eingefleischten Bergellfreunde ist klein, wird aber von Jahr zu Jahr größer, dank Pause und — ich muß es gestehen — auch dank meines Bergell-Landschaftsbuches. Aber was ist letzten Endes besser: den Kreis der Bergellkenner klein zu halten oder anderen Bergsteigern alpine Eindrücke zu verschaffen, wie sie an Wucht und Tiefe nur noch an ganz wenigen Plätzen in den Alpen geprägt werden können?

Das Bergsteigen im Buch der Gegenwart

Ein Überblick über die deutschsprachige Bergsteigerliteratur seit 1945

PETER GRIMM

Einleitung

Das Interesse am deutschen Bergbuch ist nie erlahmt. Ebensovienig verstummte auch jemals die Kritik an der sogenannten „Alpinen Literatur“. Beide Erscheinungen sind durch die Geschichte der Alpinistik und durch den Entwicklungsgang der Bergsteiger-gesellschaft zu verfolgen. Gerade aber in jüngster Zeit mehren sich wieder die kritischen Stimmen zum Thema Bergsteigen und Literatur. Vor einem guten Jahr hatte sogar die Evangelische Akademie Bad Boll einen Abschnitt ihrer Alpinismus-Tagung unter dieses Motto gestellt. Alle diese Gespräche und Beiträge förderten manchen interessanten Gedanken zutage; freilich auch genausoviel eingängige Schlagworte. Der Mühe aber, das zu beurteilende Material erst einmal zu sammeln und zu sichten, hatte sich bisher noch niemand unterzogen. Als eine notwendige Voraussetzung für eine objektive Bilanz sei deshalb hier ein Überblick über die erschienenen Bergsteiger-Bücher versucht.

Um Mißverständnisse von vornherein auszuschließen: Der vorliegende Beitrag erfaßt nicht die gesamte „alpine Literatur“, sondern nur das Bergsteiger-Schrifttum. Die Arbeit führt also auf das, was von Bergsteigern für Bergsteiger geschrieben und auch gedruckt worden ist. Aber selbst hierbei zwang der verfügbare Raum zu Beschränkungen. Wird der formale Begriff Literatur auch im weitesten Sinne verstanden, also als Gesamtschrifttum, so mußten doch Bildbände und Kletterführer, Zeitschriften und Jahrbücher, Vereinsschriften, Skiveröffentlichungen und teilweise auch Landschaftsbücher wegfallen. Das Material selbst ist nach Sachgruppen gegliedert, deren Bezeichnungen sich weitgehend eingebürgert haben. Der gesamte Überblick soll in 2 bis 3 zeitlichen Folgen erscheinen.

Die Gliederung

1. Technische Literatur (Lehrbücher und sonstige Sachveröffentlichungen über Technik, Gefahren, Ausrüstung, Bekleidung, Verhalten und weiteres Hilfswissen)
2. Landschaftsbücher (Illustrierte Beschreibungen einzelner Berggebiete)
3. Alpine Geschichte (Entwicklungsgeschichte der Alpinistik und bergsteigerische Erschließungsgeschichte)
4. Expeditionsliteratur (Berichte bergsteigerischer Expeditionen, Kundfahrten und Einzelunternehmungen in außereuropäische Hochgebirge)
5. Bergerlebnisbücher und Autobiographien (Fahrtenberichte und Erlebnisschilderungen vorwiegend aus europäischen Gebirgen sowie biographische Erinnerungen)
6. Belletristik (Romane, Novellen, Erzählungen, Anekdoten, Lyrik usw.)

Die Anordnung

Auf die sachlich gegliederten Übersichten mit kurzen Buch-Charakteristiken folgen die bibliographischen Angaben. In den Bibliographien angeführte, aber im Textteil fehlende Titel konnten entweder nicht eingesehen werden oder liegen nur als Neuauflage vor. In einigen Fällen handelt es sich auch um unbedeutende Veröffentlichungen. Die Bücherverzeichnisse versuchen möglichst vollständig zu sein; einige Titel mögen trotzdem fehlen. Die Zitierweise und die Anordnung der einzelnen Titel folgt in einer vereinfachten Form der bei den wissenschaftlichen Bibliotheken üblichen Aufnahmeart.

**1945—1955: Tastender Neubeginn, Dokumentation großer Eroberungen
und biographischer Nachholbedarf**

Technische Literatur

Auch Zweckliteratur kann verschiedene Wege gehen. Das beweisen drei Lehrbücher, von denen eines den Praktiker, ein zweites den Ethiker und ein drittes den Literaten zum Verfasser hat. „Richtiges Bergsteigen“ lebt aus Eidenschinks reicher Praxis und Lehrerfahrung; für die Form der Darbietung hat der Verleger gesorgt. Nieberls Grundsätze und Grundweisheiten aus seinem „Klettern im Fels“ klingen heute noch genauso vertraut wie einst vor 40 Jahren. Das persönlich geschriebene und liebenswürdige Buch wurde zum Vermächtnis des großen alten Kaiserpapstes. „Meine Berge“ von Schmidkunz aber erweist sich für den aufmerksamen Betrachter als ebenso unterhaltsames wie tiefgründiges und stark getarntes Lehrbuch. Abalakovs „Grundlagen des Alpinismus“ sind als Zeugnis der sowjetrussischen alpinen Gebräuche besonders aufschlußreich.

Von Zsigmondy inspiriert hat Pause aus verschiedenen Beiträgen seine „Schule der Gefahr“ zusammengestellt. Zweifellos ist es ein lehrreiches und lesenswertes Instrument. Weniger im technischen als vielmehr im geistigen Sinne belehren wollte auch Hoek mit seinem kleinen Handbuch „Mit Ski und Schuh“. Er nahm dieses Thema zum Vorwand, um noch einmal seine blendenden Gedanken über den Alpinismus auszubreiten, um noch einmal aus seiner altersreifen Schau zu plaudern.

Der Gedanke, der dem Seilheft „Anwendung des Seiles“ der Sektion Bayernland zugrunde gelegen hat, scheint richtig gewesen zu sein. In 22 Auflagen wurde im Zuge der Entwicklung der alpinistischen Technik aus 2 Blättern ein halbes Bilderbuch und aus einem einfachen Taschen-Merkblatt ein Kompendium des Seilgebrauchs. Für angehende Jugendbergsteiger ist Gilardis flotte Einführung von echt Schweizer Zuschnitt „Mit Bergschuh, Seil und Pickel“ gedacht. Für die weniger lesefreudige Jugend hat der erfahrene Pädagoge Münch seine „Bergsteigerregeln“ zusammengestellt. Außerdem beschreibt der international anerkannte Fachmann Mariner „Das Bergseil und seine Verwendung“ für die Jugend. Anweisungen über die hochentwickelte Bergrettungstechnik stammen ebenfalls von Mariner („Neuzeitliche Bergrettungstechnik“) und vom Bergwacht-Arzt Rometsch. Aus dessen „Rettung aus Bergnot“ kann auch der Bergsteiger ohne Rettungsgerät für den Notfall Nutzen ziehen. Das dazu nötige Wissen über „Hilfeleistung bei Unfällen im Gebirge“ vermittelt für Ausbildung und Selbststudium Angerer. Das für den Winterbergsteiger so entscheidende Kapitel

„Praktische Schnee- und Lawinenkunde“ hat Handl präzise und komprimiert nach den neuesten Forschungsergebnissen bearbeitet.

Abalakow, V. M.: Die Grundlagen des Alpinismus. Ein Leitfaden des Bergsteigens. (Übers.: Helmut Schöner). — Leipzig: Bibliographisches Institut 1952. 209 S. mit Abb. und Taf. 8° = Sammlung „Volk und Buch“

Angerer, H.: Hilfeleistung bei Unfällen im Gebirge. — Innsbruck: Alpenverein 1950. 94 S., 24 Abb. 8°

Die Anwendung des Seiles. Hrsg. v. d. Alpenvereinssektion Bayerland. (Neubearb.: Franz Königler). 19.—22. neubearb. Aufl. — München: Rother 1951. 56 S. Skizzen. 8°

Bergsteigerkost. Moderne leistungsfähige Ernährung für Expeditionen, Bergsteiger und Skifahrer. Mit erprobten Rezepten. Mit Beitr. v. Ralph Bircher u. a. Hrsg.: E. Schwabe. — Zürich; Frankfurt a. M.: Bircher-Benner (1955). 56 S. 8° (Reformkost für Bergfahrten)

Eidenschink, O.: Richtiges Bergsteigen. Bergsteigen und seine Technik in Fels und Eis. Mit 50 Abb. — München: Bruckmann (1951). 224 S. 8°

Gilardi, S.: Mit Bergschuh, Seil und Pickel. Ein kleines Handbuch für junge Bergsteiger. (Zeichn. v. Hans Thöni). — Aarau: Sauerländer (1947). 116 S. 8°

Handl, L.: Praktische Schnee- und Lawinenkunde. Hrsg. v. Kuratorium d. Bundessportheimes u. d. Alpinen Forschungsstelle d. Universität Innsbruck in Obergurgl. (Mit Zeichn. im Text). — Innsbruck: Wagner (1955). 56 S. 8°

Hoek, H.: Mit Schuh und Ski. — München: Nymphenburger Verl. (1950). 197 S. 8°

Leibl, K.: Höhengwindel und Angst. — München, Med. Fakultät, Dissertation 1952.

Maduschka, L.: Neuzeitliche Felstechnik. Durchges. u. auf d. neuesten Stand gebracht von Fritz Schmitt. (Zeichn.: Martin Pfeffer. 4. Aufl.) — München: Rother (1950). 54 S. 8°

Maduschka, L.: Technik schwerster Eisfahrten. Bearb. v. Fritz Schmitt. (Zeichn.: Werner Eichberg u. Schmitt. 6.—8. Aufl.) — München: Rother (1951). 48 S., Abb. 8°

Maix, K.: Gehe zum Berg und komme wieder. Ein Leitfaden für Bergwanderer (Zeichn.: Ant. Marek. Phot. v. Böhringer u. a.) — (Wien: „Öffentliche Sicherheit“ (1954)). 29 S. = Öffentliche Sicherheit. Sonderpublikationen.

Mariner, W.: Das Bergseil und seine Verwendung. — München: Schmitt 1954. 47 S., 32 Abb. 8° = Lehrschriften f. d. Jugend d. DAV. H. 1.

Mariner, W.: Neuzeitliche Bergrettungstechnik. Ein Leitfaden für die Ausbildung des Bergrettungsmannes. — Innsbruck: Alpenverein 1949. 183 S., Abb. 8°

Muench, H.: Bergsteigerregeln für alpines Jugendwandern und Skilaufen. (Ill.: Claus Arnold). — Detmold: Dt. Jugendherbergswerk 1951. 48 S. 8°

Nieberl, F.: Das Klettern im Fels. (Zeichn.: Carl Moos; Holzschn.: Karl Fricker. 7. völlig neu bearb. Aufl.) — München: Rother (1951). 178 S., Abb. 8°

Paulcke, W.: Gefahrenbuch des Bergsteigers und Skiläufers für Bergfreunde im Sommer und Winter. Hrsg. v. Randi Hafner-Paulcke. (Abb.: Otto Brandhuber). Mit 74 Abb. Jubiläumsausg. — Stuttgart: Berliner Union (1953). 241 S. 8°

Rometsch, F.: Rettung aus Bergnot. — München: Schmitt (1948). 112 S. 8° = BW-Bücherei. Bd. 1. *Die Schule der Gefahr im Erlebnis des Bergsteigers.* Hrsg. v. W. Pausc. — München: Bruckmann (1952). 225 S.

Trenker, L. u. Schmidkunz, W.: Meine Berge. Ein Bergbuch mit 176 Bildern. Neue erw. Aufl. — Gütersloh: Bertelsmann (1951). 154 S. 8°

Zebhauser, H.: Zurechtfinden im Gelände mit Karte, Kompaß und Höhenmesser. — München: Rother o. J. 16 S., Abb. 8° = Die Bergkamerad-Bücher. Nr. 6. (Anspruchsvolle Einführung)

Landschaftsbücher

Wegen ihres geringen Umfangs und ihres etwas verborgenen Daseins werden die beiden Bergkamerad-Büchlein „Ostrachtal“ von Günther und „Allgäuer Höhenwege“ von Wehn häufig übersehen, obwohl der Neuling daraus Informationen beziehen kann. Das etwas umfangreichere Büchlein „Vorarlberg“ von Benesch umreißt die reichen touristischen Möglichkeiten des westlichsten österreichischen Bundeslandes. Das Zusammentreffen mit Schmid beim teils landeskundlich-kulturgeschichtlichen, teils bergsteigerischen aber jedenfalls sehr persönlichen „Rendez-vous in Zermatt“ wird

jeder Leser gerne wiederholen. Die klassischen Landschaftsbücher haben in etwas veränderter Form im Dachstein-Buch von Maix ihren Nachfolger gefunden; „Im Banne der Dachstein-Südwand“ steht hier der ganze Dachsteinstock und das Land ringsumher. Ein besonderes Interesse erregt Maix durch seinen Stil, sein Wissen und seine Erlebnisse. Das Bild der berühmt-berüchtigten Watzmann-Ostwand und ihrer bewegten, ja tragischen Geschichte zeichnet Schöner gekonnt in „Zweitausend Meter Fels“. „Im Lande der Dolomiten“ führt Pölzleitner seine Leser umher. Aus diesem Reisebuch kann man allerlei Kenntnisse beziehen; man wird auch Unterhaltung finden, aber keinesfalls ein echtes Landschaftsbuch. Auch Kiene lenkt mit dem Titel „Dolomiten“ die Vorstellung auf falsche Bahnen. Trotz der hervorragenden Zeichnungen von Zinner ersteht hier weniger ein Bild der Landschaft und ihrer Menschen, als vielmehr das eines reichen Bergsteigerlebens. Die Festschrift „Berchtesgadener Alpen“ der AVS Berchtesgaden enthält Abrisse über die örtliche alpine Geschichte und die Verkehrserschließung dieses Gebietes sowie eine sehr gute Regional-Bibliographie.

Allgäu. Landschaft und Menschen. Hrsg. v. J. Abt. (Holzschn. v. J. Lipp. 4. Aufl.) — München: Rother (1950) 135 S., Abb. 8°

Berchtesgadener Alpen. Berge, Erschließungsgeschichte, Schrifttum. Hrsg. v. Alpenverein aus Anlaß d. 75jährigen Gründungsjubiläums d. Sektion Berchtesgaden. Red. v. H. Schöner. — Berchtesgaden: Vonberthann (1950). 232 S., Abb. 8°

Benesch, E.: Vorarlberg. Ein Buch für Bergsteiger, Wanderer und Skiläufer. — Wien: Holzhausen (1950). 78 S., 16 Bl. Abb. 8°

Flaig, W.: Das Silvrettbuch. Volk und Gebirge über 3 Länder. Erinnerungen und Erkenntnisse eines Bergsteigers und Skitouristen. Mit über 70 Bildern u. Karten. (4. verm. u. verb. Aufl.) — Konstanz: Echo-Verlag 1954. 240 S. 8°

Fischer, H. und Schmitt, F.: Die Dolomiten. Neuaufl. gestaltet von Franz Grassler. (Mit 4 Kunstbeilagen, 64 Bildtafeln, 11 Zeichnungen, 8 Anstiegsskizzen, 1 Straßenkarte. 15.—19. Aufl.) — München: Rother (1953). 176 S. 4°

Günther, E.: Das Ostrachtal. Vom Ostrachtal zu 100 Bergen und zu 8 Höhenwegen. — München: Rother o. J. 16 S., Abb. u. Karren. 8° = Bergkamerad-Bücher. Nr. 1.

Kiene, H. u. Zinner, R.: Dolomiten. Ein Buch von Bergen, Menschen und Erlebnissen. — Wien: Verl. d. Österr. Bergsteigerzeitung (1952). 189 S. mit zahlr. Abb. 4°

Maix, K.: Im Banne der Dachstein-Südwand. Mit 42 Kunstdruckbildern. — Salzburg: Verl. „Das Bergland-Buch“ (1952). 341 S. 8°

Pölzleitner, J.: Im Lande der Dolomiten. Für Freunde Südtirols. Mit 84 Bildern, 1 Karte u. Beitr. v. Fritz Kasperek. — Salzburg: Verl. „Das Bergland-Buch“ (1950). 271 S. 8°

Rey, G.: Das Matterhorn. Übersetzt v. Otto Hauser. Bearb. u. erg. v. Franz Grassler. Mit 2 Beitr. v. Fritz Schmitt, 1 Farbbild, 32 Bildtafeln, 11 Zeichnungen im Text u. 1 Karte. 8 Zeichn. im Text v. Edoardo Robino. Neuaufl. — München: Rother (1955). 229 S., 16 Bl. Abb., 1 Taf. 8°

Schmid, W.: Rendez-vous in Zermatt. Mit Aufnahmen des Verfassers. — Bern: Hallwag (1949). 95 S., 12 Taf.

Schmitt, F.: Das Buch vom Wilden Kaiser. Mit 24 Kunstdrucktafeln. (Neuaufl.) — München: Pflaum; Salzburg: Verl. „Das Bergland-Buch“ (1953). 328 S., Zeichn., 1 Farbtaf., 6 Anstiegsbl. in Schlaufe. 8°

Schmitt, F.: Rund um den Wilden Kaiser. Land und Leute, Gipfel und Fahrten. Mit 36 Bildern, 1 farbigen Kunstbeilage u. Zeichnungen. (Neubearb. Aufl.) — München: Rother (1953). 64 S. mit 32 Taf. 8°

Schöner, H.: Zweitausend Meter Fels. Ein Watzmann-Ostwand-Buch. Mit 59 Kunstdruckten. — Salzburg: Verl. „Das Bergland-Buch“ (1948). 231 S. 8°

Toth-Sonns, W.: Utztal. Ein kleines Landschaftsbuch von den Utztaler Alpen. Mit 40 Bildern u. 1 Panorama. (4. Aufl.) — München: Rother (1952). 40 S., 32 Taf. 8°

Wagner, R.: Südtirol. Praktische Winke für den Bergsteiger und Wanderer. — München: Rother o. J. 28 S., Abb. 8° = Die Bergkamerad-Bücher. Nr. 10.

Wehn, O.: Die Allgäuer Höhenwege. Vom Heilbronner Weg zum Oberjoch. — München: Rother o. J. 16 S., Abb. 8° = Die Bergkamerad-Bücher. Nr. 7/8.

Zebhauser, H. u. M.: Das Tegernseer Tal. — München: Rother o. J. 16 S., Abb. 8° = Die Bergkamerad-Bücher. Nr. 14. (Geschichte, Landschaftscharakter, Tourenmöglichkeiten)

Alpine Geschichte

Ziaks gedrängter aber verlässlicher Streifzug durch die Entwicklung des Bergsteigens erinnert an die Kultur- oder, allgemeiner, an die Geschichtsbedingtheit dieser Erscheinung. Sein sachliches, freilich etwas sprödes Werk „Berg und Mensch“ sollte jeder Alpenfreund gelesen haben. Dieser Ausflug entbehrt weder der komischen noch der tragischen Momente. Der Amerikaner Ullmann strapaziert leider das Privileg künstlerischer Freiheit. So ist sein gut geschriebenes Buch „Im Kampf um die Berge der Welt“ in erster Linie als Roman zu werten. Försters sehr journalistische Produktionen dienen der Belehrung einer weniger alpinen als ostzonalen Leserschaft. Irving hat seinem „Werden und Wandlungen des Bergsteigens“ viel Geist und auch Herz mitgegeben. Es steckt voller Erlebnisse, voller Gedanken; es ist eine wahre Zitatengrube. Als alpine Geschichte ist es indessen schwierig zu verwenden. Den Beitrag, den der DuOeAV für die Entwicklung des Alpinismus und die Erschließung der Alpen geleistet hat, spiegelt der nüchterne Rechenschaftsbericht „Der alpine Gedanke in Deutschland“. Seine Zahlen, Tabellen und Statistiken bilden Quellenmaterial. Allerdings sollte man nicht übersehen, daß das Bändchen seinerzeit aus einer besonderen Gesichtssituation entstanden ist. Eine berufene Bilanz über „Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935—1945“ zieht Klebelsberg. Die mit dem Alpenverein untrennbar verbundene Entwicklung des Jugendbergsteigens stellt ihr Pionier Enzensperger in „Von Jugendwandern und Bergsteigertum“ dar.

Die Erschließung der Schweizer Alpen findet in Senger ihren modernen Chronisten. Der Hauptwert seines Buches „Wie die Schweizer Alpen erobert wurden“ liegt in der monographischen Zusammenstellung. Literarisch anspruchsvoll erzählt Lunz in „Die Schweiz und die Engländer“ vom geistigen Verhältnis Englands zur Schweiz, von den künstlerischen Beziehungen und, zum geringeren Teil, auch von den alpin-touristischen Wechselwirkungen. Nach zeitgemäßen Begriffen könnte sich Kühlkens „Weltalte Majestät“ als „Roman des Großvenedigers“ bezeichnen; der Untertitel lautet hingegen bescheiden: Ein romantischer Tatsachenbericht. Die romanhafte Handlung wurde mit tiefem Verständnis für die romantische Kindheit des Alpinismus und mit großer Liebe zu den Persönlichkeit der frühen Bergsteigerei gestaltet. Im übrigen fußt das Buch auf dem gleichen sorgfältigen Quellenstudium wie Kühlkens „Glockner-Buch“. Auch in diesem zweiten Werk entsteht ein farbkräftiges, ausführliches Bild des Großglockners und seiner Geschichte. Einer modernen berühmt-berüchtigten Nordwand ist ein weiteres Buch gewidmet. Als entscheidender Akteur bei der Bezwingung der Eiger-Nordwand beschreibt Heckmair die Lösung der „Drei letzten Probleme der Alpen“, die mittlerweile freilich nicht die letzten geblieben sind.

Eine ungeheuerere Arbeit, außergewöhnliche Kenntnisse und ein kritisch wertender Verstand zeichnen Dyhrenfurths „Zum dritten Pol“ aus. Man findet in diesem Werk die hieb- und stichfeste topographische Beschreibung eines jeden Achttausenders, die Besteigungen einschließlich der Versuche sowie einen, in seiner präzisen Sachlichkeit reizvollen Stil. Das Werk ist inzwischen zum Muster alpinistischer Gebietschronik geworden. Ein gleiches gilt sinngemäß für das „Buch vom Nanga Parbat“ und das „Buch vom Kantsch“. Dyhrenfurth bleibt in allen seinen Werken der wissenschaftlich-exakte, aber geschickte Chronist und Kompilator. Die Bergsteigerliteratur kann deswegen ruhigen Gewissens auf Werners „Nanga Parbat“ verzichten. Aus der Sicht des Gebietskenners und bergsteigerischen Leiters vieler Himalaya-Expeditionen schildert Bauer in seinem „Ringern um den Nanga Parbat“ die Besteigungsgeschichte dieses Berges. Bei

Murray ergeben ein nüchterner Stil und ein nüchternes Thema trotzdem ein durchaus lesenswertes „Buch vom Everest“. Wiessners „K 2“ bringt eine interessante Zusammenstellung, worin manch neues zur Expeditionsgeschichte zu finden ist. Kopps „50 Jahre Kampf um den Aconcagua“ sollte vor allem als deutscher Gruß aus einem exotischen Lande gewertet werden.

Bauer, P.: Das Ringen um den Nanga Parbat 1856—1953. Hundert Jahre bergsteigerischer Geschichte. — München: Südd. Verl. (1953). 237 S., 92 Abb., 3 Karten. 8°

Csillag, E.: Gipfelstürmer. Buch der Erstbesteigungen. Ill. v. Hedy Meiner. — Frankfurt a. M., Wien: Humboldt Verl. (1954). 192 S. 8° = Humboldt-Taschenbücher (Unzuverlässige Sensationsliteratur).

Dybrenfurth, G. O.: Das Buch vom Kantsch. Die Geschichte seiner Besteigung. Mit 18 Photos u. 2 Übersichtskarten. — München: Nymphenburger Verlagshdlg (1955). 189 S. 8°

Dybrenfurth, G. O.: Das Buch vom Nanga Parbat. Die Geschichte seiner Besteigung 1895—1953. Mit 13 Photos u. 2 Übersichtskarten. — München: Nymphenburger Verlagshdlg. (1954). 197 S. 8°

Dybrenburth, G. O.: Zum dritten Pol. Die Achttausender der Erde. Mit Beitr. v. Erwin Schneider. (Mit 34 Vollbildern, 5 doppelseitigen u. 8 halbseitigen Bildern, 2 Zeichnungen, 2 Profilen u. 8 Karten. Nebst Nachtrag). — München: Nymphenburger Verlagshdlg. (1952). 285 S. 8°

Egger, K.: Pioniere der Alpen. 30 Lebensbilder der großen Schweizer Bergführer von Melchior Anderegg bis Franz Lochmatter. 1827—1933. (Hrsg. v. d. Schweizer Stiftung für Alpine Forschungen mit Unterstützung d. Schweizer. Landesverb. f. Leibesübungen). — Zürich: Amstutz u. Herdegg (1946). 371 S., zahlr. Portr. 8°

Enzensperger, E.: Von Jugendwandern und Bergsteigertum. Eine Geschichte des Bayerischen Jugendherbergswerkes. (Textill. v. Max Throll). — München: Dt. Jugendherbergswerk, Landesverband Bayern (1951). 254 S. mit Abb.

Förster, H. A.: Bezwingen der Titanen. Im Kampf um die Berge der Welt. — Leipzig: Volk u. Buch Verl. (1949). 127 S., Tafeln, Zeichnungen. quer-4°

Förster, H. A.: Bis zum Gipfel der Welt. Vom Montblanc bis zum Mount Everest. — Leipzig: Brockhaus 1953. 271 S., 17 Bl. Abb. 8° = Sammlung Volk und Buch.

Der alpine Gedanke in Deutschland. Werdegang und Leistung 1869—1949. Hrsg. v. Beirat d. Alpenvereins-Beratungsstelle Stuttgart. Mit 22 Abb. — München: Bruckmann (1950). 78 S.

Grassler, F.: Der Kampf um die Achttausender. — München: Rother o. J. 16 S., Abb. 8° = Bergkamerad-Bücher. Nr. 11.

Grassler, F.: Schwierigkeitsbewertung und Schwierigkeitsgrade im Wandel der Zeiten. — München: Rother o. J. 16 S. 8° = Die Bergkamerad-Bücher. Nr. 2. (Interessante Spezialuntersuchung)

Irving, R. L. G.: Werden und Wandlungen des Bergsteigens. Übers.: Paul Kaltenecker. Mit 21 Bildtafeln, 7 Zeichnungen und Kartenskizzen. — Wien: Holzhausen 1949. XV, 343 S. 4°

Heckmair, A.: Die 3 letzten Probleme der Alpen. Matterhorn-Nordwand, Grandes Jorasses-Nordwand, Eiger-Nordwand. Mit 59 Abbildungen u. 1 Karte. — München: Bruckmann (1949). 80 S. 8°

Kleibelsberg, R. von: Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935—45. — Innsbruck: Wagner 1952. 51 S. 4°

Koegel, L.: Berggiganten. Die Eroberung der höchsten Gipfel der Welt. — Murnau, München (usw.): Lux 1955. 79 S., Abb. 8° = Orion-Bücher. Bd. 85.

Koll, J.: In Firn und Fels. Kampf um die Berge der Welt. — Reutlingen: Ensslin u. Laiblin (1953). 80 S. 8° = Kleine Ensslin-Bücher. 37 (Jugendbuch).

Kopp, T.: 50 Jahre Kampf um den Aconcagua 1897—1947. Mit 11 ganzseitigen Lichtbildern u. 1 Karte. Geleitwort v. F. Reichert. 2. Aufl. — Buenos Aires: „El Buen Libro“ (um 1948). 295 S. 8°

Kühlken, O.: Das Glockner-Buch. Der Großglockner im Spiegel des Alpinismus. Mit 9 Reproduktionen nach zeitgenössischen Stichen sowie 39 Lichtbildern d. Verf., 2 doppelseitige graphische Darstellungen des Glocknermassivs u. 12 Federzeichnungen im Text. — Salzburg: Verl. „Das Bergland-Buch“ (1951). 307 S. 8°

Kühlken, O.: Weltalte Majestät. Paul Rohreggers Ringen um die Ersteigung des Großvenedigers. Ein romantischer Tatsachenbericht. Mit 54 Kunstdruckbildern u. 14 Federzeichnungen nach zeitgenössischen Originalen. — Salzburg: Verl. „Das Bergland-Buch“ (1950). 311 S., 1 Karte, 1 Portr. 8°

Link, U.: Mount Everest. Der Kampf um den Gipfel der Welt. Mit 20 Bildern u. 2 Übersichtskarten. (2. Aufl.) — München: Rother (1953). 40 S. 8° (Zeitliteratur)

Link, U.: Nanga Parbat. Berg des Schicksals im Himalaya. Mit 24 Bildern, 2 Übersichtskarten u. 2 Kartenskizzen. — München: Rother (1953). 52 S. 8° (Zeitliteratur)

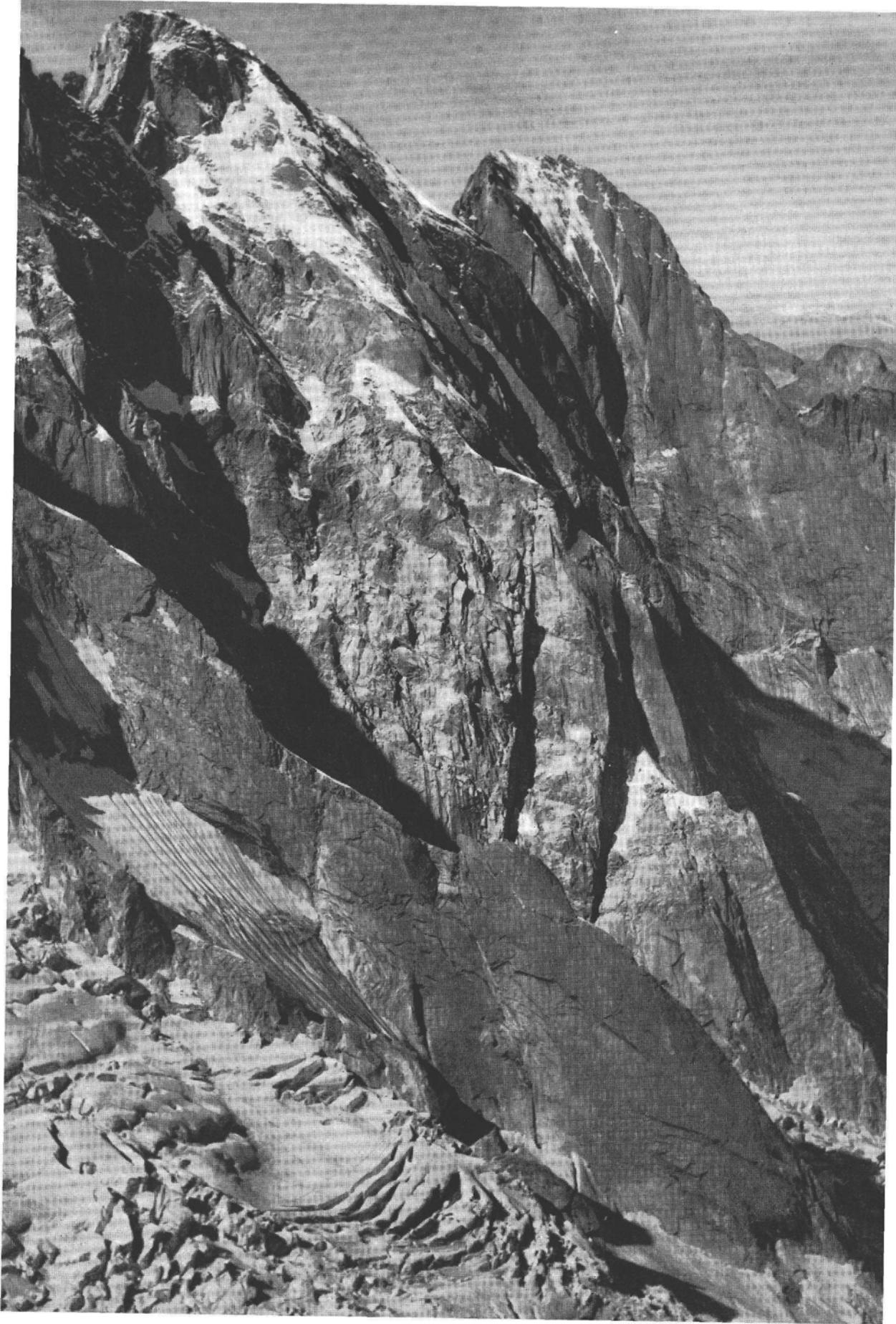
- Lunn, A.: Die Schweiz und die Engländer. (Dt. v. Franz Fein). — Zürich: Amstutz u. Herdegg o. J. 345 S. 8°
- Murray, W. H.: Das Buch vom Everest (Aus d. Engl. v. Willy Rickmer Rickmers). Die Geschichte seiner Besteigung 1921—1953. Mit 17 Photos u. 5 Übersichtskarten. — München: Nymphenburger Verlagshdlg. (1953). 212 S. 8°
- Roth, E.: Tod und Sieg am Matterhorn. — Hannover: Nannen (1949). 31 S. 8° — Die bunten Hefte. Nr. 8. (Jugendliteratur).
- Senger, M.: Wie die Schweizer Alpen erobert wurden. Mit Abbildungen. — Zürich: Büchergilde Gutenberg (1945).
- Skuhra, R.: Sturm auf die Throne der Götter. Himalaya-Expeditionen 1921—1953. — Frankfurt a. M.: Büchergilde Gutenberg 1954. 242 S., 32 Abb. (Weitergeführte Neuauflage).
- Steinberger, W. L.: Der Montblanc. Bilder aus der Geschichte des Weissen Berges. — München: Rother o. J. 16 S., Abb., Karten. 8° = Die Bergkamerad-Bücher. Nr. 3. (Kurzer unterhaltender Abriß).
- Stiastny, G.: Mathias Zdarsky als Schriftsteller. — Graz: Diss. d. Phil. Fakultät 1946.
- Trenker, L.: Helden der Berge. Erzählungen. — Wien: Wiener Verl. (1949). 410 S. 8° (Historisch nicht zuverlässige Neuauflage).
- Ullmann, J. R.: Im Kampf um die Berge der Welt. (Übertr.: Edgar Wallberg). Der Roman der Bergsteigerei. — Stuttgart: Hatje 1951. 247 S. 21 Taf. 8°
- Wiessner, F.: K 2. Tragödie und Sieg am zweithöchsten Berg der Erde. Mit e. einf. Teil. u. e. Kapitel über die Erstbesteigung des K 2 v. Franz Grassler sowie 19 Lichtbildern u. 2 Kartenskizzen. — München: Rother (1955). 54 S., 16 Taf. 8°
- Werner, A.: Weg und Ziel Nanga Parbat 1895—1953. Nach einem Manuskript von Bergführer Hans Reischel völlig neu bearbeitet. — Wien: Verl. m. Jugend u. Volk (1954). 173 S., 15 Tafeln, Karten. 8°
- Ziak, K.: Berg und Mensch. Eine kleine Weltgeschichte des Alpinismus. — Wien: (Selbstverl.) 1949. 132 S., Abb. 8°

Expeditionsliteratur

Die Schweizer Berichte fielen nach Kriegsende durch ihre friedliche Unbekümmertheit und ihre hervorragende Ausstattung auf. Das einzige deutsche Werk dieser Zeit, Schmidts „Eisgipfel unter Tropensonne“, beeindruckte bezeichnenderweise durch sein starkes persönliches Bekenntnis zum Abenteuer bergsteigerischer Expeditionen sowie durch mäßige Ausstattung. „Im Garten der göttlichen Nanda“, von Jonas, das erste österreichische Buch dieser Gattung hingegen wirkt sachlich, nüchtern — und besser ausgestattet.

1952 begann dann der große Himalaya-Boom, der ein wenig an den Rush nach dem Goldenen Westen erinnert. Herzogs interessanter Bericht „Annapurna“ über die Besteigung des ersten Achttausenders eröffnet die Reihe. Es wurde, genauso wie Hunts kühles und klar-durchsichtiges Protokoll eines Expeditions-Strategen über die Eroberung des „Mount Everest“, ein Erfolg. Malarctics unbedeutendes „Sherpa Tensings Sieg am Everest“ segelt im Schatten des großen Bergsteigererfolgs. Dem Herrligkofferschen Expeditionsbericht „Nanga Parbat“ warf man seinerzeit eine zweckgefärbte Darstellung vor; zweifellos liefern Bauer und Dyhrenfurth korrektere Beschreibungen dieser Besteigung. Der „Broad-Peak“-Bericht von Herrligkoffer ist sicher ein sachlicheres Dokument.

Sachlich, anschaulich und flüssig lesbar sollte die Zweckliteratur Expeditionsbericht in jedem Falle sein. Jonas „Ho Pasang“, Prerowski und Wlasaks „Irrah, irrah!“ sowie Waschaks Bericht über das tragische Ende von Kasperek, „Schatten über den Kordillern“, genügen diesen Mindestansprüchen. Daß man mit Expeditionsbüchern





freilich auch mehr als Sach-Informationen bieten kann, beweist Tichy. Plaudernd oder spannend, anekdotenhaft mit Einzelerlebnissen gespickt, fesselt er auch Leser, die sich kaum für das alpine Geschehen interessieren. Dabei ist sein „Cho oyu“ ein in seiner Selbstbeobachtung und Ehrlichkeit überzeugendes Bergerlebnisbuch. Auch Noyce gelingt es, den Leser mit seinem „Großen Abenteuer“ zu packen, mit diesem typisch englischen, persönlichkeitsstarken Gewebe aus Gedanken, Notizen und Eindrücken. Und ebenso Eichelberg mit seiner frechen, geistreich skizzierten Expeditions-Impression „Dza, dza“. Den deutlichsten Beweis aber tritt das viel zu wenig bekannte Gemeinschaftswerk „Vilcanota“ von Steinmetz, März und Wellenkamp an. Dieses Buch ist ein Dokument einer damals jungen Bergsteigergeneration, wie einst Maduschkas Schriften, freilich salopper, weniger philosophisch und mehr skizzenhaft.

Bauer, P.: Kampf um den Himalaya. Mit 4 Karten- u. 19 Bild-Skizzen. — Donauwörth: Verl. Cassianeum (1949). 73 S. 8° (Jugendbuch).

Eichelberg, M.: Dza, dza — dem Himalaya zu. Dhaulagiri-Expedition 1953 des Akadem. Alpenklubs Zürich. Mit Zeichnungen d. Verf. — Zürich: Verl. d. Arche (1953) 72 S. 8°

Hansen, U.: Bezwingen des Kibo. Die Erstbesteigung des Kilimandscharo d. Hans Meyer u. Ludwig Purtscheller i. J. 1889. — Neuwied/Bonn: Strüder u. Ulrich o. J. 32 S. 8°

Herrligkoffer, K. M.: Deutsche am Broad Peak, 8047 m. Durch Pakistan zur Wunderwelt des Himalaya. Mit 24 Abb. u. 1 Übersichtskarte. — München: Lehmann (1955). 164 S. 8° = Deutsches Institut f. Auslandsforschung. Buchreihe. Bd. 3.

Herrligkoffer, K. M.: Nanga Parbat 1953. Mit 84 Abb. und 9 Vierfarbtafeln. — München: Lehmann 1954. XVI, 192 S. 8°

Herrligkoffer, K. M. u. Merkl, W.: Nanga Parbat. Willy Merkl's Himalaya-Expeditionen 1932 u. 1934. — Hankensbüttel/Han.: „Für-Euch-Bücherei“ Verlagsges. 1953. 32 S. 8° (Jugendbuch)

Herzog, M.: Annapurna. Erster Achttausender. Mit einem Vorwort v. Lucien Devies. 58 Bilder und Zeichnungen, 8 Farbtaf., 2 Landkarten. — Wien: Ullstein (1952). 316 S. 8°

Hunt, J.: Mount Everest. Kampf und Sieg. 8 Farbbilder, 71 Schwarzbilder, 22 Zeichnungen, 4 Karten. — Wien: Ullstein (1954). 314 S. 8°

Jonas, R.: Im Garten der göttlichen Nanda. Bergfahrten im Garhwal-Himalaya. Mit einem Geleitwort d. OAK., 4 Farbtaf., 89 Lichtbilder u. 3 Kartenskizzen. — Wien: Seidel (1948). 167 S. 8°

Jonas, R.: Fahrten in Island. Mit einem Beitrag v. Franz Nusser. 84 Abb. u. 2 Karten. — Wien: Seidel 1948. 197 S. 8°

Jonas, R.: Ho, Pasang! Österreichische Bergsteiger in Westnepal. Unter Mitarbeit der Expeditionsteilnehmer. — Wien, Frankfurt, Zürich: Europa Verl. 1954. 172 S., Abb., 2 Kartenskizzen. 8°

Kinzl, H. u. Schneider, E.: Cordillera Blanca, Peru. Mit 119 Bildern in Kupfertiefdruck nach Aufnahmen d. Anden-Expeditionen d. Alpenvereins u. mit 1 Übersichtskarte 1:200 000. — Innsbruck: Wagner (1950). 47 S., 119 Taf. 4° (Vorwiegend Bildband).

März, F., Steinmetz, H. und Wellenkamp, J.: Vilcanota. Bilder von einer Kordillere-Rundfahrt. — Stuttgart: Belser (1955). 104 S. 4°

Kurz, M.: Fremde Berge, ferne Ziele. — Bern: Verbandsdruckerei 1949 = Berge der Welt. Bd. 3.

Malartic, Y.: Sherpa Tensings Sieg am Everest. — Hamburg: Hoffmann u. Campe 1954. 308 S., Taf. 8°

Noyce, W.: Das größte Abenteuer meines Lebens — Triumph am Everest. Mit 25 Kunstdruckbildern u. 5 Karten. — Wien: Ullstein u. Zsolnay 1954. 380 S. 8°

Prerowsky, G. u. Wlasak, K.: Irrah! Irrah! Österreichische Bergsteiger fahren zum Hohen Atlas. — Wien: Waldheim-Eberle (1952). 183 S., Abb. 8°

Roch, A.: Karakorum-Himalaya. Bezwingung von Siebentausendern. Vorwort v. Marcel Kurz. Mit 3 Schwarzweiß-Karten im Text, 1 farbig. Tafel u. 35 Fotografien. — Zürich: Rascher 1947. 176 S. 8°

Satulowski: Auf den Gletschern und Gipfeln Mittelasiens. Übers.: H. Schöner. — Leipzig: Bibliographisches Institut 1953. 400 S., 15 Bl. Abb., 2 Karten. 8° = Sammlung Volk und Buch.

◀ *Bondascatal von Soglio aus: Sciora di Fuori, Punta Pioda, Ago di Sciora, Sciora Dadent, Rücken des oberen Bondasca-Gletschers, anschließend einer der Pizzi Gemelli, dann der Cengalo (von links). (Foto: C. Stiebler)*

- Schmid, K.*: Eisgipfel unter Tropensonne. Bergfahrten u. Reiseerlebnisse in Peru. — Alfeld: Alfvaterl. (1951). 215 S. 8°
- Schweizer im Himalaya*. Hrsg. v. d. Schweizerischen Stiftung für Außer-alpine Forschungen. Mit einem Geleitwort v. R. Schöpfer. 2. Aufl. — Zürich: Amstutz u. Herdegg 1940. 152 S. 8°
- Thuer, H. u. Hanke, H.*: Sieg über den Everest. Mit 16 Bildtafeln u. 4 Karten. — München, Wien: Andermann (1953). 64 S. 8° = Abenteuer unserer Zeit. (Jugendbuch).
- Thuer, H. u. Hanke, H.*: Sieg am Nanga Parbat. Mit 16 Bildtafeln u. vielen Zeichnungen. — München, Wien: Andermann (1954). 126 S. 8° = Die Andermann-Bücher. (Jugendbuch).
- Tichy, H.*: Cho Oyu. Gnade der Götter. 4 Farbttafeln, 39 Bilder, 2 Kartenskizzen. — Wien: Ullstein (1955). 241 S. 8°
- Tichy, H.*: Land der namenlosen Berge. Erste Durchquerung Westnepals. 4 Farbttafeln, 29 Abb., 4 Kartenskizzen. — Wien: Ullstein (1954). 221 S. 8°
- Waschak, E.*: Schatten über den Cordilleren. Peru, von den Urwäldern des Amazonas bis hinauf in die eisige Wildnis der Cordillera-Sechstausender. Mit 8 farbigen u. 64 Kunst-druck-Tafeln. Vorwort von Heinrich Harrer. Augenzeugenbericht über Fritz Kaspareks letzte Bergfahrt. — Salzburg, Stuttgart: Verl. „Das Bergland-Buch“ (1956). 159 S. 8°

Bergerlebnisbücher

Die charakteristische Erscheinungsform der Bergsteigerliteratur ist das Bergerlebnisbuch. Oft geschmäht und angegriffen dokumentiert es unbestechlich die geistige Entwicklung des Alpinismus. Und es verdeutlicht die Breite der Beziehungsskala Mensch und Berg.

Mitten im Trubel des damaligen alpinen Geschehens steht „Westwand der Drus“. Magnone hat sein Unternehmen treffend als erste Vertikal-Expedition bezeichnet. Dieses außergewöhnliche Unternehmen hat ein ungewöhnliches Buch hervorgebracht: Man fühlt die extreme Grenzsituation des harten Unternehmens und spürt blutvolle, unpathetisch handelnde Menschen. In „8000 drüber und drunter“ greift Buhl weiter in die Erinnerung zurück; aber der Leser vermeint, den Erzähler selbst zu hören. Der Bericht über den Alleingang zum Gipfel des Nanga Parbat packt als ein Zeugnis menschlicher Existenz in äußersten Höhen. „Sterne und Stürme“ erinnert an Saint-Exupéry. Rébuffat sucht das Abenteuer der schwersten Fahrten, das Erlebnis der Freundschaft und der hohen Sternennächte, um den Strom des Lebens voll zu spüren. Der literarische Ertrag dieses Erlebens klingt für uns Deutsche eigenartig fremd: so wenig laut und so wenig betont individualistisch. Er ist viel weniger der Landschaft und dem Lebensraum verbunden als dem Menschlichen. Benuzzis „Flucht ins Abenteuer“, seine Flucht aus dem eintönig-sinnlosen Gefangenendasein, ist ein überzeugender Schritt aus einer menschlich besonderen Situation; Parallelen zur Lage des Bergsteigers in der heutigen Gesellschaft und seiner Flucht ins Abenteuer lassen sich unschwer ziehen. In seinem „Kleiner Mensch auf großen Bergen“ und „Wilde Gesellen vom Sturmwind umweht“ versucht Lukan aus der Situationskomik des Bergsteigerlebens kleine Geschichten zu formen; das Ergebnis: Unterhaltsam amüsante Fahrtenbeschreibungen, ein treffendes Bild der extremen Bergsteigerei — ohne tendenziöse Maske. „Klippen und Klüfte“ von Weiss gehören oberflächlich betrachtet zu den Kabinettsstücken alpiner Stilistik. Ihr tieferer Wert liegt in den feinen psychologischen Studien alpinistischen Tuns, im Abfühlen des zwischenmenschlichen Bereichs.

Abstand, Reife und oftmals eine gewisse Verklärtheit können den Reiz des Erinnerungsbuches bilden. Dabei muß der Verfasser nicht unbedingt am Lebensabend stehen; oft ist es eine Betrachtung nach der Vollendung eines bestimmten Lebensabschnitts. Wie man eben an markanten Punkten Rast hält und auf den Weg zurückschaut. Einige

wenige Verfasser schreiben auch aus dem Drang des Schaffens und Gestaltens heraus. Goldenes Abendleuchten verkörpert Langls Jugendland. In einer fast gläsernen Schlichtheit erstehen seine klassischen Fahrten und Gefährten „Aus den Sextner Dolomiten“. Sinekss „Bergfahrten“ entstammen mehreren Lebensabschnitten. Die verschiedene Art seiner Schilderungen zeichnet ehrlich die Entwicklung nach, die ein guter Bergsteiger seiner Generation durchlaufen hat. In „Lockender Fels, leuchtender Firn“ glüht hinter Gretschmanns klarem Stil verhalten die Begeisterung. Aus seinem Bergführer-Alltag „Zwischen Himmel und Tal“ trägt Lechner die spannendsten Kapitel gar nicht alltäglicher Abenteuer zusammen. Manche wundersamen Erlebnisse stimmen dabei nachdenklich. Frau Dabelsteins romantisch-pathetische Sprache enthüllt ihr empfindsames Verhältnis zu „Wänden und Graten“. Hofmann-Montanus hingegen erscheint altösterreichischer Erzählertradition verpflichtet. Eine leise Schwermut durchwebt seine „Berge einer Jugend“. Auch Pauses Buch „Mit glücklichen Augen“ ist in der Tonart des Verzichts gesetzt. Seine tiefempfundenen Bilder malen ein Traumland, das sich die Erinnerung geschaffen hat.

„Glückliche Tage“ erlebt Schmid auf hohen Bergen. Seine gar nicht teutonisch-romantischen Augen finden untrüglich aus jeder Situation den humoristischen Kern heraus. Nein, keine schallende Lustigkeit! Sein Humor äußert sich in einem Schmunzeln. Er ist fein und eher ein wenig anspruchsvoll, wie auch seine Sprache, die das Einfache, das Wahrhaftige liebt. Graber dagegen schreibt einen ausdrucksvollen, verdichteten Stil. Er vermag zu formen, zu gestalten. Seine Sprache ist voll eigener Schönheit und Tiefe. Den Titel „Melodie der Berge“ hat er mit Bedacht gewählt. In diesem Band und auch in seinem späteren „Ihr Berge strahlend unvergänglich“ stößt er an die Grenzen vor, die der als Erzählung gestalteten Erlebnisschilderung gesteckt sind. Einer dichterischen Sprache bedient sich auch Lunn. Aber das Gewicht seines Werkes „Ich gedenke der Berge“ liegt ebenso sehr im gedanklichen Gehalt, wie in den glänzenden Erinnerungen. Oft fliegen seine Gedanken wie große dunkle Vögel in ein Reich jenseits des Verstandes. Lunnss „Geliebte Berge“ erscheinen als ein unvergleichlicher Abgesang.

Manche Erlebnissbücher könnte man alpine Selbstbiographien nennen. Die Bezeichnung „alpine Lebensbilanz“ trüfe gut deren Sinn. Zu diesen Büchern gehören die Lebensgeschichten „Ruf der Berge“ des bergbegeisterten österreichischen Geistlichen Wildenauer und Domeniggs „Bergsteigerleben“ als Dokument einer vergangenen alpinen Zeit. Es gehören dazu Grosses überschwengliche naturliebe Fahrtenschilderungen mit dem irreführenden Titel „Frauen auf Ballon- und Bergfahrten“ und die spröde Leistungsdokumentation „Aus meinem Bergerleben“ von Pfann. Oder auch die leistungswerten typisch englischen Erlebnisse von Longstaff „Ein Alpinist in aller Welt“. Die herbe Lebensbilanz eines großen Bergführers der neueren Zeit, das „Leben am Berg“ von Wechs, findet hier seinen Platz als Zeugnis eines tätigen Ringens um eine bergsteigerische Lebensdeutung. Vögeli selbst reiht sein Buch „Bergsteigerleben“ hier durch den Titel an. Das Werk erinnert etwas an Kugy.

Einige Bergsteigerbücher fallen durch ihren besonderen Charakter aus dem oben umrissenen Rahmen. So stellt Schmitt in „Wir und die Berge“ aus Fahrtenberichten einen Erlebnisquerschnitt zusammen durch die Generation der Bergvagabunden, der Romantiker der Lagerfeuer und Sternennächte, der roten Halstücher und zerrissenen Hosen. Winterfahrten ohne Sentimentalität, hält Brunnhuber mit seinen Fahrtenberichten „Wände im Winter“ fest. Nebenbei findet man in dem Buch auch einiges über Geschichte und Technik des Winterbergsteigens. Bergfahrten mit abenteuerfroher Jugend berichtet Pauli in „Jugend am Berg“ und Loven in „Ruf der Höhen“.

Cysarz's absonderliches Alpenbuch „Berge über uns“ enthält weniger Fahrten-schilderung im üblichen Sinn als erlebnisbestimmte Gedanken über Wesen und Wert des Alpinismus. Es ist leider nur schwer zu verstehen.

Bauernebel, H.: Vom Glück, das uns die Berge schenken. Erinnerungsbilder aus 50 Wanderjahren. — Wien: Europäischer Verlag (1952). 136 S., 41 Abb. 8° (Bescheidene Fahrten-schilderungen).

Benuzzi, F.: Flucht ins Abenteuer. 3 Kriegsgefangene besteigen den Mount Kenya. Mit 1 Tafel u. 12 Kunstdrucktafeln. — Stuttgart: Günther (1953). 292 S. 8°

Borde, J.: Berge und Schnee. Mit 22 Bildern. 1. Aufl. Achtung Lawine! Ratschläge und Hilfsmittel. Mit Zeichnungen u. Bildern. 8. verb. Aufl. — Zürich: Selbstverl. (1952). 72 S. 8° (Enthält einige sympathische Fahrten-schilderungen).

Brunnhuber, S.: Wände im Winter. — München: Rother (1951). 134 S., 48 Taf. 8°

Bucherer, M.: (Meine) Bergfahrten. — Porto-Ronco: Bucherer (1946). 48 S. 8°

Buhl, H.: Achtausend drüber und drunter. — München: Nymphenburger Verlagshandlg. (1954). 346 S., zahlr. Taf. 8°

Cysarz, H.: Berge über uns. Ein kleines Alpenbuch. 11 Bildtaf. 5. neugest. u. erw. Aufl. — Wien: Bergland Verl. (1949). 102 S. 8°

Dabelstein, E.: Wände und Grate. Mit 40 Kunstdruckbildern. — Salzburg: Verl. „Das Bergland-Buch“ (1949). 139 S. 8°

Domenigg, K.: Ein Bergsteigerleben. Einer von der „Gilde zum groben Kletterschuh“. Mit einem Vorwort v. Hans Hofmann-Montanus. — Wien: Verl. „Österr. Bergsteiger-Zeitung“ (1949). 348 S. 8°

Ertl, H.: Bergvagabunden. Hrsg. v. Walter Schmidkunz. 4. Aufl. — München: Nymphenburger Verlagshdlg. (1952). 263 S., Taf. 8°

Frohsein, Sonne und die schöne weite Welt. Junge Menschen aus vieler Herren Länder ... auf Fahrten und Abenteuer in Europa, Afrika und Asien. Ein Buch unvergesslicher Erlebnisse. Zsgef. v. R. Jonas. Mit 4 Farbtafeln, 80 Bildern u. 6 Kartenskizzen. — Wien: Seidel (1949). 197 S. 8°

Gorter, W.: Wir vom Bergfilm. Mit 16 Lichtbildern v. Gerhard Klammert u. a. — München: Rother (1951). 48 S. 8° (Bergfilmerlebnisse).

Graber, A.: Ihr Berge strahlend unvergänglich. Mit 16 Bildtafeln. — Zürich: Füssli (1952). 192 S. 8°

Graber, A.: Melodie der Berge. Mit 16 Bildtafeln. — Zürich: Füssli (1948). 212 S. 8°

Gretschmann, E.: Lockender Fels, leuchtender Firn. Mit 16 Abb. — München: Bruckmann (1950). 239 S. 8°

Grosse, M.: Frauen auf Ballon- und Bergfahrten. Ein Lebensbuch. — Wien: Verl. „Österr. Bergsteiger-Zeitung“ (1951). 323 S., 3 Taf. 8°

Hernaus, F.: Heitere und ernste Bergerlebnisse. — Wolfsberg (um 1952: Ploetz u. Theiss). 87 S. 8°

Hoek, H.: Wege und Weggenossen. 6., vom Verf. noch durchges. u. eingeleitete Aufl. — München: Rother (1952). 208 S. 8°

Hofmann-Montanus, H.: Berge einer Jugend. — Wien: Verl. „Österr. Bergsteiger-Zeitung“ (1948). 202 S. 8°

Hübel, P.: Führerlose Gipfelfahrten. Mit 16 Bildern. 14.—18. Tsd. — München: Nymphenburger Verlagshdlg. (1949). 342 S. 8°

Kaspar, J.: In Fels und Firn. Bergfahrten in aller Welt. — Wien: Österr. Buch-Gem. (1949). 181 S., Abb. 8°

Kasperek, F.: Vom Peilstein zur Eiger-Nordwand. Erlebnisse eines Bergsteigers. Mit 86 Bildern, einer Skizze d. Eiger-Nordwand. Erw. u. umgearb. Neuausg. v. Kasperek: Ein Bergsteigerleben. — Salzburg: Verl. „Das Bergland-Buch“ (1951). 283 S., 44 Bl. Abb. 8°

Kugy, J.: Aus dem Leben eines Bergsteigers. 6. Aufl. — München: Rother (1952). 335 S., 24 Taf. 4°

Langl, O.: Aus den Sextner Dolomiten. Ein Südtiroler Bergbuch. Mit 23 Kunstdrucktafeln. — Wien: Verl. „Österr. Bergsteiger-Zeitung“ (1953). 191 S. 8°

Lechner, S.: Zwischen Himmel und Tal. 3 Jahrzehnte in den Bergen. Abenteuerliches u. Besinnliches aus einem Erleben erzählt. Mit 17 Bildern. — München: Pflaum (1949). 159 S. 8°

Lizius, M.: Am Hüttenherd. Plaudereien eines alten bayerischen Jägers und Bergsteigers. Mit Abb. — München: Bayer. Landwirtschaftsverl. (1949). 196 S. 8° (Vorwiegend Jagderlebnisse).

Lukan, K.: Wilde Gesellen vom Sturmwind umweht ... Ein Bergfahrtenbuch. Mit 45 Kunstdruckbildern. — Salzburg: Verl. „Das Bergland-Buch“ (1953). 293 S. 8°

Lukan, K.: Kleiner Mensch auf großen Bergen. Ein fröhliches Buch um Bergabenteuer. Mit einem

- Vorwort von Fritz Kasparek. Mit 40 Kunstdruckbildern. — Salzburg: Verl. „Das Bergland-Buch“ (1952). 233 S. 8°
- Lunn, A.: Geliebte Berge. Begegnungen und Erinnerungen. — München: Rex (1955). 276 S., Taf., Abb. 8°
- Lunn, A.: Ich gedenke der Berge. — Zürich: Amstutz u. Herdegg (1945). 367 S. 8°
- Longstaff, T.: Ein Alpinist in aller Welt. Mit 29 Bildern und 6 Karten. — Zürich: Füssli (1951). 285 S. 8°
- Loven, K.: Ruf der Höhen. Ein Bild- und Wortbericht von Bergen und jungen Menschen. — Freiburg: Christophorusverl. (1950). 158 S. 8°
- Maduschka, L.: Junger Mensch im Gebirge. Leben, Schriften, Nachlaß. Hrsg. v. Walter Schmidkunz. 4. Aufl. — München: Pflaum (1950). 237 S., Abb. 8°
- Magnone, G.: Die Westwand der Drus. Wende im Alpinismus? Mit einem Vorwort v. G. O. Dyhrenfurth. — München: Nymphenburger Verlagshdlg. (1955). 208 S., 15 Taf. 8°
- Pauli, G.: Jugend am Berg. Von der Schulklasse zur Alpenvereinsjugend. — München: Rother o. J. 31 S., Taf. 8° = Die Bergkamerad-Bücher. Nr. 4/5.
- Pause, W.: Mit glücklichen Augen. Aus den Aufzeichnungen eines romantischen Bergsteigers. — München: Bruckmann (1948). 129 S. 8°
- Pfann, H.: Aus meinem Bergerleben. Mit 5 Bildern. — Stuttgart: Berliner Union (1950). 159 S. 8°
- Pfeil, Ch.: Das Erlebnis der Berge. — Berlin: Keiser (1948). 29 S., Taf. 8°
- Rébuffat, G.: Sterne und Stürme. Die großen Nordwände der Alpen. Mit 29 Photos auf Tafeln u. 6 Skizzen. — München: Nymphenburger Verlagshdlg. (1955). 168 S. 8°
- Schmid, W.: Glückliche Tage auf hohen Bergen. Die Viertausender der Schweizer Alpen. Mit 108 Aufnahmen d. Verf. 2. Aufl. — Bern: Hallwag (1951). 326 S. 8°
- Sinek, L.: Bergfahrten. — Wien: Verl. „Österr. Bergsteiger-Zeitung“ (1950). 296 S., Taf. 8°
- Steinauer, L.: Der weiße Berg. Meine Erlebnisse am Mont Blanc. Mit 8 Farbaufnahmen u. 48 einfarbig. Bildern. 3. Aufl. — München: Bruckmann (1949). 139 S. 8°
- Voegeli, A.: Ein Bergsteigerleben. Mit 16 Bildtaf. — Zürich: Füssli (1945). 279 S. 8°
- Wechs, W.: Mein Leben am Berg. Bergführer Willy Wechs erzählt. — München: Baur (1953). 191 S., Taf. 8°
- Weiss, J.: Klippen und Klüfte. Mit 17 Bildern. 2. Aufl. — Zürich: Füssli (1954). 155 S. 8°
- Wildenauer, A.: Der Ruf der Berge. Lebensgeschichte eines österreichischen Bergsteigers. Im Auftrag d. Verf. bearb. u. hrsg. v. Sepp Walcher. — Wien: Mayer (1948). 471 S., 1 Portr., 18 Taf. 8°
- Wir und die Berge. Bergsteiger erzählen. Hrsg.: F. Schmitt u. O. Eidenschink. — München: Schmitt (1948). 160 S., 19 Taf. 8°

Belletristik

Romane und Erzählungen aus den Problemkreisen des Bergsteigens bleiben offensichtlich das Stiefkind der Bergsteigerliteratur. Die Gründe hat man bisher kaum zu analysieren versucht.

Begegnungen und kleine Erlebnisse sucht Gegenfurtner in „Nacht in den Karawanken“ zu gestalten, abenteuerlich, nachdenklich und manchmal auch komisch. Man fühlt sich hin und wieder an Nieberl erinnert. Kiene dagegen packt seine schlichten Bergerlebnisse „Achtung Stoanschlag!“ mit einer humorvollen Geste aus. Mitten hinein in einen grausigen Todesreigen stellt Gos seine Leser. Ein erbarmungsloser, zugleich strahlender Akkord aus Schönheit und Tod, Besessenheit und eisiger Starre ist diese düstere Chronik alpiner Unfälle der Frühzeit, „Berge im Zorn“. Am Rande des Krieges und seiner Schrecknisse erlebt man ergriffen Bauers „Kaukasisches Abenteuer“: die Besteigung des Elbrus.

Zu den wenigen Kostbarkeiten der Bergsteigerliteratur gehören ganz sicher die „Bergnovellen“ von Schmitt. Recht düster kreisen sie um das Thema Mensch, Berg und Tod. Amüsantere Proben alpiner Geschichte verabreicht Schmidkunz in seinem Anekdotenbuch „Große Berge, kleine Menschen“, Proben eines geschärften und alters-

reifen Erzählerkönnens. Peyres dramatisierter Besteigungsversuch des „Everest“ durch Mallory und Irving gibt wenig her; sehr im Gegensatz zum schmalen Bändchen „Unterwegs“ von Schmitt, der auch in seinen Gedichten den Epiker nicht verleugnen kann. Heyk fing in den Maschen gebundener Sprache der „Karwendel-Elegie“ manch schönes Bild und manches Erlebnis seiner Fahrten ein. Schmid unternahm indessen einen Fischzug durch die alpine Literatur und angelte ein hübsches Zitatensbrevier „Wer die Berge liebt“ zusammen.

Von den Romanen beschäftigt sich auffälligerweise nur ein einziger mit dem Freizeit-Bergsteiger, dem sozusagen bergsteigenden Amateur. Alle anderen beziehen ihre Themen aus der alpinen Geschichte oder aus dem Bergführerleben. Läßt man als weniger bedeutend den „Eiskogel“ von Achen, die „Bergkameraden“ von Pessl-Plate und Lechners „Hexenturm“ außer Betracht, übersieht man stillschweigend Ullmanns gut geschriebenes, deutschfeindliches Erzeugnis „Der weiße Turm“, so bleiben immer noch drei beachtenswerte Romane mit Themen aus der alpinen Geschichte. Da zeichnet Gegenfurtner, zum Beispiel, im „Einsamen vom Berg“ den Lebenslauf Hermann von Barths. Ziak erzählt das Geschehen um die Erstbesteigung des weißen Berges in „Der König des Montblanc“. Und Renker spinnt in „Schicksal in der Nordwand“ eine romanhafte Handlung um die erste Durchsteigung der Eiger-Nordwand. Während aber Gegenfurtner seine Kapitelfolge in wirkungsvolle Episoden auflösen kann, schlägt Ziaks Handlung den Leser weniger in ihren Bann. Frison-Roches Erstling „Seilgefährten“ führt mit einem Schläge den Bergsteigerroman auf einsame Höhen. Selbst seinem schwächeren zweiten Werke „Schicksal am Berg“ verhalf die männlich klare und bildkräftige Sprache zu überdurchschnittlichem Wert. Allerdings sei der Gerechtigkeit halber festgestellt: Die Lebenskreise des Bergführers und Bergbewohners sind leichter miteinander zu verbinden und zwischen Alltag und Passion entstehen keine so schwer überbrückbaren Spannungen wie beim Freizeit-Bergsteiger. Es ist deshalb begreiflich, wenn Klier in seinem „Verlorenen Sommer“ diesen Spannungen möglichst aus dem Wege geht. Stattdessen stellt er sein Werk auf die Thematik Liebe — Bergleidenschaft ab. Klier zeigt sich als ein subtiler Schilderer der weiblichen Psyche und außerdem — dieses Thema hat seine Reize. Kliers Stil ist modern und eindrucksvoll und die Romanhandlung läuft bunt und bewegt ab. Das Buch erinnert an einen gelungenen Film. Man muß es als neue Facette des Bergromans anerkennen.

Achen, H. v. d. (d. i. K. Wittko): Der Eiskogel. Eine Berggeschichte. — Rüslikon-Zürich: A. Müller (1954). 204 S. 8°

Bauer, J. M.: Kaukasisches Abenteuer. Mit 16 Bildern. — Esslingen: Bechtle (1950). 267 S. 8°

Bauer, W.: Mount Everest. Bericht von Mallory und seinen Freunden. — Gütersloh: Bertelsmann (1954). 61 S. 8° = Das kleine Buch.

Ehmer, W.: Um den Gipfel der Welt. Roman eines Bergsteigers. Mit 2 Lichtbildern u. 1 Kartenskizze. 31.—35. Tsd. — Stuttgart: Spemann (1949). 183 S. 8° = Lebendige Welt.

Frison-Roche, R.: Schicksal Berg. Mit 16 Photographien v. Georges Tairraz. Roman. — Zürich: Füssli (1949). 231 S. 8°

Frison-Roche, R.: Ein Bergsteigerroman. 16 Photos v. G. Tairraz. — Zürich: Füssli (1949). 254 S. 8°

Gaiswinkler, A.: Helden im Fels. Bergtragödie unter Zugrundelegung einer wahren Begebenheit in den Felsen des Grimming in der Sommersonnwendnacht des Jahres 1948. — Bad Aussee: Selbstverl. (1950). 111 S., Abb. 8°

Gegenfurtner, A.: Der Einsame vom Berg. Lebensroman des Bergsteigers und Forschers Hermann von Barth. — München: Schmitt (1947). 196 S. 8°

Gegenfurtner, A.: Die Nacht in den Karawanken. Berggeschichten. Zeichnungen: Hanns Goebel. — München: Rother (1952). 42 S. 8°

Gos, Ch.: Berge im Zorn. — Bern: Hallwag (1953). 320 S., 33 Taf. 8°

- Haensel, C.*: Der Kampf ums Matterhorn. Tatsachenroman. 19. Aufl. — Stuttgart: Engelhorn (1947). 177 S. 8°
- Heyck, H.*: Karwendel-Elegie. — München: Türmer (1955). 22 S. 8°
- Hoek, H.*: Am Hüttenfenster. Erlebte und erlogene Abenteuer. Zeichnungen v. Hella Jacobs. (Neuaufkl.) — München: Nymphenburger Verlagshöhl. (1951). 153 S. 8°
- Kiene, H.*: Achtung! Stoanschlag! Und andere Südtiroler Bergsteigersatyren. — Bozen: Ferrari-Auer (1947). 141 S. 8°
- Klier, H.*: Verlorener Sommer. Roman. — München: Rother (1954). 359 S. 8°
- Lechner, S. J.*: Der Hexenturm. Roman eines Bergführers. — München: Baur 1955. 271 S. 8°
- Loven, K.*: Das Gipfelkreuz. Jugend in Kampf und Bewährung. — Recklinghausen: Paulus Verl. (1951). 182 S. 8°
- Merrick, H.*: Die Entscheidung. Ein Bergsteigerroman. — Zürich: Schweizer Druck- u. Verlags-haus (1951). 326 S. 8°
- Molitor, O.*: Hochtor. Ein Wiener Bergsteiger-Roman. — Wien: Verl. „Österr. Bergsteiger-Zeitung“ (1947). 204 S. 8°
- Ollesch, H.*: Im Banne des Berges. Die Erstbesteigung des Matterhorns. — Wuppertal: Aussaat Verl. (1952). 88 S., 8 Taf. 8°
- Pessl-Plate, M.*: Bergkameraden. Mit 6 Bildern. — Graz, Wien: Leykam (1948). 123 S. 8°
- Peyre, J.*: Das Geheimnis des Mount Everest. Roman. — Luzern: Rex Verl. (1947). 187 S. 8°
- Ponten, J.*: Der Gletscher. Im Wolfgaland. Erzählungen. Hrsg. u. mit einem Nachwort vers.: Elisabeth Albert. — Stuttgart: Reclam (1952). 64 S. 8° = Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 7779.
- Renker, G.*: Schicksal in der Nordwand. Ein Bergroman. — Heidelberg: Keyser (1951). 280 S. 8°
- Schünzer, W.*: Gipfelstürmer. Erzählung. 5.—24. Tsd. — Konstanz: Christl. Verl.-Anst. (1950). 243 S. 8°
- Schmid, W.*: Wer die Berge liebt. Kleine alpine Trilogie. 3. Aufl. — Bern: Hallwag (1953). 80 S. 8°
- Schmidkunz, W.*: Große Berge, kleine Menschen. Ein alpines Anekdotenbuch. — Zürich: Schwei-zer Druck- und Verlagshaus (1953). 342 S. 8°
- Schmitt, F.*: Bergnovellen. Ill. v. Robert Hoffmann. — München: Schmitt (1946). 199 S. 8°
- Schmitt, F.*: Der Kederbacher. Das Leben des Berchtesgadener Bergführers Johann Grill, genannt Kederbacher. 12. Aufl. — München: Rother (1950). 259 S., 1 Portr., 15 Taf. 8°
- Schmitt, F.*: Unterwegs . . . Gedichte. — München: Schmitt (1946). 71 S. 8°
- Springenschmid, K.*: Am Seil vom Stabeler Much. 40. Aufl. — München: Rother (1950). 231 S. 8°
- Springenschmid, K.*: Der Sepp. Der Lebensroman Sepp Innerkoflers. 52. Aufl. — München: Rother (1950). 315 S. 8°
- Stratz, R.*: Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 87.—96. Tsd. — Stuttgart: Cotta (1949). 223 S. 8°
- Strobl, K. H.*: Totenhorn-Südwand. Ein Roman aus den Bergen. 119. Tsd. — Düsseldorf: Vier-Falken-Verl. (1949). 356 S. 8°
- Ullmann, J. R.*: Der weiße Turm. Roman. — Stockholm: Bergmann-Fischer (1946). 543 S. 8°
- Ziak, K.*: Der König des Montblanc. Ein Roman vom Glück auf den Bergen. 2. umgeänd. u. erw. Fassung. — Wien: Verl. „Österr. Bergsteiger-Zeitung“ (1950). 281 S. 8°

Landschaftsordnung und Bergbahnplanung — dringende Anliegen im bayerischen Alpenraum

HELMUT KARL

Im November 1967 hat Dr. H. Karl, Bayerische Landesstelle für Naturschutz, eine raumordnerische Grundsatzplanung für die bayerischen Alpen, insbesondere auf dem Gebiet des Bergbahnwesens, vorgelegt. Da diese Planung in der Öffentlichkeit sehr stark beachtet wurde und auch die volle Unterstützung des Deutschen Alpenvereins findet, haben wir den Verfasser gebeten, nochmals die Grundzüge sowie den derzeitigen Stand der Entwicklung darzulegen.*

Die Alpen, die der Altmeister des Deutschen Naturschutzes, W. Schoenichen, als das Wahrzeichen Europas bezeichnete, sind in den letzten Jahrzehnten wie kein anderer Landschaftsraum zum Schnittpunkt verschiedenartigster Interessen geworden. Kaum sonstwo vollzog sich der Umbruch von der weitgehend naturnahen zur weitgehend erschlossenen Landschaft so rasch wie hier. Diese Entwicklung ging im wesentlichen konform mit der zunehmenden Technisierung, die es den Menschen ermöglichte die naturgegebenen Hindernisse immer leichter zu überwinden. Während die Erschließungsmaßnahmen im Gebirge sich anfänglich zur Hauptsache auf die Talbereiche konzentrierten, gerieten allmählich auch die Bergbereiche immer stärker in den Griff des Menschen.

Mit der fortschreitenden Erschließung ging ein rascher Anstieg der Bevölkerung einher. Im bayerischen Alpenraum liegt die Zuwachsrate heute teilweise erheblich über dem Landesdurchschnitt. Daraus erwuchs zwangsläufig eine Vielfalt neuer wirtschaftlicher Erfordernisse. Zu ihnen kommen noch die Bedürfnisse und Wünsche, die sich durch den Fremdenverkehr ergeben. Obwohl der Alpenraum mit 4300 qkm nur knapp 9 % der Gesamtfläche Bayerns einnimmt, fallen auf ihn rund 60 % aller Ferienübernachtungen. Hinzuzurechnen sind die Tagesausflügler, die insbesondere an schönen Wochenenden den Urlaubsreiseverkehr erheblich verstärken. Vielerorts entwickelte sich solcherweise der Fremdenverkehr zu einem bestimmenden Wirtschaftszweig, der häufig sogar die Existenzgrundlage darstellt.

Die Alpen unterliegen also einer vielfachen Beanspruchung. Dies hat zur Folge, daß angesichts der naturgegebenen Beschränkung des zur Verfügung stehenden Raumes die Grenzen seiner Belastbarkeit gerade in jüngerer Zeit immer deutlicher sichtbar werden. Sie ergeben sich — ganz allgemein gesehen — daraus, daß die Befriedigung berechtigter Bedürfnisse des Menschen ohne nachhaltige Schädigung des Naturhaushaltes zunehmend schwieriger, wenn nicht sogar unmöglich wird. Das äußert sich z. B. darin, daß Überschneidungen von Interessen hauptsächlich wirtschaftlicher Art oder des Fremdenverkehrs mit solchen des Natur- und Landschaftsschutzes zahlreicher werden.

Diese Entwicklung wird sich in Zukunft rapide verschärfen: Die Menschheit nimmt täglich um 180 000 Personen zu. Im Jahre 2000 wird die Erdbevölkerung einen Stand von 5,1 Milliarden, also 65 % mehr als zum gegenwärtigen Zeitpunkt erreicht haben. Bis dahin werden — nach May [9] — angesichts der Entwicklung Westdeutschlands zur immer perfektionierteren Industriegesellschaft 80 % der Menschen in städtischen Ballungsberei-

* Erschienen im Jahrbuch 1968 des Vereins zum Schutz der Alpenpflanzen und -Tiere. Siehe auch H. 10/1968 der Zeitschrift „Natur und Landschaft“.

chen leben. Schon jetzt stellt für 60 % der Bevölkerung Westdeutschlands die Stadt die Alltagsumwelt dar. Der Drang nach Entspannung in freier Natur wird die Bedeutung des alpinen Gebietes als großräumiger Erholungspark gewaltig anwachsen lassen. Im Winter 1968/69 haben, einer AP-Meldung zufolge, allein aus Deutschland etwa 8 Millionen Skifahrer die Pisten der Alpen bevölkert. Das Freizeitvolumen wird jedoch ständig noch größer werden. Nach derzeitigen Prognosen ist zu erwarten, daß im Jahre 2000 die Menschen nur noch 6 % der zur Verfügung stehenden Zeit für den Broterwerb aufbringen müssen. Es werden also immer neue Forderungen auftauchen.

Um diese Entwicklung in sinnvoller Weise steuern zu können ist eine klare und verbindliche Abgrenzung der verschiedenen Interessen dringend notwendig. Sie muß im Rahmen einer umfassenden Landschaftsordnung — einer Gesamtplanung für den bayerischen Alpenraum also — vollzogen werden. Diese Gesamtplanung, die fachlich zutreffender als Landschaftsplanung zu bezeichnen wäre, soll eine Ordnung auf lange Sicht gewährleisten. Sie müßte ihrem Wesen nach zwar auf raumordnerischen Prinzipien aufbauen, dabei jedoch — angesichts der überregionalen Bedeutung des Alpenraumes als Erholungsraum — den Belangen von Natur und Landschaft eindeutig das Primat zubilligen. Innerhalb der zahlreichen Probleme, die im Rahmen einer solchen Planung entweder unmittelbar oder in Form spezieller Fachplanungen oder Fachprogramme zu berücksichtigen wären, spielt das Problem der Bergbahnen vom Standpunkt des Naturhaushaltes gesehen eine besonders wichtige Rolle. Es soll daher im folgenden nochmals näher erörtert werden.

Die derzeitige Situation im Bergbahnwesen *

In Deutschland sind gegenwärtig 86 Personen-Seilschwebebahnen in Betrieb, die jährlich etwa 17 Millionen Fahrgäste befördern und 30—35 Mill. DM im Jahr umsetzen. Davon befinden sich 62 in Bayern und davon wiederum 59 im alpinen Raum. Zu diesen Seilbahnen kommen im Alpenbereich noch 2 Schienenbahnen (in Deutschland insgesamt 13), so daß in den bayerischen Alpen (Stand vom 15. III. 1969) insgesamt 61 Bergbahnen betrieben werden.

Die Entwicklung der Bergbahnen zum Massenverkehrsmittel vollzog sich hauptsächlich nach dem Zweiten Weltkrieg, als die früher häufig noch gegebene Erfüllung allgemeiner Verkehrsfunktionen sich immer einseitiger auf die Befriedigung reiner Fremdenverkehrsbedürfnisse verlagerte. Damit verbunden war eine ständig zunehmende Belastung der alpinen Region, die in Bayern, wo ein zwar relativ langer, im Schnitt jedoch nur etwa 10—15 km tiefer Gebirgsanteil zur Verfügung steht, zwangsläufig früher kritisch wurde als in anderen Ländern mit größerem Gebirgsanteil. Der ehemalige Leiter der Bayerischen Landesstelle für Naturschutz, Prof. Dr. O. Kraus, hat hierauf wiederholt aufmerksam gemacht. Es ist daher durchaus verständlich, daß im Laufe der Zeit der Widerstand des Naturschutzes gegen bestimmte Projekte immer stärker wurde, vor allem gegen solche, die besonders markante und charakteristische Berggipfel, Naturschutzgebiete oder andere wertvolle Bereiche betrafen. Andererseits verschlossen sich die Vertreter des Naturschutzes,

* Zu den Bergbahnen werden nach dem Bayerischen Eisenbahn- und Bergbahngesetz vom 17. November 1966 Seil- oder Schienenbahnen gerechnet, die Verbindungen auf Berge herstellen, einschließlich der Schleppaufzüge. Der Verfasser hat im Interesse der Klarheit und Übersichtlichkeit der Ausführungen den Begriff „Bergbahnen“ nur auf Seil- und Schienenbahnen angewandt, die Verbindungen auf Berge herstellen. Darunter fallen auch die sogenannten „Kleinseilschwebebahnen“ (Sessellifte etc.). Schleppaufzüge (Skilifte) wurden als solche gesondert benannt.

dort wo es zu verantworten war, keineswegs dem Zug der Zeit, so daß die meisten der heute vorhandenen Bergbahnen mit ihrer Billigung errichtet wurden. Die oft zu hörende Behauptung, der Naturschutz sei von vornherein gegen jede Seilbahn, ist also unzutreffend.

Ein überraschendes Ergebnis zeigt ein Vergleich der Bergbahndichte Bayerns mit der alpiner Nachbarländer:

Obgleich es in der Schweiz z. Zt. insgesamt 280 und in Österreich 311 Bergbahnen gibt, fallen auf den gleichen Flächenanteil Gebirge wie ihn die Bundesrepublik besitzt (4300 km²) in der Schweiz nur 43 Bergbahnen, in Österreich sogar nur 22! Bayern besitzt also — bezogen auf den Flächenanteil — im alpinen Raum annähernd genau soviel Bergbahnen wie die Schweiz und Österreich zusammen!

Besonders rasch hat sich in den letzten Jahren die Anzahl der Schleppaufzüge (Skilifte) vergrößert. Von den rund 600 Schleppaufzügen, die es z. Zt. in Westdeutschland gibt, befinden sich etwa 300 im alpinen Bereich.

Trotz der großen Anzahl bereits im Betrieb befindlicher Anlagen nehmen die Forderungen auf Zulassung weiterer Projekte kein Ende. Für 8 weitere Seilbahnen (davon 5 im alpinen Raum) wurden vom Bayerischen Staatsministerium für Wirtschaft und Verkehr Bau- und Betriebsgenehmigungen erteilt, etwa 20 Schleppaufzüge sind in nächster Zeit zu erwarten.

Darüber hinaus steht eine Reihe von Projekten noch im Hintergrund. So sind in jüngster Zeit heftige Kontroversen um den Bau einer Seilbahn auf den Watzmann entbrannt. Nachdem der höchste Berg Deutschlands, die Zugspitze, bereits vollständig erschlossen ist — der Naturschutz hat z. B. gegen die Errichtung der neuen Seilbahn von Grainau sowie andere Erschließungsmaßnahmen keinerlei Einwände erhoben — will man nun auch noch den zweithöchsten Berg dem Massentourismus opfern. Auch hier wäre mit Sicherheit zu erwarten, daß es bei dieser einen Bahn nicht bliebe, sondern weitere Bahnen z. B. ins Watzmann-Kar nachfolgen würden. Aber es geht in diesem Fall gar nicht so sehr um einzelne Maßnahmen, sondern um das Grundsätzliche: Würde diese Bahn, die in den Kernbereich des wertvollen alpinen bayerischen Naturschutzgebietes führen soll, genehmigt werden, so würde dies einer Bankrotterklärung des Naturschutzes auf diesem Sektor gleichkommen. Es kann daher mit großer Befriedigung festgestellt werden, daß sich maßgebliche Vertreter des Staates und der Öffentlichkeit gegen das Projekt ausgesprochen haben.

Der Bau einer Seilbahn auf den Watzmann würde vor allem auch weitgehende Konsequenzen für die Errichtung anderer Seilbahnen auslösen, z. B. hinsichtlich der geplanten Bahn auf den Inzeller Kienberg bei Inzell, die in das Naturschutzgebiet „Chiemgauer Alpen“ führen soll. Dort würde ebenfalls ein hervorragendes Naturschutzgebiet betroffen, so daß auch dieses Projekt von Seiten des Naturschutzes abzulehnen ist.

Eine weitere Planung betrifft den Bereich der Alpspitze bei Garmisch, wo Projekte von zwei verschiedenen Unternehmern vorliegen. Auch hier wird sich der Naturschutz gegen eine Erschließung des eigentlichen Alpspitzmassivs mit allen Kräften zur Wehr setzen. Ferner ist geplant, eine Bahn auf den Hochgrat bei Oberstaufen zu errichten. Dieses Projekt wird sich wahrscheinlich nicht mehr verhindern lassen, wengleich es vom Standpunkt des Naturschutzes außerordentlich zu bedauern ist, da damit der Massentourismus auf die sogenannte Nagelfluhkette gebracht wird, die sich durch ihre floristische Einmaligkeit auszeichnet.

Im Gespräch sind ferner Bahnen auf den Brunnstein bei Oberaudorf, den Hirschberg bei Kreuth, das Riedberger Horn bei Balderschwang, den Untersberg bei Berchtesgaden,

die Brecherspitze bei Neuhaus, den Breitenstein bei Fischbachau, das Pfliegeleck bei Tegernsee, den Toten Mann bei Ramsau und die Alpe Schlappolt bei Oberstdorf.

Ein Großangriff wurde in jüngster Zeit auf das Rotwandgebiet gestartet, sowohl von Bayrischzeller Seite aus, als auch vom Spitzingseebereich her. Zunächst ist dort eine Seilbahn auf den Taubenstein zu erwarten; schon jetzt aber werden umfangreiche weitere Erschließungsmaßnahmen geplant. Da sich diese Entwicklung voraussehen ließ, waren die Fachstellen des Naturschutzes von Anfang an gegen die Erschließung des Rotwandgebietes und haben darin Unterstützung von Seiten der Stadt München und weiter Kreise der Öffentlichkeit gefunden. Nunmehr werden die Behörden eine starke Hand haben müssen, wenn sie im klassischen Münchner Skigebiet wenigstens einen größeren Bereich von Seilbahnen und Liften freihalten wollen.

Die Folgen für die Landschaft

Während früher das Schwergewicht der Gefährdungen für die Landschaft durch Seilbahnbauten mehr auf den damit unmittelbar verbundenen Eingriffen lag (Anlage der Berg- und Talstation sowie der Seilbahntrasse), hat es sich infolge verbesserter und leistungsfähigerer Konstruktionen, die einerseits geringere Eingriffe in das Landschaftsbild ermöglichen (größere Seilspannweiten, dadurch weniger Stützen, weniger Waldaushiebe) andererseits aber größere Förderkapazitäten brachten, in jüngerer Zeit in zunehmendem Maße auf die Folgeerscheinungen verlagert. Darunter sind all jene Auswirkungen — gewollter oder ungewollter Art — zu verstehen, die sich aus der Konzentration größerer Menschenmassen auf begrenztem Gelände und der Befriedigung ihrer Bedürfnisse ergeben, wie z. B. der Bau von weiteren Hotels, Gaststätten, Kiosken, Liegeterrassen usw., aber auch Schäden an der Vegetationsdecke, Erosionserscheinungen und dgl. Hinzu kommt, daß Rentabilitätsgründe, die zunehmende Beliebtheit des Wintersports sowie der Umstand, daß sich ein Großteil der ortsansässigen Bevölkerung auf den Fremdenverkehr als ganzjährig fließende Erwerbsquelle stützt, die Unternehmer zur Ausnützung der Wintersaison veranlassen. Dies wiederum führt dazu, daß zusätzlich zu den großen Seilschwebebahnen spezielle Einrichtungen für den Wintersport, vor allem Sessel- und Skilifte gefordert werden, die weitere, oft empfindliche Eingriffe in die Landschaft zur Folge haben. Ein Musterbeispiel hierfür ist das Brauneck bei Lenggries, wo im Zusammenhang mit der dortigen Seilbahn 14 Lifтанlagen verschiedener Art in Betrieb sind. Es ist also erforderlich, von Anfang an das mögliche Endstadium einer Seilbahnanlage mit allen zu erwartenden Folgen ins Auge zu fassen und hiervon die Beurteilung abhängig zu machen.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß bei den deutschen Bergbahnen — im Gegensatz zu den österreichischen — der weitaus überwiegende Teil aus Sommerfahrgästen besteht. Einige extreme Beispiele [13]: Die Wendelsteinbahn bei Bayrischzell befördert im Schnitt nur 11 % Skifahrer jährlich, die Jennerbahn bei Berchtesgaden 12 %; der Gschwandkopflift bei Seefeld in Tirol hat dagegen nur 10 % Sommergäste. Die Gefährdungen für die Natur sind aber im Sommer wesentlich größer als im Winter.

Bergbahnen und Fremdenverkehr

Wenngleich Untersuchungen über Fremdenverkehr und Rentabilität von Bergbahnen über den hier gestellten Rahmen hinausgehen, so scheinen einige grundsätzliche Überlegungen dennoch geboten.

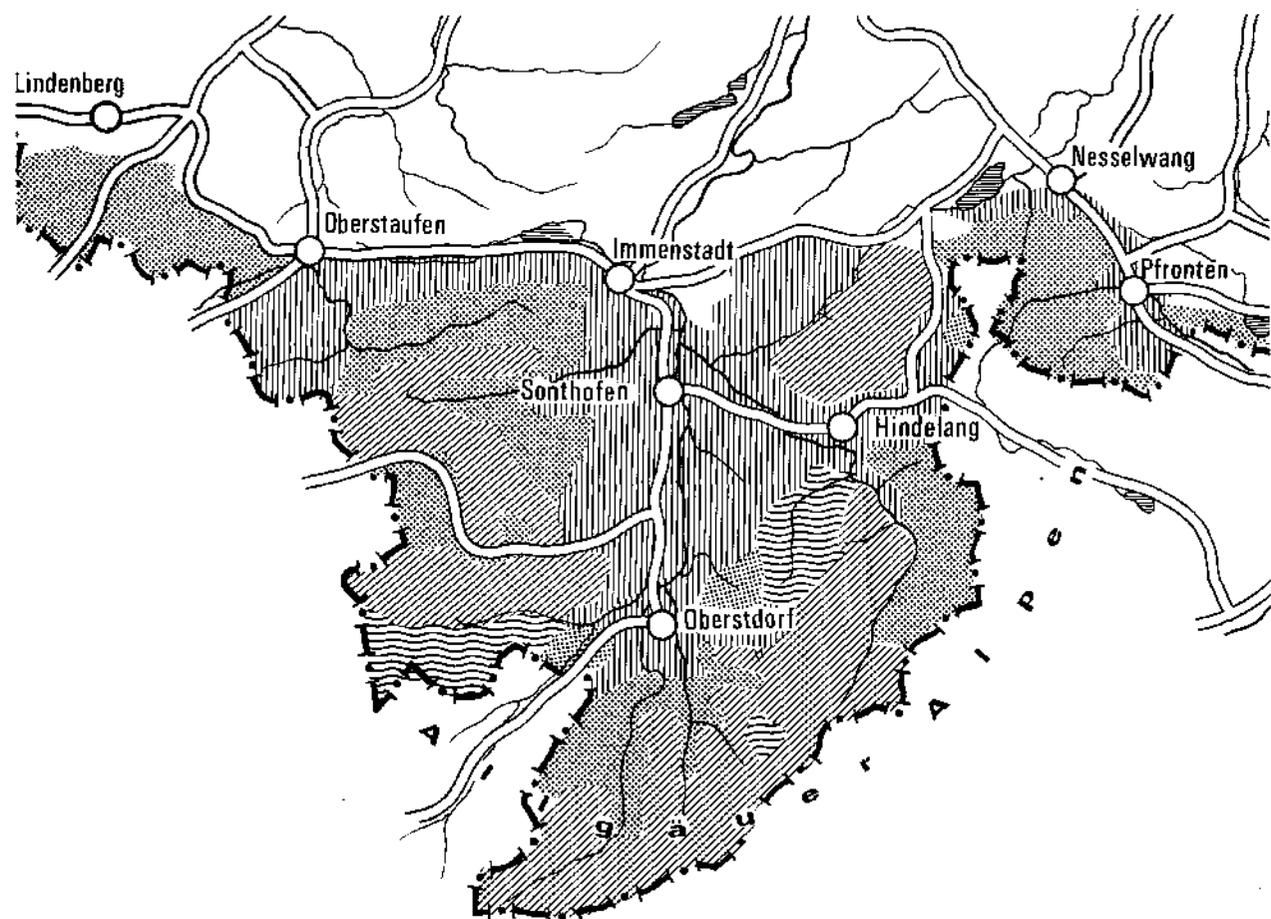
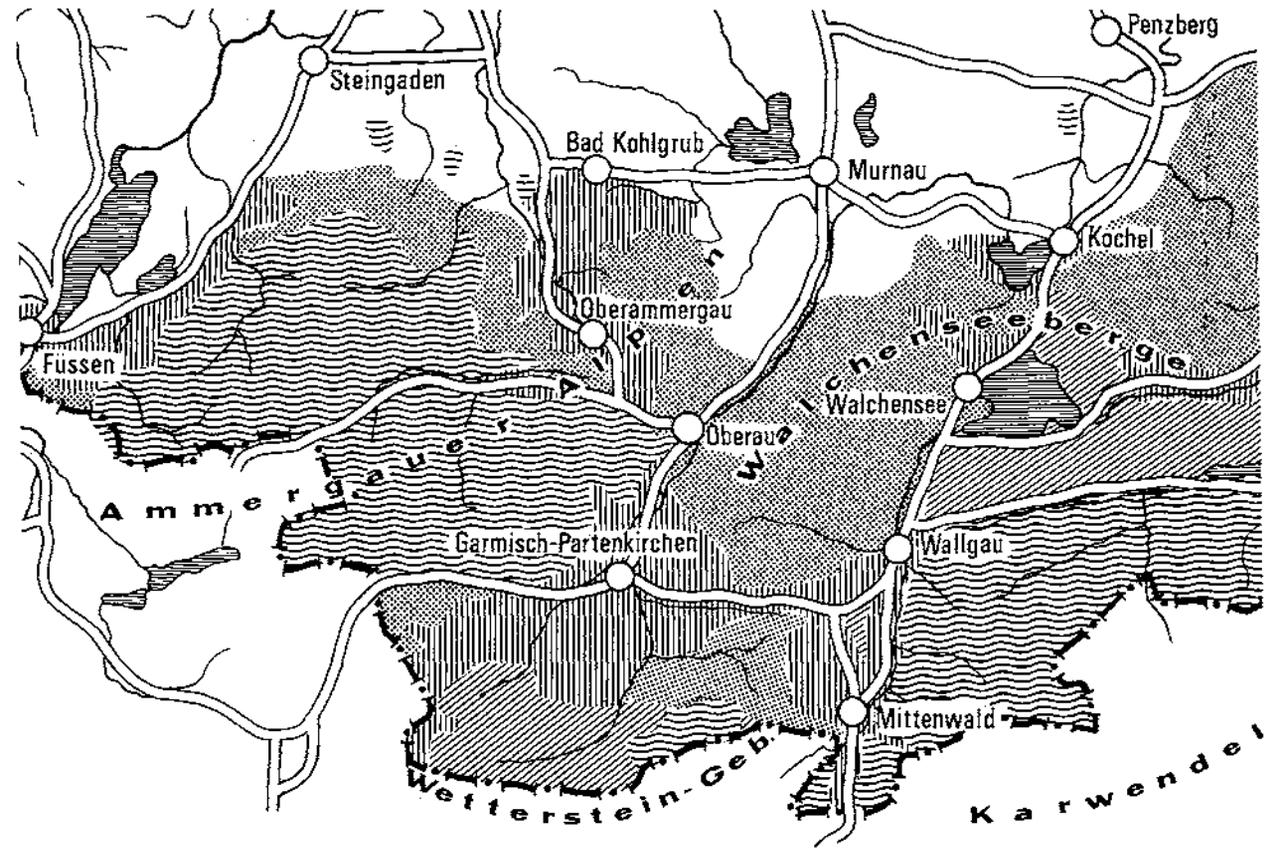


Abb. 1. Ruhe- und Erschließungszonen des bayerischen Alpenraumes (westlicher Teil)

Die Vertreter des Fremdenverkehrs sind in der Mehrzahl der Auffassung, daß jeder alpine Fremdenverkehrsort „der etwas auf sich hält“ eine Seilbahn benötige, vor allem zur Belebung der Wintersaison. Die Tatsache, daß es auch noch namhafte Orte gibt, die keine größere Seilbahn besitzen und dennoch eine gesunde Wirtschaftsstruktur haben, beweist, daß eine solche Argumentation keineswegs immer richtig sein muß. Nicht nur bei uns in Deutschland stellt sich immer deutlicher heraus, daß „zu viele Erholungseinrichtungen gerade das Wertvollste für die Erholung, die natürliche, grundsätzlich naturbetonte Umwelt zu vernichten drohen, weil allzuviel Technik, Beton, Asphalt, Draht, Stahl, Ziegel, Lärm und Staub gerade das ist, was der Erholungsuchende nicht will“ [1]. Die Richtigkeit dieser Feststellung ergibt sich auch daraus, daß nachgewiesenermaßen derjenige Personenkreis, der sich in Ruhe und Stille erholen will, in den letzten Jahren ständig zugenommen hat.

Auch Vertreter namhafter Reisebüros bestätigen, daß Erholungsuchende „immer wieder bergbahnfreie Gebiete verlangen“. Davon haben in den letzten Jahren besonders die ruhig gebliebenen Mittelgebirge profitiert. Aus statistischen Unterlagen über den Fremdenverkehr geht hervor, daß in Oberbayern im Jahr 1967 die Übernachtungen um 2,8 % abgenommen haben, während sie im gleichen Zeitraum in Ostbayern um 2,5 %



(Zeichenerklärung auf den Seiten 158 und 159)

zunehmen. Dies kann nur damit erklärt werden, daß eine aller ideellen Werte beraubte Erholungslandschaft [12], die zudem eine Einengung der persönlichen Entfaltungsmöglichkeit mit sich bringt, mit der Zeit selbst dem weniger kritischen Durchschnittserholungssuchenden überdrüssig wird. „Man sollte den sogenannten modernen Tourismus“, so führte der Schweizer Nationalrat Schaffer 1967 aus, „nicht so weit treiben, daß durch die blinden Gefolgsleute der Technik und der Verweichlichung die wirklichen Besonderheiten und Reize unserer alpinen Erholungsgebiete zerstört oder herabgemindert werden.“ Die Fremdenverkehrsmanager sollten sich vielmehr darüber im klaren sein, daß das „Betriebskapital für den Fremdenverkehr letztlich die Werte sind, welche die freie Landschaft in sozialer, kultureller und hygienischer Hinsicht darstellt“ und daraus auch die notwendigen Konsequenzen ziehen. Trotzdem, so schreibt H. Weiss [11], hat die Fremdenindustrie bis heute noch keine nennenswerten Investitionen zur Erhaltung dieses Grundkapitals gebracht. Sie zehrt also vom Erbe der Agrarkultur.“ In der Tat ist es so, daß bei gravierenden Fehlentscheidungen die Natur — nach einer Formulierung von O. Kraus — „keinen letzten Anwalt mehr hat. Was sie in Jahrtausenden geschaffen hat, kann in einem Zeitraum von wenigen Wochen unwiederbringlich vernichtet sein“.

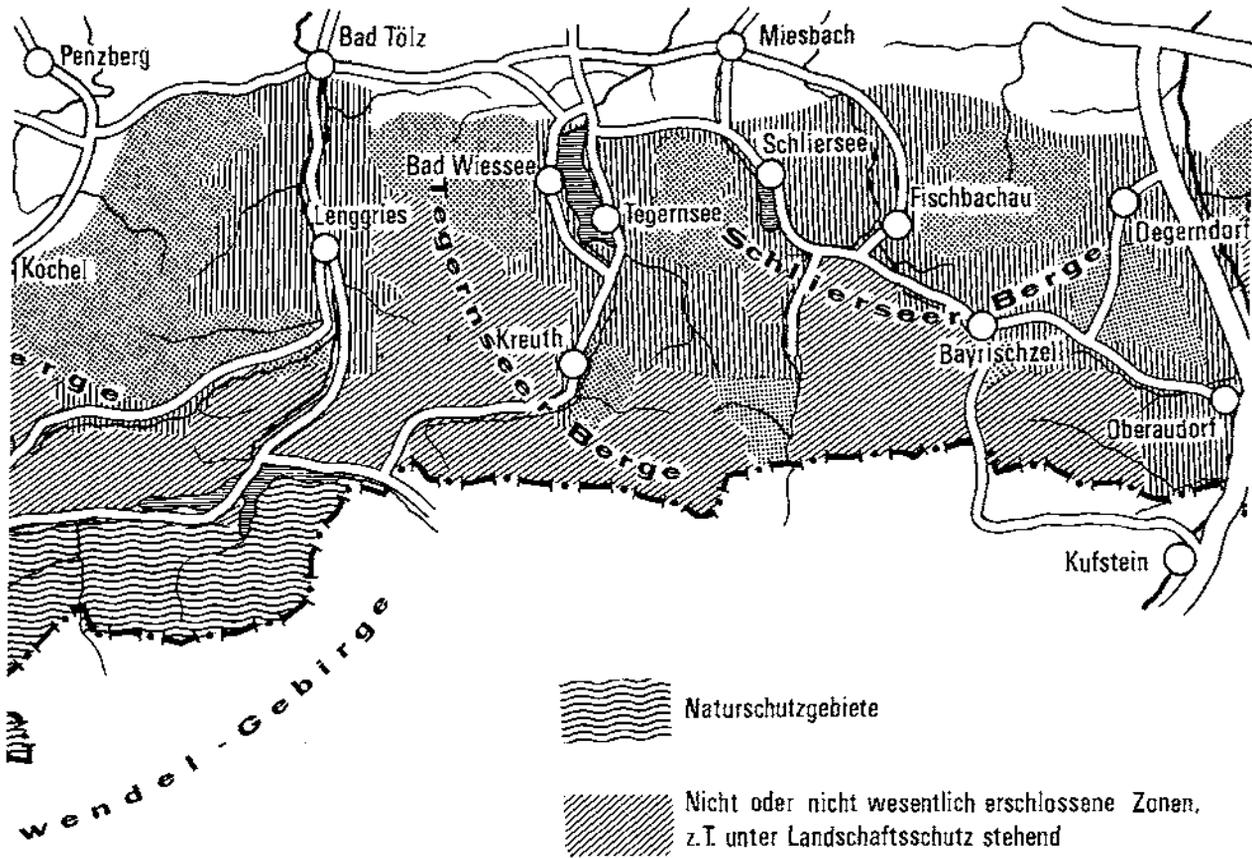
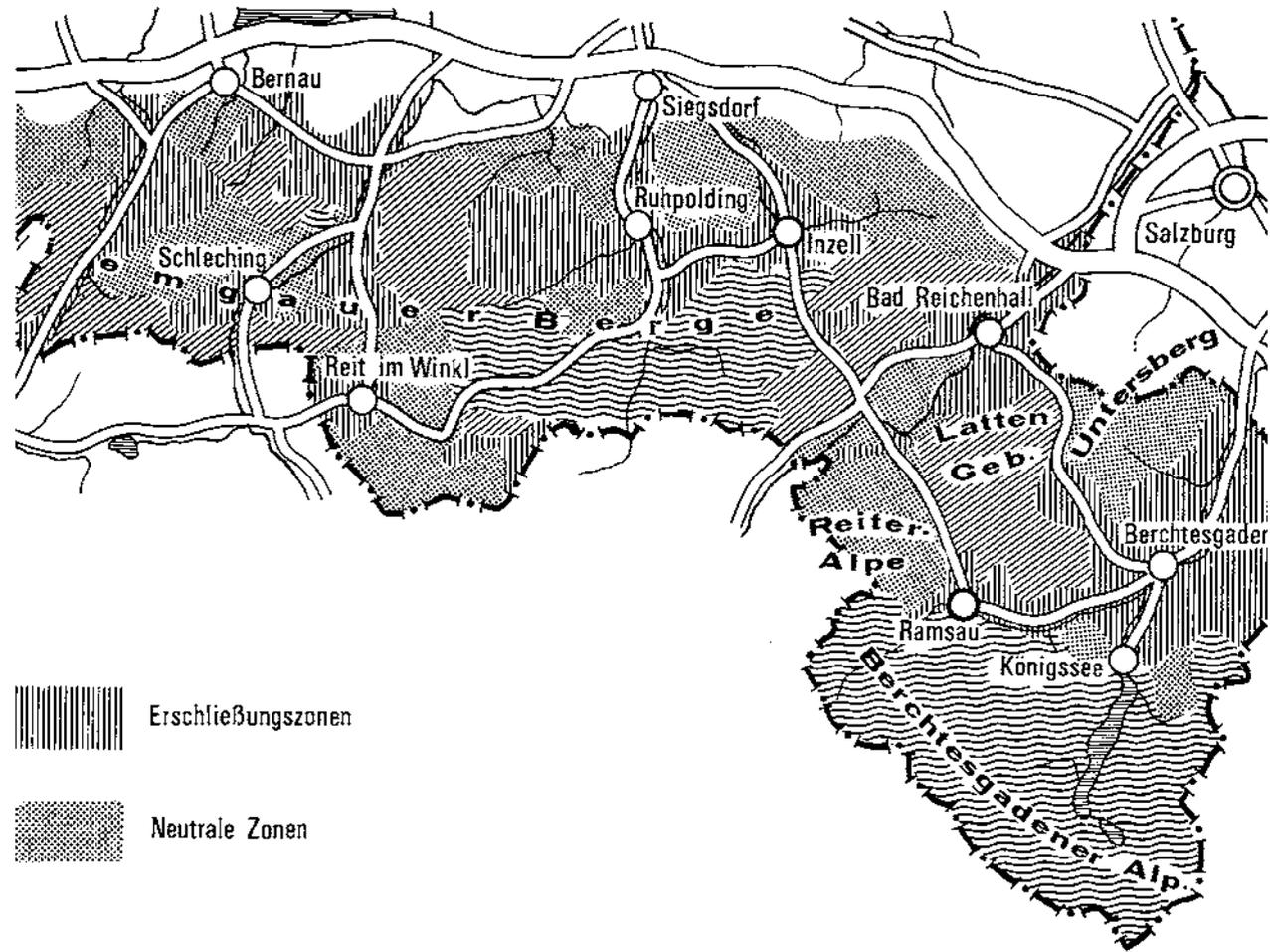


Abb. 2. Ruhe- und Erschließungszonen des bayerischen Alpenraumes (östlicher Teil)

Wenn schon die Schattenseiten und Gefahren einer solchen einseitigen Entwicklung nicht nur für die Natur, sondern auch für den Fremdenverkehr offenkundig sind, so erwächst darauf für den Staat, der für das Schicksal unserer Landschaft verantwortlich ist, die Verpflichtung, entsprechende Bereiche in ihrer Ungestörtheit zu erhalten. Schließlich muß dem Ruhe suchenden Personenkreis das gleiche Recht zugestanden werden wie demjenigen, der weitgehend erschlossene Gebiete bevorzugt.

Die Befürworter von Seilbahnen verweisen gegen solche Argumente nicht selten auf unsere alpinen Nachbarländer, die viel stärker mit Seilbahnen und Liften erschlossen seien. Dies trifft aber, wie schon erwähnt wurde, nicht zu; es handelt sich nur um bestimmte Gebiete, die stärker erschlossen sind. Infolge ihres größeren Gebirgsanteiles verfügen diese Länder aber auch noch über erheblich größere Ruhebereiche, in denen sich, was leicht übersehen wird, ein beträchtlicher Anteil der Erholungsuchenden aufhält. Ob daher die bei uns häufig zu hörende Argumentation, daß ein Großteil der Fremden in diese Gebiete ausweiche, weil sie besser erschlossen seien und man, um dieser Abwanderung zu begegnen, in Bayern noch mehr Bahnen bauen müsse, richtig ist, muß bezweifelt werden. Es spielen nämlich hierbei auch andere Faktoren eine wesentliche Rolle, z. B. die meist sichereren Schneeverhältnisse, die weitläufigen Gebiete, die teilweise niedrigeren Preise und



nicht zuletzt die Tatsache, daß die Kernbereiche und Höhepunkte des alpinen Raumes eben von Natur aus weiter südlich liegen. Der Anlage wirklich „Großer Skistationen“, wie sie Pause [8] fordert, dürften daher bei uns einige wesentliche Voraussetzungen fehlen.

Hinzu kommt, daß gerade in den letzten Jahren infolge der erheblich angewachsenen Konkurrenz die Rentabilität der Bergbahnen stark zurückgegangen ist. Neue Bergbahnen können praktisch nur auf Kosten der bereits vorhandenen existieren. Bezeichnend für die derzeitige Situation ist das — nach einem Bericht von Wörl [13] — von einer deutschen Bergbahn-AG entwickelte finanzielle Grundkonzept: Fünf Jahre Anlaufverluste, dann plus minus null, allmählicher Verdienst und nach 10 Jahren eine gute Rendite. Wenngleich für die Rentabilität einer Bahn regionale Unterschiede stark ins Gewicht fallen können, so mahnen doch Beispiele wie das der Karwendelbahn oder der Kampenwandbahn, die kürzlich für 20 % ihrer Investitionskosten den Besitzer wechselte, zur Vorsicht. Eine von der österreichischen Bundeskammer für gewerbliche Wirtschaft durchgeführte umfassende betriebswirtschaftliche Untersuchung über Seilbahnen kam zu recht bedenklichen Ergebnissen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch die Auffassung eines österreichischen Seilbahndirektors [13], wonach erst der Anfang der 70er Jahre zu erwartende Flugcharterverkehr aus Übersee Aufschluß darüber

geben wird, ob sich neue Bergbahnen lohnen werden oder nicht. Der Überseetourist wird also bereits als „Marktreserve“ betrachtet.

Wenn auch nicht abzustreiten ist, daß durch eine Bergbahn der Fremdenverkehr im allgemeinen zunächst stärker angekurbelt wird und damit Gemeinden und Private höhere Einnahmen erlangen, so bleibt zusammenfassend dennoch die Frage offen, ob Orte im Bereich ruhig gebliebener oder nur maßvoll erschlossener Gebiete auf längere Zukunft gesehen nicht doch eine solidere Grundlage besitzen und deshalb besser beraten sind.

Der Planungsvorschlag

Steht die Genehmigung einer Bergbahn zur Diskussion, so werden meist nur Überlegungen in örtlichem Rahmen angestellt. Bei der heutigen Situation im bayerischen Alpenraum vermag jedoch eine solche Einzelbeurteilung nicht mehr zu befriedigen. Aus diesem Grund hat der Verfasser einen großräumigen Planungsvorschlag entwickelt [4], der die Einzelprobleme aus ihrer örtlichen Gebundenheit heraushebt und in einen übergeordneten Rahmen stellt. Nur so scheint es auf längere Sicht gesehen möglich, das wertvollste Kapital des Alpenraumes, „Landschaft“, in optimaler Weise zu erhalten und damit auch die Grundlage zur Erfüllung aller Forderungen, die Mensch und Zeit stellen.

Die Möglichkeit zu einer solchen großräumigen Planung ergab sich hauptsächlich aufgrund der naturräumlichen Gegebenheiten und der historischen Entwicklung. Vor allem erstere bedingten im Alpenraum stärker als sonstwo die Herausbildung gewisser Schwerpunkte in der Erschließungsintensität, so daß ganz allgemein festzustellen ist, daß Zonen stärkerer Erschließung solche geringerer oder fast fehlender Erschließung deutlich gegenüberstehen. Diese Differenzierung, die im übrigen immer mehr zu verwischen droht, sollte bewußt zu einer Abgrenzung der gegenseitigen Interessen, zu einer Lenkung der Entwicklung genutzt werden.

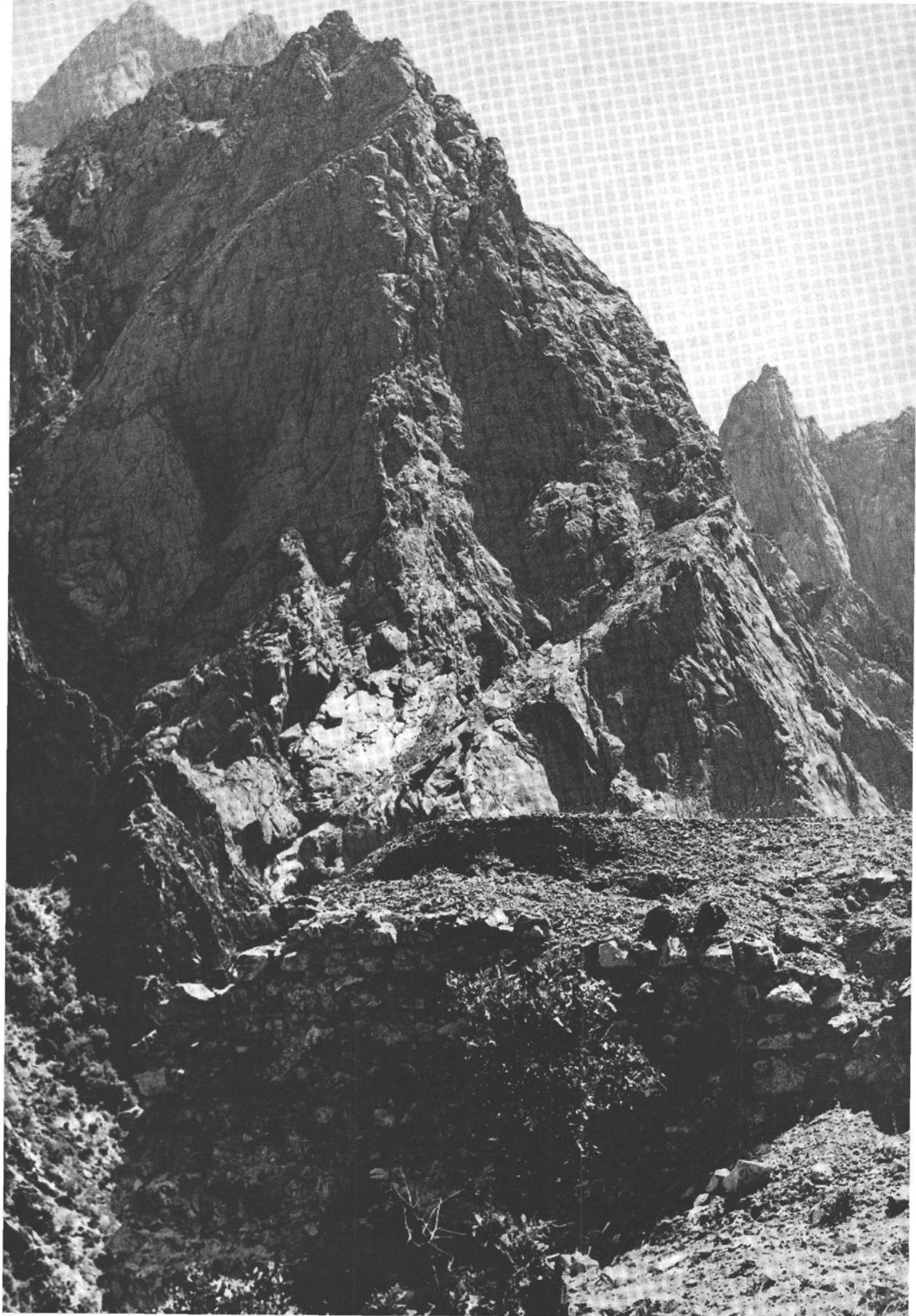
Hiervon ausgehend, wurde in Zusammenarbeit mit den beteiligten Naturschutzstellen eine Untersuchung des gesamten bayerischen Alpenraumes durchgeführt und das Ergebnis in der bereits erwähnten Veröffentlichung kartenmäßig niedergelegt. Die hier abgebildete Karte zeigt gegenüber der Originalkarte einige Modifizierungen, die sich aus der zwischenzeitlichen Entwicklung ergeben haben. Die Zielsetzung der Untersuchung ließ die Unterscheidung folgender drei Zonen zweckmäßig erscheinen:

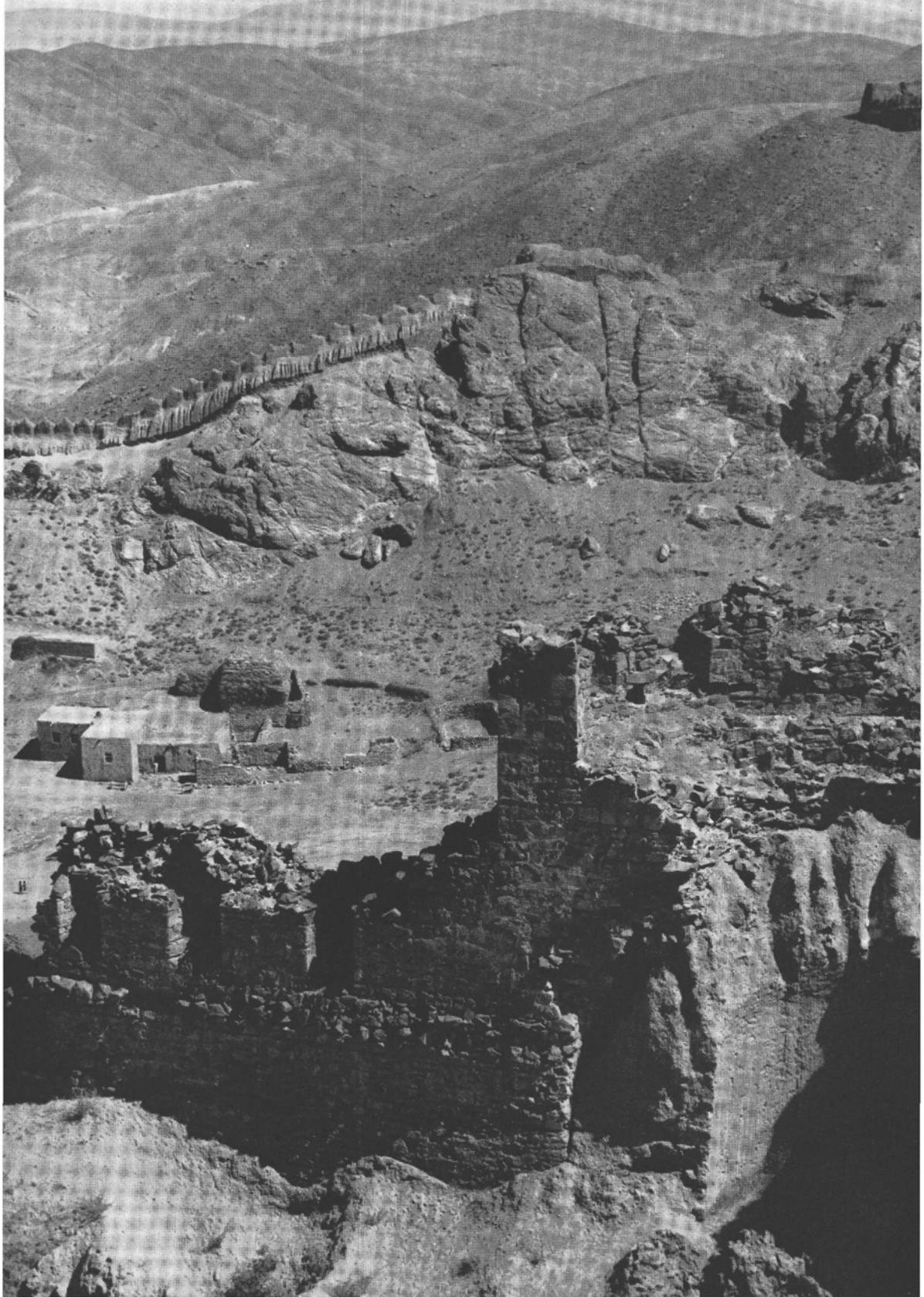
1. Zonen stärkerer und starker Erschließung mit Seilbahnen und Liften (Erschließungszonen)
2. Nicht oder nicht wesentlich erschlossene, ruhig gebliebene Zonen (Ruhezonen)
3. Zonen, die zwischen den beiden erstgenannten eine Zwischenstellung einnehmen (neutrale Zonen)

Für diese Zonen ergeben sich im Hinblick auf die anzustrebende Abgrenzung der gegenseitigen Interessen folgende Forderungen:

In den *Ruhezonen* sollten *alle* Eingriffe, die geeignet sind, das Landschaftsbild und die natürliche Substanz wesentlich zu verändern, vor allem also Seilbahnen und größere Skilifte, nicht zugelassen werden. Ein beträchtlicher Teil dieser Gebiete befindet sich unter Natur- oder Landschaftsschutz; die in diese Zonen fallenden, nicht geschützten Bereiche tragen, schon ihrer oft abseitigen Lage und ihrer deshalb besser geschonten Tier- und

Belkis (2743 m), Talwächter über dem Rudbar-e-Şin; im Vordergrund die Reste der Nestorianer-Kirche zwischen Serpil und Istazin (Foto: H.Thoma) ▶





Pflanzenbestände wegen, großteils den Charakter von Schutzgebieten, so daß zu prüfen wäre, ob sie nicht als Landschaftsschutzgebiete ausgewiesen bzw. schon vorhandene entsprechend vergrößert werden könnten. Dadurch wäre vor allem auch eine wirksame Rechtsgrundlage zur Abwehr aller unerwünschten Eingriffe geschaffen. In den Bereich der Ruhezonon fallen auch mehrere Gebiete, für die seit längerem Verfahren zur Inschutznahme laufen (z. B. Durchbruch der Tiroler Ache am Klobenstein, Reintal/Schachen). Sie sollten endlich rechtskräftig geschützt werden. Auch den Bemühungen des Deutschen Alpenvereins, der bereits im Jahre 1963 eine Bestandsaufnahme der bayerischen Berglandschaft durchgeführt und dem Bayerischen Innenministerium eine gutachtliche Stellungnahme für 10 neue Naturschutzgebiete und 2 Landschaftsschutzgebiete überreicht hat, könnte in diesem Rahmen Rechnung getragen werden.

Bei den *Erschließungszonen* handelt es sich um Gebiete, in denen gegen neue Projekte vom Standpunkt des Natur- und Landschaftsschutzes in der Regel geringere Bedenken bestehen dürften. Im Bereich von Erschließungsschwerpunkten wurde in den letzten Jahren ohnehin bereits ein großzügiger Maßstab angelegt. Beispielsweise wurden die neue Zugspitze-Seilbahn, die neue Seilbahn auf den Grünten oder das Projekt einer neuen Bahn auf den Wendelstein ohne weiteres gebilligt. Freilich darf und kann dieser Planungsvorschlag keinesfalls etwa dahingehend verstanden werden, daß die Lage eines Projektes in einer solchen Erschließungszone grundsätzlich mit einer Billigung durch den Naturschutz gleichzusetzen wäre. Ganz abgesehen davon, daß hierfür jede rechtliche Grundlage fehlen würde — ebenso wenig wie es einen Rechtsanspruch zur Errichtung von Seilbahnen und Liften auf bestimmte Berge gibt — sind die mit den Einzelprojekten verbundenen Detailprobleme dazu oft viel zu kompliziert. Jedes Vorhaben wird deshalb, wie es auch bisher der Fall war, sorgfältig überprüft werden müssen, wobei allerdings die erwähnte Situation bei der Beurteilung des Gesamtprojektes in vertretbarem Maße Berücksichtigung finden kann.

In den *neutralen Zonen* schließlich sollen neu auftauchende Projekte eine besonders sorgfältige Beurteilung sowohl hinsichtlich der Gesamtsituation als auch in den Einzelheiten erfahren. Es wäre also, zumal sich hier schon größere Bereiche unter Schutz befinden, ein wesentlich kritischerer Maßstab anzulegen als in den Erschließungszonen. Örtliche Gegebenheiten mögen für Ablehnung oder Zustimmung besonders maßgebend sein.

Wird also ein neues Projekt beantragt, so wäre es in Zukunft in erster Linie im Hinblick auf seine Lage in den ausgewiesenen Zonen, im landschaftlichen Großraum also, zu überprüfen. Fällt es in eine der Ruhezonon, so sollte es, wie dargelegt, abgelehnt werden. Fällt es dagegen in eine der übrigen Zonen, so könnte es nach vorstehend genannten Gesichtspunkten behandelt werden. In jedem Fall aber sind sorgfältige landschaftsgestalterische Maßnahmen zur Einbindung in die Landschaft und Behebung entstandener Schäden zu fordern.

Verfahrensstand, Kritik — eine Zwischenbilanz

Dieser Planungsvorschlag hat in Presse, Rundfunk sowie bei den zuständigen Privatorganisationen und Fachverbänden ein vielfältiges, positives Echo gefunden. Auch die zuständigen Staatsbehörden zeigten sich im wesentlichen aufgeschlossen. Nach längeren Vorverhandlungen ersuchten die Bayerischen Staatsministerien des Innern, für Wirtschaft und Verkehr sowie für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten in einer gemein-

samen Entschließung vom April 1969 die Regierungen von Oberbayern und Schwaben, auf der Grundlage des vom Verfasser vorgelegten Planes „einen Entwurf für eine Gesamtkonzeption zur Erschließung des bayerischen Alpen- und Voralpenraumes durch Bergbahnen und Straßen des öffentlichen Verkehrs, Luftlandeplätze und ähnliche Anlagen“ durch die Bezirksplanungsstellen erarbeiten zu lassen. Der Entwurf dieser Gesamtplanung soll dabei so gehalten werden, daß er als fachlicher Plan im Sinne der Art. 15 und 16 des Entwurfs für ein neues Landesplanungsgesetz durch die beteiligten Fachressorts aufgestellt und nach Inkrafttreten des Gesetzes für verbindlich erklärt werden kann. Den Bezirksplanungsstellen wurde eine Frist von einem halben Jahr eingeräumt.

Daß neben solchen konstruktiven Bemühungen auch negative Kritik an diesem Planungsvorschlag geübt werden würde, war von vornherein zu erwarten. So wurden Befürchtungen laut, eine solche Planung könnte zu starr sein und damit die wirtschaftlichen Möglichkeiten einengen. Dazu ist festzustellen, daß dieser Plan gerade zu einer sinnvollen Wirtschaftsentwicklung, allerdings in einem geordneten Rahmen, beitragen soll. Stellt man seine Berechtigung in Frage, so zieht man gleicherweise Sinn und Zweck der Landesplanung überhaupt in Zweifel, denn nach Art. 1 Abs. 1 des erwähnten Gesetzesentwurfes ist es ihre Aufgabe, „übergeordnete, überörtliche zusammenfassende und überörtliche fachliche Programme und Pläne aufzustellen.“ Ohne gewisse, regulativ wirkende Einschränkungen lassen diese sich jedoch nirgends realisieren.

Hinzu kommt, daß — einer Presseverlautbarung des Bayerischen Staatsministeriums für Wirtschaft und Verkehr vom 25. 11. 1968 zufolge — „mit einer solchen Planung auch ein wertvoller Beitrag zum Vollzug des Auftrags in Art. 141 Abs. 3 der Bayerischen Verfassung geleistet wird, der u. a. bestimmt, daß Staat und Gemeinden berechtigt und verpflichtet sind, der Allgemeinheit die Zugänge zu Bergen, Seen, Flüssen und sonstigen landschaftlichen Schönheiten freizuhalten und allenfalls durch Einschränkungen des Eigentumsrechtes freizumachen“.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß sich auch in der Schweiz Ansätze zeigen, das Bergbahnproblem künftig in ähnlicher Weise zu regeln. So hat sich z. B. der Schweizer Nationalrat Schaffer [10] bei der Behandlung des bundesrätlichen Geschäftsberichtes 1967 zur Frage der Konzessionierung von Bergbahnen wie folgt geäußert: „Mir scheint, es sei nun der Zeitpunkt gekommen, da die Konzessionierung von Bergbahnen von einer neuen Grundkonzeption aus erfolgen muß. Es sollte ein bei der Konzessionierung von Seilbahnen und Skiliften einzuhaltender Richtplan erstellt werden, demzufolge bestimmte Gebiete in unserem Gebirge als wirkliche Erholungslandschaften vor der modernen Zivilisation und ihren Begleitscheinungen verschont werden.“

Die Gesamtplanung

Im Rahmen des bereits vorgelegten Planungsentwurfs wurde angeregt, die vorgeschlagenen Zonierungen nicht nur bei Seilbahnprojekten, sondern ganz allgemein bei größeren, landschaftsverändernden Projekten zu berücksichtigen. Die Entschließung der Ministerien hat dieser Empfehlung zum Teil Rechnung getragen. Würde dieser Planungsvorschlag verwirklicht, so würde damit zweifelsohne ein erster, sehr wesentlicher Schritt im Sinne der eingangs erwähnten umfassenden Landschaftsordnung vollzogen.

Diese Landschaftsordnung — die Gesamtplanung also — kann sich jedoch naturgemäß nicht nur auf bestimmte Zonen beschränken. Sie muß vielmehr, darüber hinausgehend,

die Gesamtlandschaft erfassen. Die Bergbahnplanung wäre in diesem übergeordneten Rahmen als integrierender Bestandteil aufzufassen. In ähnlicher Weise müßten — wie erwähnt — auch noch andere Fachplanungen und -programme mitaufgenommen werden.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf die zahlreichen, umfassenden Probleme näher einzugehen, die bei einer solchen Gesamtplanung zu berücksichtigen wären. Es sei aber gestattet, die wichtigsten Punkte wenigstens kurz zu streifen:

Forst-, Land- und Almwirtschaft

Ein gesunder Wald stellt das Rückgrat der alpinen Landschaft dar. Er ist die Voraussetzung für einen ausgeglichenen Wasserhaushalt und Garant dafür, daß die in jedem Berggebiet gegebene erhöhte Gefahr von Naturereignissen innerhalb eines normalen Rahmens bleiben.

Die Labilität größerer Teile des bayerischen Alpenraumes hat sich bekanntlich durch raubbauartige Bewirtschaftung in der Vergangenheit beträchtlich erhöht. Insbesondere durch die extensive Wald-Weidewirtschaft wurde nicht nur die obere Waldgrenze beträchtlich herabgedrückt, es fand auch eine negative Selektion der Forstbestände statt, die Bodenverhältnisse wurden nachteilig beeinflußt, die Erosionserscheinungen nahmen zu. Durch die gleichzeitig von den Talbereichen ausgehende verstärkte Holznutzung (z. B. für die Salinen und Hüttenbetriebe) wurde der alpine Waldgürtel immer schmaler und damit seine Widerstandsfähigkeit gegen Lawinendurchbrüche verringert. Die Bedeutung des Waldes für die Lawinensicherung läßt sich deutlich aus dem Tiroler Lawinenkataster ablesen [2], wonach 63,5% aller dort erfaßten Lawinen aus Flächen mit möglicher, jedoch durch Überbewirtschaftung zerstörter Waldbestockung erfolgen. Nur 28,5% kommen aus dem eigentlichen Hochgebirgsterrain oberhalb der möglichen Waldgrenze und nur 8% aus den Waldbereichen, wobei es sich jedoch meist um kleinere Abgänge aus Gräben und dergleichen handelt.

Aus dieser Situation ergeben sich eine Reihe landespflegerischer Notwendigkeiten, die anzustreben sind:

Verbreiterung des alpinen Waldgürtels durch Aufforstung von Hochlagen und aufgelassenen Almen, Sicherung der vorhandenen Bestände durch Verjüngung und naturgemäße Bewirtschaftung (kombinierte Holzartenwahl, gestufter Bestandsaufbau), Aufgabe einer zu einseitig nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten orientierten Waldnutzung (z. B. beim Forststraßenbau in Naturschutzgebieten), Reduzierung der Wildbestände auf ein nicht schädigendes Maß, stärkere Betonung der Erholungsfunktion, Eindämmung der überwiegend fortschreitenden Verfichtung, Sanierung von Erosionsanrissen sowie Trennung von Wald und Weide. Ernste Probleme für die Landschaft des alpinen Raumes ergeben sich durch den zunehmenden Rückgang der Almwirtschaft. Aufgelassene Almflächen bergen die Gefahr der Bodendegradierung, Erosion, wasserwirtschaftlich nachteiliger Folgen sowie leichterer Lawinenbildung in sich. Sie bedürfen daher besonderer Kontrolle bzw. einer gezielten Rückführung in Baumbestände.

Wasserwirtschaft, Wildbachverbauung und Energiegewinnung

Wie schon angedeutet, stehen die im vorherigen Abschnitt genannten Probleme in engem Zusammenhang mit dem Wasserhaushalt eines Gebiets. Die wasserwirtschaftlichen Maßnahmen im Gebirge erfordern jedoch nicht nur besondere Fachkenntnisse, sondern auch

besonderes Einfühlungsvermögen in die Landschaft. Das zeigt sich z. B. bei der Wildbachverbauung. In vielen Tälern des Allgäus und der Ammergauer Berge wurden zahlreiche, teilweise sehr hohe Geschieberückhaltesperren aus Beton gebaut, durch die hauptsächlich einer Vermurung der Talbereiche vorgebeugt werden soll. Abgesehen von der oft schweren Beeinträchtigung des Landschaftsbildes durch solche Sperren können Erosion und Geschiebeanfall aber nur dann wirklich wirksam eingeschränkt werden, wenn primär eine biologische Verbauung der Wundstellen in den oberen und obersten Hangbereichen und eine Sicherung der dortigen Vegetationsdecke erfolgt.

Man sollte sich hüten, die Symptome zu bekämpfen, ohne die Ursache wirksam anzugehen.

Empfindliche Verluste an Natursubstanz hatte die energiewirtschaftliche Nutzung der alpinen Fließgewässer zur Folge. Wenngleich sie — wegen der Erschließung neuer Energiequellen — im wesentlichen als überholt anzusehen ist, so ist sie trotzdem noch immer nicht völlig abgeschlossen. Erst vor kurzem wurde — gegen den heftigen Widerstand des Naturschutzes — die letzte noch naturnah geliebene Flußstrecke an der Saalach zum Energieausbau freigegeben.

Die Erhaltung der noch vorhandenen Reststücke alpiner Wildflußstrecken, „die allein durch ihr bloßes Dasein Kultur schaffen“ (O. Kraus), liegt jedoch heute im öffentlichen Interesse.

Bauentwicklung, Maßnahmen der Infrastruktur

Eines der dringlichsten Anliegen im alpinen Raum ist die Sorge um eine sinnvolle und geordnete bauliche Weiterentwicklung. Die rasch anwachsende Bevölkerung beansprucht ständig neue Siedlungsgebiete. Die Bauentwicklung, besonders soweit sie durch Fremdenverkehrsinteressen beeinflusst ist, drängt aus den ehemals bevorzugten Talbereichen in zunehmendem Maße in die Bereiche der unteren Bergwaldregion. Hinzu kommen die Wünsche nach Errichtung von Feriendörfern, Wochenendhäusern und dergleichen, die sich bis in den Bereich der Almzone erstrecken. Gleichzeitig werden neue Industricansiedlungen gefordert. Neue Rohstoffquellen (Steinbrüche, Sand-, Kiesgruben etc.) müssen erschlossen werden. Insgesamt gesehen nimmt die Zersiedlung dadurch immer mehr zu.

Für neue Siedlungsbereiche müssen neue Straßen gebaut werden; für den Transitverkehr werden neue Fernstraßen benötigt und schließlich werden Straßen auch aus vorwiegend touristischen Gründen gebaut. Der alte Wunsch nach Errichtung einer durchgehenden Queralpenstraße von Berchtesgaden bis Lindau ist beispielsweise noch immer nicht ganz begraben. Solche Baumaßnahmen werden heute in der Regel zwar gut in die Landschaft eingefügt, doch sind sie nicht selten Ansatzpunkte für Hotels, Gaststätten, Seilbahnen, Lifte, Feriendörfer und dergleichen und somit Ausgangspunkte neuer Störungsquellen und Belastungsmomente für die Landschaft.

Landesverteidigung

Im Rahmen der Gesamtplanung muß schließlich auch den Erfordernissen der Landesverteidigung entsprochen werden. Dabei gilt es, soweit möglich, auf landschaftlich weniger empfindliche Bereiche auszuweichen, um gefährliche Landschaftsschäden, die als Folge des Übungsbetriebes zu erwarten sind, zu vermeiden.

Ausblick

Eine mehr oder weniger dem Zufall überlassene, hauptsächlich von örtlichen Interessen bestimmte Entwicklung, wie sie bisher für den alpinen Raum kennzeichnend war, wird man sich in Zukunft, sollen der Naturhaushalt und das Kapital „Landschaft“ nicht ständig in gefährlicher Weise weiterbelastet werden, einfach nicht mehr leisten können. Es ist daher dringend notwendig, endlich klare und verbindliche Grenzen zu setzen. Dies dürfte am zweckmäßigsten auf der Ebene einer in die Zukunft gerichteten, umfassenden Landschaftsordnung möglich sein, einer Planung, die in erster Linie die einmalige Landschaftssubstanz des Alpenraumes sichert, daneben aber auch wirtschaftliche und technische Gesichtspunkte berücksichtigen muß. Neue Anforderungen wären kritisch zu prüfen und nur im Rahmen vertretbar erscheinender Möglichkeiten — durch eine klare Interessenabgrenzung würden sich sicherlich noch solche ergeben — zuzulassen. Nur so kann sichergestellt werden, daß der bayerische Alpenraum die vielfältigen Belastungen ohne weitere nachhaltige Schäden für den Naturhaushalt auf die Dauer verkraften kann.

Zur Erreichung dieses Zieles hat auch der Deutsche Alpenverein wichtige Aufgaben zu erfüllen. Prof. Dr. R. Hamm, der Erste Vorsitzende der Sektion Kulmbach, hat sie mit folgenden Sätzen umrissen: „Angesichts der die Bergwelt und den Alpinismus bedrohenden Situation sollten die Hauptversammlungen des Deutschen Alpenvereins weniger der Diskussion um Mitgliederbeiträge, Hüttenprojekte und dgl. als vielmehr dem gemeinsamen Kampf aller interessierten Kreise gegen die Zerstörung der Hochgebirgslandschaft gelten! Wenn wir diese Aufgabe versäumen, wird die übrige Arbeit des Alpenvereins gegenstandslos sein.“

Literatur

- [1] *Cerovsky, J.*, Der tschechoslowakische Landschaftsschutz ... Zeitschrift „Natur und Nationalparke“ Nr. 15/1966.
- [2] *Fromme, G.*, Über die Entwaldung in Tirol, Zeitschrift „Natur und Land“ H.
- [3] *Jüllg, F.*, Die Seilbahnen Österreichs, Österreichisches Institut für Raumplanung Wien 1966.
- [4] *Karl, H.*, Seilbahnen in die letzten ruhigen Bereiche der bayerischen Alpen, Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Alpenpflanzen und -Tiere (1968).
- [5] *Karl, H.*, Landschaftsordnung im bayerischen Alpenraum — eine dringende Notwendigkeit, Zeitschrift „Natur und Landschaft“ H. 10/1968.
- [6] *Karl, J.*, Um die Zukunft der bayerischen Gebirgslandschaft, Zeitschrift „Allgemeine Forstzeitschrift“ Nr. 31/1967.
- [7] *Kraus, O.*, Zerstörung der Natur — Schicksal von Morgen?, Glock- und Lutz-Verlag Nürnberg 1967.
- [8] *Pause, W.*, Die großen Skistationen der Alpen, Bd. II, München 1968.
- [9] *Prott, H.*, Agrarwirtschaft im Jahre 2000, Zeitschrift „Natur und Landschaft“ H. 7/1968.
- [10] *Schaffer, E.*, Zur Konzessionierung von Bergbahnen, Zeitschrift „Natur und Mensch“ Nr. 1, September 1968.
- [11] *Weiss, H.*, Landschaftsschutz und Fremdenverkehr in Graubünden, Neue Züricher Zeitung Nr. 354 v. 25. 12. 1968.
- [12] *Wolf, W.*, Entwicklung der Fremdenverkehrsgemeinden in Südtirol, Zeitschrift „Natur und Landschaft“ H. 10/1968.
- [13] *Wörl, V.*, Auf den Bergen wohnt das Risiko, Süddeutsche Zeitung v. 15./16. 2. 1969.

Berge am Rand von Eden

Geographie, Kultur und Geschichte des Hakkâri-Distrikts

HANS THOMA und ANSELM VOGEL

In der Genesis steht zu lesen, Gott der Herr habe einen Garten in Eden gegen Morgen gepflanzt und den Menschen hineingesetzt. Das Land „gegen Morgen“ ist Anatolien, das „Anadolu“ der Türken, einst das „Land gegen den Aufgang“ der Griechen.

Weiter berichtet die Bibel, ein Strom sei ausgegangen von Eden, zu wässern den Garten. Und der Strom habe sich geteilt in die vier Hauptwasser Pison, Gihon, Tigris und Euphrat.

Euphrat und Tigris entspringen in Ostanatolien. Wenn aber Pison und Gihon auch nie gedeutet werden konnten, so ist doch die Erkenntnis gesichert, daß die Quellzonen von Euphrat und Tigris als von der Hauptader des Gartens durchflossene Gebiete das paradiesnächste Stück Geographie auf Gottes Erdboden sind.

Als Adam und Eva aus Eden vertrieben waren, mögen sie sich in Bergwüsten wiedergefunden haben, wie sie später die Urartäer bewohnten. Hier ist das ganze Land gebirgig und es gibt im Überfluß von den Disteln und Dornen, die Adam ob seines Sündenfalls bestimmt wurden.

Die wildeste und großartigste Landschaft des ganzen anatolischen Ostens mit tief eingeschnittenen Schluchten, zersägten Graten, schimmernden Gletschern und majestätischen Gipfeln aber ist in der Provinz Hakkâri am Dreiländereck Türkei—Irak—Persien zu finden.

In der Nähe von Konya in Mittelanatolien hat James Mellaart die frühneolithische Siedlung Çatal Hüyük ausgegraben [1]. Vordem hatte man den Schauplatz ersten Selbstwerdens der Menschen nach der Vertreibung aus dem Paradies im fruchtbaren mesopotamischen Halbmond weit im Süden vermutet. Mellaart bewies indes Anatolien als Wiege der Menschheit.

Die Hakkâri-Gebirge Cilo und Sat konservieren ihre eigenen Bilddokumente der nachparadiesischen „neolithischen Revolution“ (Hartmut Schmökel). In primitiven Felszeichnungen — Jäger und Dämonen fangen Steinböcke und Wildziegen — sind die allerersten Domestikationsversuche festgehalten [2].

Das Paradies lag hier im Osten. Doch der Fluch über Adam — das türkische Wort „adam“ bedeutet „Mensch“ — war schon immer ebenda am meisten spürbar. Zahllose Völkerschaften, wie sie die Historiker teilweise nur sehr zögernd in die geschichtlichen Zusammenhänge einzufügen lernen, lieferten sich gerade hier die blutigsten Schlachten. Hochstehende Kulturen drückten dem Land ihren Stempel auf, Machtpolitik und Religionsstreit, Habgier und Kriegsleidenschaft machten alles wieder zunichte.

Heute gräbt Professor Afif Erzen von der philosophischen Fakultät der Universität Istanbul südlich des Vansees die Urartäerburg Çavuş-Tepe aus. Über der 700 Meter

langen Festungsanlage aus zyklischen Basaltblöcken und großartig erhalten gebliebenen Lehmmauern weht die rote türkische Fahne mit Viertelmond und Stern.

Am „schönen Wasser“ von Güzelsu beschwört die von Sari Selim über urartäischen Resten erbaute Hoşapkale (Kale = Burg) dunkle Erinnerungen an Raubfürstentum und Unterdrückung.

Selbstbewußt schoben einst die Chalderkönige Ispuini und Menua ihren Machtbereich gegenüber den Assyrern bis zum Keleschin-Paß (nahe dem heutigen Dreiländereck) hinaus.

„Keleschin“, Gelyaşın (jetzt offiziell „Reşko“) heißt der 4170 m hohe, pfeilerartig kühn aufgebaute Kulminationspunkt der Gebirge Cilo und Sat.

Die beiden schwer zugänglichen Berggruppen waren das Arbeitsgebiet der „Deutsch-Türkischen Hakkâri-Kundfahrt 1968“, an der Muzaffer Erol Gez (Mersin), Michael Reidel (Landshut), Peter Schöttl (Mittenwald), Hans Thoma (Landshut) und Dr. Anselm Vogel (Holzkirchen) teilnahmen.

Neben den alpinistischen Aufgaben war es das erklärte und vom Deutschen Alpenverein im Rahmen seines Urteils über die Förderungswürdigkeit des Unternehmens ausdrücklich gutgeheißene Ziel der Expedition, nach umfangreicher Vorbereitung an der Erhellung der komplizierten historischen Rolle des Gebirgslandes südlich von Van mitzuwirken. Die absichtlich zusammenhanglos aneinandergereihten geschichtlichen Einzelbezüge dieser Einleitung sollen dabei nur andeuten, mit welcher schier unüberschaubar vielschichtigen historischen Belastung sich der interessierte Besucher der Hakkâri-Gebirge „am Rande Edens“ konfrontiert sehen muß.

Die für ein Unternehmen mit bergsteigerischer Blickrichtung ungewohnte Zielsetzung mag dem geschätzten Leser die ebenso ungewohnte Verteilung der Themengewichte in dieser Publikation hinreichend erklären.

Allgemeine Geographie

Es ist die Rede von den Kalkgebirgen Cilo und Sat im äußersten türkischen Südosten. Das Gebiet liegt auf der nördlichen Breite von Athen, Palermo, Lissabon, und es reicht im Osten bis nahe an den fünfundvierzigsten Längengrad heran, was etwa der Lage von Tiflis, Bagdad und Aden entspricht.

45 Grad östlicher Länge bedeuten bei einem Zeitunterschied von 4 Minuten je Grad für Hakkâri eine rechnerische Differenz von genau 3 Stunden gegenüber der westeuropäischen Zeit von Greenwich. Offiziell findet aber für das ganze türkische Territorium die osteuropäische Zeit (OEZ) Anwendung, die sich für die Zone des 30. Längengrades östlich Greenwich errechnet.

Den Reisenden muß bei dieser Zoneneinteilung der gleiche Uhrenstand in Sofia, Istanbul, Ankara und Erzurum verwirren. Aber jenseits des Vanses hat er sich schließlich damit abgefunden, daß ihm im August schon fast die Sonne untergeht, während die amtliche Ortszeit noch auf 17 Uhr (OEZ) steht.

Der Hirte oder Jäger, auf den der Fremde im Gebirge angewiesen ist, hat demgegenüber seine ganz anders geartete eigene Zeitmessung und Zeitbenennung. Seine Uhr — sofern ihm gewinnträchtiger Kontakt mit der Außenwelt ein solches Instrument beschert haben sollte — stünde um 17 Uhr (OEZ) auf 11 Uhr. Dieses Zifferblattbild „à la turca“ verrät ihm, daß er noch über eine Stunde Tageslicht verfügen kann. Denn der Einbruch der Nacht als der bedeutendste Moment des Tages wird hierbei durch die einprägsame 12-Uhr-Zeigerstellung markiert. —

Professor Dr. Hans Bobek, heute Vorstand des geographischen Instituts der Universität Wien und Inhaber einer Lehrkanzel für Kulturgeographie, hat insbesondere 1937 als junger Dozent von Berlin aus die Berggruppen Cilo und Sat durchforscht. Er nannte sie damals das „zentralkurdische Hochgebirge, dessen mächtigste Gruppen das besonders hoch gehobene Verbindungsstück zwischen den gewaltigen Gebirgssystemen des Taurus im Westen und des Zagros im Südosten“ bildeten.

Bei der hier verwendeten Bezeichnung der beiden Gebirgsgruppen Cilo und Sat soll das „türkische Wort „Dağ“ in allen seinen Formen — in deutscher Sprache häufig wiedergegeben als Dagh, Daghi, Daghlar, Daghleri (= Berg, Gebirge) — schon der ohnehin außerhalb der türkischen Sprache meist falsch geschriebenen und verstandenen Possessivendungen wegen weggelassen werden.

Im übrigen ist es an der Zeit, zur Schreibweise und Aussprache der Namen ganz allgemeine Stellung zu nehmen: Dieser Bericht verwendet die Namen so, wie sie am häufigsten geschrieben auftauchen. Eine unterschiedliche Schreibweise ist dabei nicht ganz zu vermeiden, weil durch Zitate verschiedene Arten der Wiedergabe einunddesselben Namens notwendig werden. Dies wiederum ist aber auch durchaus erwünscht, um die Vielfalt der Mittel, die bei der Weitergabe von geographischen und sonstigen Bezeichnungen in Schriftform angewandt werden, zu demonstrieren.

Eine mitteleuropäisch-pedantische Orthographie fehlt. In Zweifelsfällen fiel die Wahl auf die aussprachenähere Schreibweise (z. B. Zab, anstatt Zap).

Das spezielle türkische *i* ohne *i*-Punkt kann durch die üblichen außertürkischen Schreib- und Setzmaschinen leider nur wie der normale Vokal *i* wiedergegeben werden. Im übrigen gilt [3]

c	=	dsch	ş	=	sch
ç	=	tsch	v	=	w
ğ	=	j (am Wortende fast unhörbar)	y	=	j
j	=	sch	z	=	s

Cilo und Sat, je 25 km „lang“ (in Nordwest-Südost-Ausdehnung) und etwa 15 km breit, bilden ein eng zusammengerücktes Gipfelkonzentrat inmitten umliegender Bergwelt. Der Große Zab ist für beide Gebirge die begrenzende Einsenkung im Nordwesten. Sein Nebenfluß Rudbar-e Şin zieht eine tiefeingeschnittene Trennfurche durch die beiden Gebirgsstöcke. Am südöstlichsten Ende fallen die geographischen Ordnungslinien weniger deutlich ins Auge, gerade hier haben sie aber als Staatsgrenzen gegen den Irak und Persien umso mehr politisches Gewicht.

Betrachtet man zusammen mit den Erhebungen auch Land und Landschaft, in denen sie liegen, so gelangt man zu erstaunlichen Unterschieden zwischen den mitteleuropäischen Alpen und den kleinasiatischen Gebirgszügen Cilo und Sat:

Hier formschöne, berühmte und weniger berühmte Gipfel zwischen einem Gitternetz von Straßen und Wegen, aufragend aus volkreichen Niederungen, durch Hotels, Hütten, Pfade, Bahnen in handliche Tagesdosen aufbereitet. Dort schwerzugängliches nicht minder formschönes Ödland, abgeschirmt durch weite auch ihrerseits bergige Steppe. Hier Reiseziel der Städter und investitionsträchtiges Fremdenverkehrskapital ganzer Industriezweige, dort für Mensch und Tier häufig feindlich scheinende Umwelt.

Aber gerade die Aura der Unberührtheit verstärkt die Anziehungskraft der zivilisatorischen Anti-Zonen. Derart irrationalen Magnetismus zu verfallen, ist jedoch nicht immer und überall in so hohem Maße lohnend wie bei den Gebirgen Cilo und Sat. —

Die türkische Regierung beabsichtigt, die beiden Gebirgsgruppen zum Nationalpark zu erklären und so das einmalige Landschaftsbild unter Naturschutz zu stellen [4]. Das Bergland von Hakkâri ist — wie der ganze gebirgige türkische Osten — für strenge und schneereiche Winter berücksichtigt. Im März 1969 mußten nahe Tatvan und Beytüşşebap 22 Kinder an Masern sterben, weil bei einer Schneehöhe von vier Metern (!) die Dörfer von der Außenwelt und damit von jeder ärztlichen Hilfe abgeschnitten waren.

Cilo

Die Sprachen des Orients gehen mit der Sprech- und Schreibweise von Vokalen nicht so sehr akkurat um. Die Namen Cilo und Cölemerik stellen unter zahllosen Beweisen für diese Erscheinung besonders interessante Musterbeispiele dar.

Da kamen neben der heute zu „Cilo“ erstarrten sprachlichen Form früher die Namen Dschelu und Gïlu zur Anwendung [5, 6, 7].

Als den Hauptort der Provinz geben die Karten Dschulamerg, Dschulamerik, Cölemerik, und (erst seit neuerer Zeit) Hakkâri an. Die ersten beiden Silben des Ortsnamens wandeln sich hier von Dschula nach Cöle, so daß die beiden geographischen Bezeichnungen in ihren sprachlichen Varianten Dschilo, Dschilu, Dschelu, Dschula und Dschöle sich insgesamt sämtlicher Vokale und dazu noch eines Umlauts bedienen. —

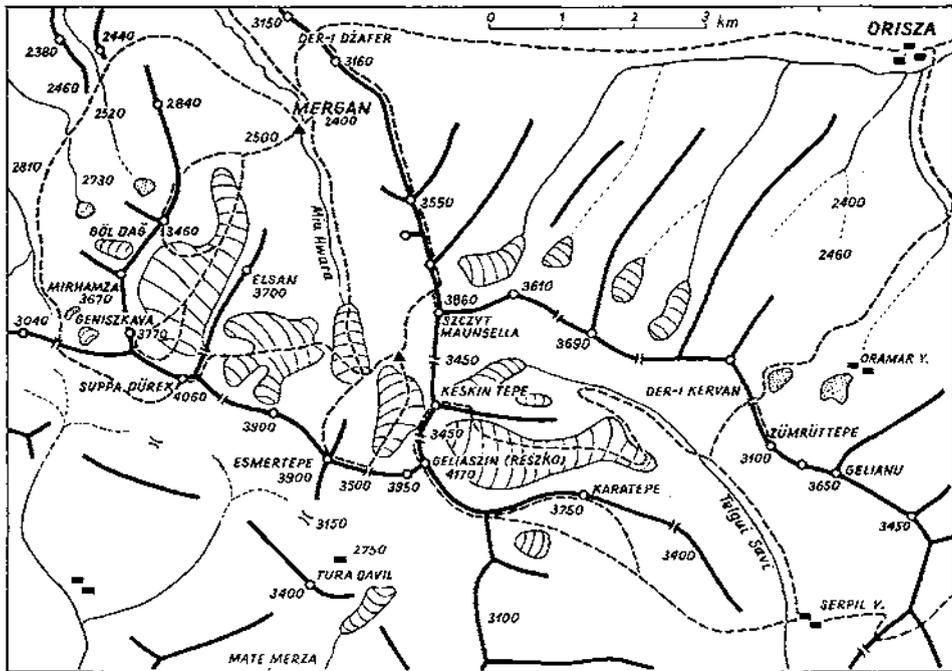


Abb. 1. Skizze der Cilo-Berge von Maciej Popko, Leiter der Polnischen Cilo-Kundfahrten 1967 und 1968 (aus TATERNIK 4/1968, Organ des Polnischen Hochgebirgsklubs).

Das Cilo-Gebirge überrascht auch den an Bergformen aller Art hinreichend gewöhnten Alpinisten durch die ungeheure Massigkeit seiner Hauptberge. Fast alle die Einzelgipfel wie „Eckpfeiler“, Mirhamza oder Maunsel Spitze sind eigentlich nur Detailerhe-

bungen der beiden gewaltigen Viertausender-Stöcke Supan Durek (4060 m) und Reşko (4170 m).

Aber schon die „Detail“-Erhebungen sind grandiose, sperrige Brocken, die sich über wildzerhackte Grate und recht unverschämt lange und glatte Wandfluchten empor-schwingen. Die Hauptgipfel selbst erfüllen in Formenvielfalt, Unberührtheit, Einsamkeit und Großzügigkeit auch ausgefallene Bergsteigerwünsche.

Sie stellen jedoch — und das gilt allgemein für das ganze Gebirge — an die körperliche und seelische Kondition derer, die nach ihren Kulminationspunkten streben, ganz erhebliche Anforderungen, — und dies nicht nur vorübergehend. Der österreichische Bergsteiger Ernst Walther starb 1956 auf der Tour von Mergan (2400 m) zum Supan Durek (4060 m) an Erschöpfung.

Die mehr an der Peripherie angeordneten Einzelberge — so der Hakkâri-nahe Sümbül (3467 m), die Kisara als besonders wirkungsvolle Solitärspitze (3750 m), der Talwächter Belkis über dem Rudbar-e Şin (2743 m) oder die schräge Rampe des Gelyano (3650 m) — sind nicht in ganz so irrationale Sphären entrückt. Sanfter geschwungene Höhenzüge in ihrer Nachbarschaft lassen sie erdnäher und weniger geheimnisvoll erscheinen. Ihre Gipfel gewähren indes umso eindrucksvollere Ein- und Ausblicke auf die dramatische Szenerie der gletschergetragenen Viertausender und — in umgekehrter Richtung — in fliederfarbene Weiten, hinweg über die zu Wellen erstarrten Unendlichkeiten tieferliegenden gebirgigen Kleinzeugs und der grünbraunen tellerartigen Ova-Hochflächen.

Die merkwürdigen Ovas, wie sie hier in besonders ausgeprägter Form auftreten, definiert Blumenthal begrifflich mit „Depressionen innerhalb höherer Bergumrahmungen“. Dabei — so Blumenthal — habe man gewöhnlich von einer morphologisch bedingten Bruchsenke innerhalb des gefalteten Gebirges auszugehen, weshalb sich an den Rändern ausklingender Vulkanismus in Form von heißen Quellen oder Schwefelabsätzen zeige.

Mit der höheren Bergumrahmung rund um die Ova hat Blumenthal nur teilweise recht. Zumindest bei der um 2000 m hoch gelegenen riesigen Gevar-Ova — 90 km Durchmesser, Hauptort Yüksekova (Yüksek Ova = Hohe Ova) — ergibt sich eine eben so merkwürdige wie subjektiv ärgerliche Erscheinung. Die Hochebene verkehrt den Trost des Abstiegs von den Gipfeln in ein gleichermaßen lächerliches wie anstrenghendes Gegenteil: Der Weg ins Tal geht aus den tiefeingepprägten Flußfurchen (der Rudbar-e Şin erreicht bei İstazin ein Niveau von 1300 Metern Meereshöhe) hinauf zur Ova, die Bäche kommen aus der Ova herunter, und sie laufen damit sozusagen aus der Ebene ins Gebirge hinein.

Sat

Es wäre eine recht vermessene Sprachspielerei, den Namen „Cilo“ aus „Cilomerik“ (Cölemerik) ableiten zu wollen, wenn auch die Konsonantenkombination den Gedanken daran nahelegt. Klarer und unmißverständlicher ist der Zusammenhang zwischen der Ortschaft Sat ganz im Süden an der irakischen Grenze und dem Sat-Gebirge.

Den Sat, südöstlich vom Rudbar-e Şin aufgebaut, nennt Bobek aufgelöster, gegliederter, in der Gipfelbildung individueller, zierlicher, zackiger. Dem wäre nur noch hinzuzufügen, daß der Sat „älter“ wirkt, faltiger, für den Bergsteiger unzuverlässiger im Fels. Wo glatte Pfeiler und Wände den Cilo prägen — zum Beispiel in dem zu landschaftlicher Dramatik gesteigerten Avaspi-Talschluß —, da formen zerfressene Grate und frostzersprengte Blockgipfel das Gesicht des Sat.

Großzügig alpin wirkenden Glazialformen ausgedehnter und zerrissener Tal- und Plateau-Gletscher im Cilo stehen im Sat nur Klein- und Restbeispiele vormals sehr viel stärkerer Vereisung gegenüber. Kar- und Schluchtgletscherchen, von den Felsen oft gerade noch festgehaltenes Hängeeis und ausapernde Firnflecken schmücken die dunklen Nordwände. Reste von Lawinenschnee, da und dort in die gipfelnahen Buchten der zahlreichen Seen hinabgestürzt, zaubern die kühle Pracht arktischer Sommerlandschaften hierher in orientalische Gebirge inmitten heißer Steppengürtel.

Aber auch die nur wenigen hundert Quadratmeter Pseudo-Arktis hier, blumengeschmückter Seewiesen dort, schutterfüllte Steilrinnen, einsturzberete Felstürmchen, behäbig eingesattelte Paßhöhen, lehnsesselartige Karnischen, eisgeschliffene Rundbuckel, brüchige Grate und zierliche Schuttgipfel summieren sich alles in allem zu einem ersten Hochgebirge mit Scheitelhöhen bis zu 3810 m (Çia-e Handevade).

Die Berge mit über 3500 m Höhe drängen sich alle in dem engen Raum der Bay-Gevaruk-Gruppe zusammen (etwa 10 Spitzen vom Çia Mazan 3725 m im Westen bis zum „Knoten“ 3550 m im Osten). Die Umrahmung der Sat-Seen vom Satbaşı über Gorişisu bis zu den Daholki-Köpfen liegt demgegenüber mit Höhen von 3100–3300 m sehr viel niedriger.

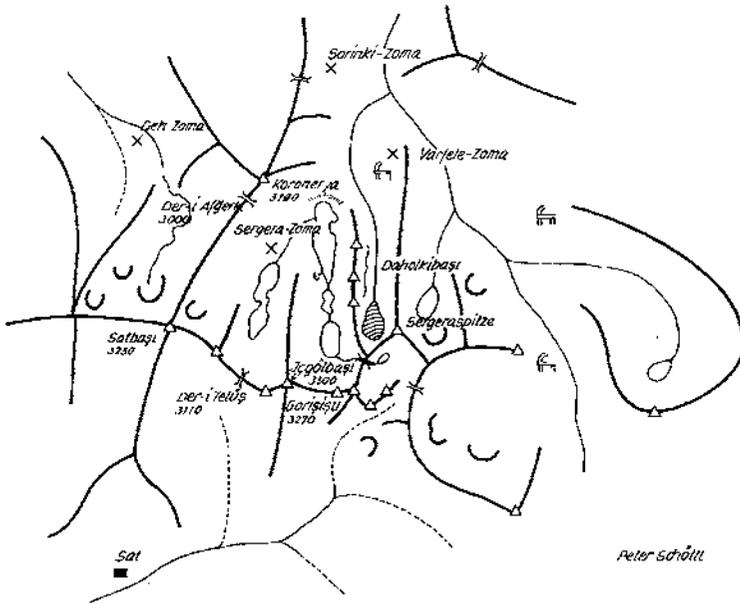


Abb. 2. Die Umrahmung der Sat-Seen (Tagebuchskizze der Deutsch-Türkischen Hakkâri-Kundfahrt 1968; Zeichnung Peter Schöttel).

Steine, Blumen, Tiere

In grundlegenden geologischen Ausführungen beschreibt Bobek den Cilo als zusammengesetzt aus blaugrauem Obertriaskalk, blauen Kalkschiefern, Sandsteinen und Konglomeraten, grünen Eruptiven, Wechselagerungen von weißen Kalkzügen, roten Hornsteinen, weißen Riff-, Massen- und Nummulitenkalken. In einer Profilzeichnung für den Sat gibt er ebenfalls hauptsächlich Kalke und Eruptiva an.

Dem hinter seinem Tragtier einherschreitenden Bergsteiger mit weniger ausgepräg-

tem geologischen Engagement, aber natürlicher Freude an farbigen Steinen fallen hier besonders ins Auge die tiefroten Kieseltongesteine, grellweiße Kalke und in winzigen Mengen auftauchende glasartig glänzende Einsprengungen in leuchtendem Grün (der Augit-Gruppe zuzurechnende Diopside).

An manchen Stellen, selten zwar, doch häufig genug, um auch in weniger geschulten Suchern genügend Entdeckerfreude wachzuhalten, finden sich wasserhelle Kristalle verschiedenster Größen. Meist in altes, mürbes Muttergestein eingebettet, sind sie fast immer farblos, höchstens manchmal ein wenig ins bräunliche verfärbt, zu kleinen und großen Gruppen gebündelt, aber innerhalb dieser Gruppen wild durcheinander angeordnet, wobei gerade die wechselseitige Störung im Wachstum die Konstruktion faszinierend komplizierter geometrischer Körper begünstigt.

So obenhin betrachtet, wirkt die Farbenpracht der Steine freilich sehr dezent, und schon manchem Besucher hat die scheinbare Ödnis Empfindungen arger landschaftlicher Trostlosigkeit ins Tagebuch diktiert. Ist dieser Eindruck auch über weite Strecken subjektiv richtig, so kämpfen doch inmitten der einförmigen Felsmassen das Grün der Weideflächen und die wundersam zarten Gebilde einer fremden Blumenwelt dagegen an. „Wundersam zart“ darf in diesem Zusammenhang häufig nur als Bild der rein optischen Sphäre gewertet werden. Denn insbesondere Disteln, mehr noch ein dunkelgrünes Stachelgewächs, das als niedriger Bodenbedecker eine Art kurdischer Latschenrolle spielt, vermitteln kraft eisenharter Dornen den Tastsinnorganen völlig andere Empfindungen.

Bis hinauf zur Dreitausendmetergrenze säumen an manchen Stellen handtellergroße Blütenpolster in leuchtendem Gelb die Wasserläufe. Von der Nähe betrachtet, stellen sie sich als himmelsschlüsselähnliche Einzelblumen mit fleischigen Stengeln dar. Dicht stehen sie beieinander und verströmen einen intensiven vanillesüßen Wohlgeruch.

Die kurdischen Jäger und Hirten nennen das Kraut Si-zen. Sie rupfen sich gern eine Handvoll von dem gelben Zeug aus und tragen es stundenlang spazieren, nur um alle paar Sekunden daran zu riechen und so an einer einheimischen Sondervariante orientalischer Düfte zu partizipieren.

Dabei kann es vorkommen, daß der hakennasige Herr der Herden in der Rechten den Karabiner amerikanischer Herkunft, in der Linken sein Sträußchen Si-zen durchs Gebirge trägt und vielleicht die Blumen dem verblüfften europäischen Besucher zum Geschenk macht.

Ähnliche Leuchtkraft ist den mehlsprimelartigen Beybun eigen, aber ihren rosa- bis bläuvioletten Blütensternen fehlt der intensive Si-zen-Geruch.

Den Botanikern gibt die südostanatolische Flora manches Rätsel auf. Für 70 im Jahr 1968 gesammelte Einzelpflanzen von Standorten zwischen 1400 und 4000 Metern Höhe hat Dr. D. Podlech von der Botanischen Staatssammlung München die Bestimmung übernommen. Dabei waren am häufigsten vertreten die Familien der Campanulaceae (Glockenblumen), Caryophyllaceae (Nelkengewächse), Cruciferae (Kreuzblütler), Labiatae (Lippenblütler), Liliaceae (durch Allium-Arten vertretene Liliengewächse), Ranunculaceae (Hahnenfußgewächse) und Scrophulariaceae (Rachenblütler). Die anderen Familien (z. B. Boraginaceae, Crassulaceae, Cuscutaceae, Cyperaceae, Euphorbiaceae, Gentianaceae, Geraniaceae, Onagraceae, Orchidaceae, Papaveraceae, Polygonaceae, Primulaceae) sind großteils nur mit je einem Exemplar vertreten.

Offizielle Herkunftsbezeichnungen, die an die nähere oder weitere Umgebung des Fundorts erinnern, tragen ein „Kurdischer Rittersporn“ (*Delphinium carduchorum* Chow. & Davies) und der „Hakkâri-Schöterich“ (*Erysimum hakkiaricum* Cullen).

Im übrigen ließen sich die 70 Pflanzen, unter denen sich offenbar „einige recht seltene Sachen“ (Dr. Roessler, Botanische Staatssammlung München) befanden, bei einer ersten Durchsicht in 48 Fällen nicht der Art nach, in 4 Fällen nicht einmal nach ihrer Gattung bestimmen. —

In den tieferen Tallagen erhalten die Blüten Besuch von gaukelnden Schmetterlingen, die in den rauen Klimazonen der Hochlagen völlig fehlen. Dies steht im Gegensatz zu den Rhododendronbergen der Schwarzmeerküste (Nordostanatolisches Randgebirge), wo insbesondere Apollofalter bis über die Dreitausendmetergrenze hinauf typisch sind. Aus Vansee-Nähe mögen ganz zufällig in Baedeker oder Langenscheidt gepreßte langbeinige Moskitos in grünlichem Gelb nach dem Westen zurückgeschleppt werden. Anderes Mikro-Viehzeug — z. B. Sandflöhe — ist wohl vorhanden und häufig spürbar, aber nur selten auszumachen.

Der unspezialisierte Tierbeobachter mit mehr allgemeiner Neugier wird in erster Linie nach Bären Ausschau halten, die immer noch und immer wieder nachts in die Herden einbrechen, und im übrigen durch Trittsiegel und Losung ihre Existenz nachdrücklich beweisen. Aber die gegenüber der Bobek-Zeit starke Zunahme der Siedlungen, verbunden mit einer entsprechenden Mehrung der Menschen und der Feuerwaffen, hat die Bärenzahl dezimiert, die Restbestände stark in die Hochgebirge zurückgedrängt und Meister Petzens öffentliche Auftritte auf ein Mindestmaß herabgesetzt. So gilt auch heute noch Rüdiger Steuers (Kundfahrt 1962 der Sektion Berggeist) Feststellung, daß Bären selten seien und der Gebietsneuling sich glücklich schätzen könne, wenn er das eine oder andere Exemplar zu Gesicht bekäme.

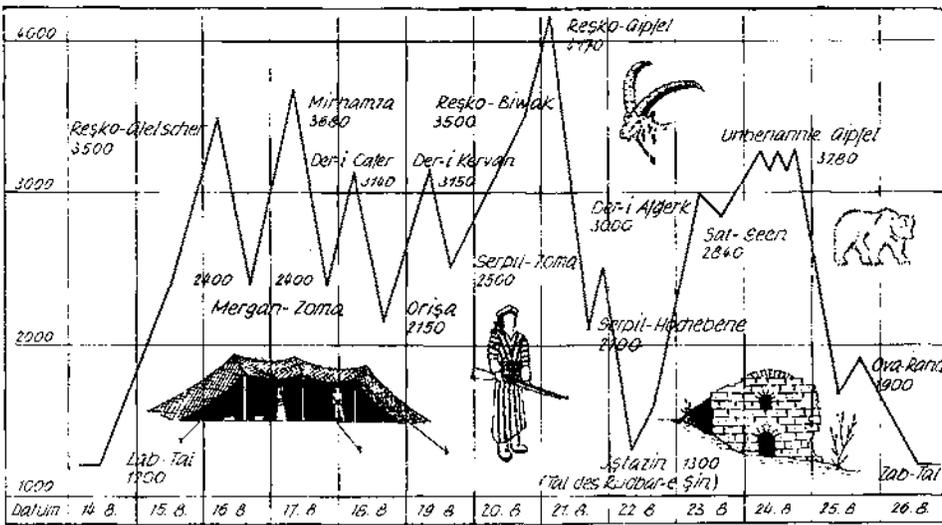


Abb. 3. Höhendiaagramm einer Durchquerung der Cilo- und Sat-Gebirge (ohne Bay-Gevaruk-Gruppe). (Deutsch-Türkische Hakkâri-Kundfahrt 1968.)

Der Kundfahrt von 1968 war dieses „Glück“ nicht beschieden.

Wohl aber war 1968 ein „Schlangenzahl“. Besonders an der Serpil-Hochebene im südöstlichen Cilo und an der Varfele-Zoma im Sat wurden ringelnattergroße Gattungsvertreter in grauer Grundfarbe mit spärlicher Zeichnung in größerer Anzahl gesichtet.

Schon unten an der Zab-Jandarma am Eingang zum Dez-Tal hatten beim Besuch der dortigen Nestorianer-Kirche Soldaten vor ihnen gewarnt.

Raubvögel sind häufig, insbesondere Adler (kurdisch *Tayi Keleğ*). Noch zahlreicher sind Rebhühner, die in dem dichten teils mannshohen gelben Schierlingsdschungel ideale Lebensbedingungen vorfinden.

Die Häuser in den hochgelegenen Dörfern sind durchwegs mit Steinbockgehörnen von teilweise beträchtlicher Größe geschmückt. Oftmals werden die attraktiven Trophäen zusammen mit der gegerbten Decke aufbewahrt und lustig mit Ölfarbe bemalt. Die wie die Bären selten gewordenen Steinböcke sind das bevorzugte Jagdwild der Einheimischen. Im Jahre 1948 wurde am Eingang zum Avaspital sogar ein Panther geschossen.

Untrennbar als landschaftstypisch gehören zu Cilo und Sat riesige Herden von Schafen und meist schwarzen Ziegen. Die Hirten geben die Stückzahlen ihres Besitzes nur in vollen Tausendern an. Die Tiere liefern Milch, Butter, Käse, Fleisch, Wolle, Leder. Die leeren Häute ganzer Ziegen hängen als „Butterfässer“ an dreibeinigen Gestellen. Durch ruckartiges Stoßen schütteln die Frauen die eingefüllte Milch zu butterartiger Substanz.

Von Schafen und Ziegen kommt schließlich der stets frisch zubereitete Yoghurt, wie er jeden Fremden in Normalform oder als Getränk, mit Wasser oder Gletscherfirn verdünnt, bei der üblichen Bewirtung erwartet. Die Warnungen vor dem zu schnellen Genuß zu großer Mengen des eisgekühlten Labetrunks (türkisch *ayran*) haben sich aber inzwischen bei mehr als einer Kundfahrt als sehr berechtigt herausgestellt. —

Vorosmanische Geschichte

Der weite Gebirgsbogen, der sich von den Ketten des Taurus und des Libanon bis zu den iranischen Bergen erstreckt, wird mit den südlich vorgelagerten Ebenen der „Fruchtbare arabische Halbmond“ genannt. Die Hänge der Bergketten bilden eine Folge kleinräumiger Landschaften mit ausreichenden Niederschlägen für den Regenfeldbau. So entstanden hier schon sehr früh dörfliche Siedlungen.

Doch der Orient, der so reich ist an Zeugnissen der Geschichte, hat bisher nur spärliche Funde aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit gebracht. Dabei besteht kein Zweifel, daß auf den Südhängen der Gebirge seit altersher Menschen lebten. In Šanidar am Großen Zab im Gebiet der Schirwan-Kurden wurden Skelette vom Typ des Neandertalmenschen gefunden. Darüber lagen Schichten, die bis in die jüngste Steinzeit um 9000 v. Chr. hinaufreichen.

In dieser Zeit erfolgte der Übergang vom Nahrungssammeln zum Nahrungsanbau, und damit zusammenhängend die Domestikation von Tieren. Schafe und Ziegen konnten naturgemäß nur dort eingefangen und gezähmt werden, wo sie in wildlebenden Arten vorkamen: in den futterreichen Hochtälern und den fruchtbaren Randgebieten der Gebirge.

Der steinzeitliche Mensch fertigte Bilder an, um so die gestaltenden Kräfte der übermächtigen Natur nachzuahmen. Mit einfachen Werkzeugen — vielleicht aus dem harten Hornstein, wie er in den südostanatolischen Bergen vorkommt — hat er sich und seine Umwelt mit einem starken Gefühl für naturnahe Form dargestellt. An verschiedenen Stellen in abgelegenen Seitentälern zwischen dem Urmiassee und dem Meer von Van wurden Felszeichnungen aus der alten und mittleren Steinzeit entdeckt. —

Im 5. und 4. vorchristlichen Jahrtausend verlagerte sich die Besiedlung, die sich bis dorthin neben dem Nomadentum in ersten dörflichen Gemeinschaften gebildet hatte, nach Süden in das heiße und trockene Marschland zwischen den Unterläufen der beiden Ströme (Eu-)Phrat und Tigris, die zu den Zeiten der Schneeschmelze in den Bergen weite Gebiete überschwemmen. In diesem Lande ist der Mythos von der Sintflut entstanden und seit jeher wählte man das Paradies in und hinter den hohen Bergregionen im Norden, aus denen die Ströme kommen. Eine frühzeitliche Bewässerungskunst schuf hier die Voraussetzungen für die nachfolgenden Hochkulturen.

Die von den Sumerern getragene Frühgeschichte Babylons stellte eine ununterbrochene Entwicklung von Kunst und Wissenschaft in hochstehenden städtischen Gemeinwesen dar, die schließlich eine mehrere Tausend Zeichen umfassende Schrift zur Ausreifung gelangen ließ. Ihr ist es zu verdanken, daß aus der Zeit vor dem 24. vorchristlichen Jahrhundert wenigstens von babylonischen Kulturen einigermaßen detaillierte Kenntnisse gesichert werden konnten.

Die Heroengestalt des Gilgameš, der um 2700 v. Chr. vielleicht als König in Uruk wirklich gelebt hat, wird 500 Jahre später im Reich von Akkad zum Gegenstand des großartigen Gilgamešepos. Vielleicht dachten seine Schöpfer dabei auch an den großen König und Begründer von Akkad, an Sargon, der ein erstes umfassendes Reich vom Persischen Golf bis zum Mittelmeer errichtete. Sein Einfluß reichte über ganz Mesopotamien, ja sogar — und das hieß viel — bis zu den kurdischen Bergen. Es waren akkadische Könige, unter deren Macht Assur und Ninive erblühten.

Um diese Zeit tauchen mit den Guti (Gutäern) erste Vorfahren der Kurden auf: „Als Uruk besiegt war (um 2200 v. Chr.), ging das Königtum auf die Horde von Gutium über“ [8]. Insgesamt waren es 21 Gutäer-Könige, die 91 Jahre und 40 Tage regierten, bis sie samt Anhang zurückgetrieben wurden in die zerklüfteten und öden Berge des Zagros. Stolz rühmte sich Utuhengal, die „Drachen des Gebirges“ verjagt zu haben.

Aus sumerischen und akkadischen Quellen erhalten wir auch die ersten Hinweise auf die wachsende Bedeutung Assyriens zu Beginn des 2. vorchristlichen Jahrtausends. Sein Einfluß reichte bald bis zu den hethitischen Stadtstaaten in Inneranatolien. Das Land, damals noch mit dem nur unzulänglich umreißbaren geographischen Namen Subartu bezeichnet, entsprach in bedeutenden Teilen den heutigen Wohngebieten der Kurden.

In wechselvoller, tausend Jahre währenden Geschichte wurde Assur zur vorherrschenden Großmacht. Im 11. Jahrhundert v. Chr. gelangte König Tiglatpileсар I. durch das kurdische Bergland bis zum Meer von Nairi, dem heutigen Vansee. —

„Am siebzehnten Tag des siebten Monats ließ sich der Kasten nieder auf dem Berg Ararat.“ Das im 13. vorchristlichen Jahrhundert erstmals in assyrischen Quellen erwähnte Land Urartu ist identisch mit dem Ararat des Alten Testaments. Der hundert Kilometer nordöstlich des Vansees aufragende Berg Ararat trägt heute noch diesen Namen. Daß in den Bibeltexten „Berg Ararat“ übersetzt wurde, wo es wohl „Bergland“ heißen sollte, führte zu vielen vergeblichen Versuchen der neueren Zeit, die Reste der Arche auf dem ehemaligen Vulkan in Ostanatolien zu finden. Bisher konnte im Lande Ararat der Berg des Flutberichts noch nicht lokalisiert werden.

Das Gilgamešepos [9] läßt den sumerischen Noah Utnapischtim am Berge Nisir zwischen Tigris und Unterem Zab landen. In armenischen Studien taucht auch der Süphan (Viertausender vulkanischen Ursprungs) nordwestlich des Vansees als Archenberg auf.

Nachkommen der über den Kaukasus auch in den Orient eingedrungenen indogermantischen Hurriter hatten gegen Ende des 2. vorchristlichen Jahrtausends in Ostanatolien rund um den Vansee das Reich Urartu begründet. Unter einer Reihe großer Könige,

die schließlich zwischen 900 und 700 v. Chr. die Vorherrschaft in Vorderasien erstrebten, entwickelte sich das Imperium mit dem Namen des Sprachstamms Ararat zur Großmacht.

So erwuchs den Assyrnern ein mächtiger Gegner im Norden, während sich gleichzeitig die Mannäer im Osten (südlich des Urmiasees) ausbreiteten. Schließlich lag dazwischen am oberen Großen Zab noch das Hochgebirgsland Musasir, das dem Berggebiet von Hakkâri bis hinauf nach Başkale entsprach, Der heutige türkische Name Başkale (= Hauptburg) erinnert an die hier einst stehende südliche Grenzfeste Urartus.

Zwischen Assyrnern und Urartäern lagen sonach zwar die unüberwindlichen Kurdenberge von Musasir, aber sie liefen im Osten gegen den Urmiassee aus und senkten sich im Westen ab zu den Niederungen des oberen Euphrats. An diesen beiden Enden des natürlichen Schutzwalls griffen die beiderseitigen Expansionsbereiche gefährlich aufeinander über.

Unmittelbar am Ostufer des Vansees, nahe der heutigen Gartenstadt Van, erhebt sich ein natürlicher Burgfelsen von gewaltiger Länge (1,7 km). Hierher verlegte König Sardur I. im 9. Jahrhundert v. Chr. den Sitz der urartäischen Herrschaft und des obersten Landesherrn Chaldi, nach dem die Bewohner (oder doch wenigstens die herrschende Schicht) „Chalder“ genannt wurden. Zyklopische Reste der mehr als zehn Meter hohen zinnenbewehrten Aufbauten geben Kunde von der Festungsbaukunst der einstigen Bewohner. Die Anlagen waren zusammengefügt aus Ziegeln, „Urartäer-Mörtel“ und Lehm, aber auch aus Steinquadern vom Nimrud-Berg, die oft mehrere Tonnen wogen und offensichtlich über den See herangeschafft worden waren.

Systeme fein säuberlich in die Felsen gehauener Kammern, Treppen und riesige Zisternen finden sich heute noch auf den erhaltenen Resten der zahlreichen chaldischen Burgen, die im Abstand von je einer Tagreise und an strategisch wichtigen Punkten über das ganze Land vom Urmiassee bis zum Schwarzen Meer verteilt waren.

Die Urartäer waren Meister der künstlerischen Bewässerung des Landes, weshalb ihre Herrscher auch mit dem Namen „Könige des Fruchtländes“ bedacht wurden. König Menua zog um 800 v. Chr. einen Kanal von den Bergen südlich des Vansees über Flußläufe und Bergschluchten hinweg zu seiner Hauptstadt Tuşpa zu Füßen der Burg von Van. Der Wasserlauf dient heute noch der Bewässerung von Siedlungen und Feldern, und die Bewohner nennen ihn nach einer recht unklaren Überlieferung ausge-rechnet nach der babylonischen Königin Semiramis „Şamiram-Su“. Die Babylonierin war die Mutter des assyrischen Gegenspielers des Menua.

Da der Kanal wegen seiner zahlreichen Verästelungen oft nicht genug Wasser für Tuşpa ergab, baute Rusa I. hundert Jahre nach Menua auf dem über 3100 m hohen Warrakh-Gebirge östlich von Van einen großen Stausee (heute Keşiş-Göl = Priestersee), der mit zwei komplizierten Schleusenanlagen weite Teile des Landes, den neuen Herrschersitz Toprakkale und die neue Hauptstadt versorgte. Eine der beiden Schleusen reguliert noch heute die Bewässerung der Vilayets-Metropole Van, und erlaubt ihr als grüne Oase inmitten der Steppe zu blühen. Die andere ist erst von 80 Jahren durch unsachgemäße Behandlung unbrauchbar geworden, wodurch mehrere Dörfer südlich des Gebirges verödeten.

Von den Großtaten der Könige, von den Kämpfen mit den assyrischen Nachbarn, den Beutezügen ins Mannäerland, von Fleiß und Kunstfertigkeit eines ganzen Volkes, das übrigens erst vor wenigen Jahrzehnten in den Gesichtskreis der Historiker trat, berichten am Burgfelsen von Van in den Stein gehauene Zeichen in assyrischer Keilschrift. Ähnliche Berichte tragen im ganzen Land verteilt Stelen, wobei neben der



Blick vom Skerfe auf das Rapa-Delta (Foto: E. Stauber)

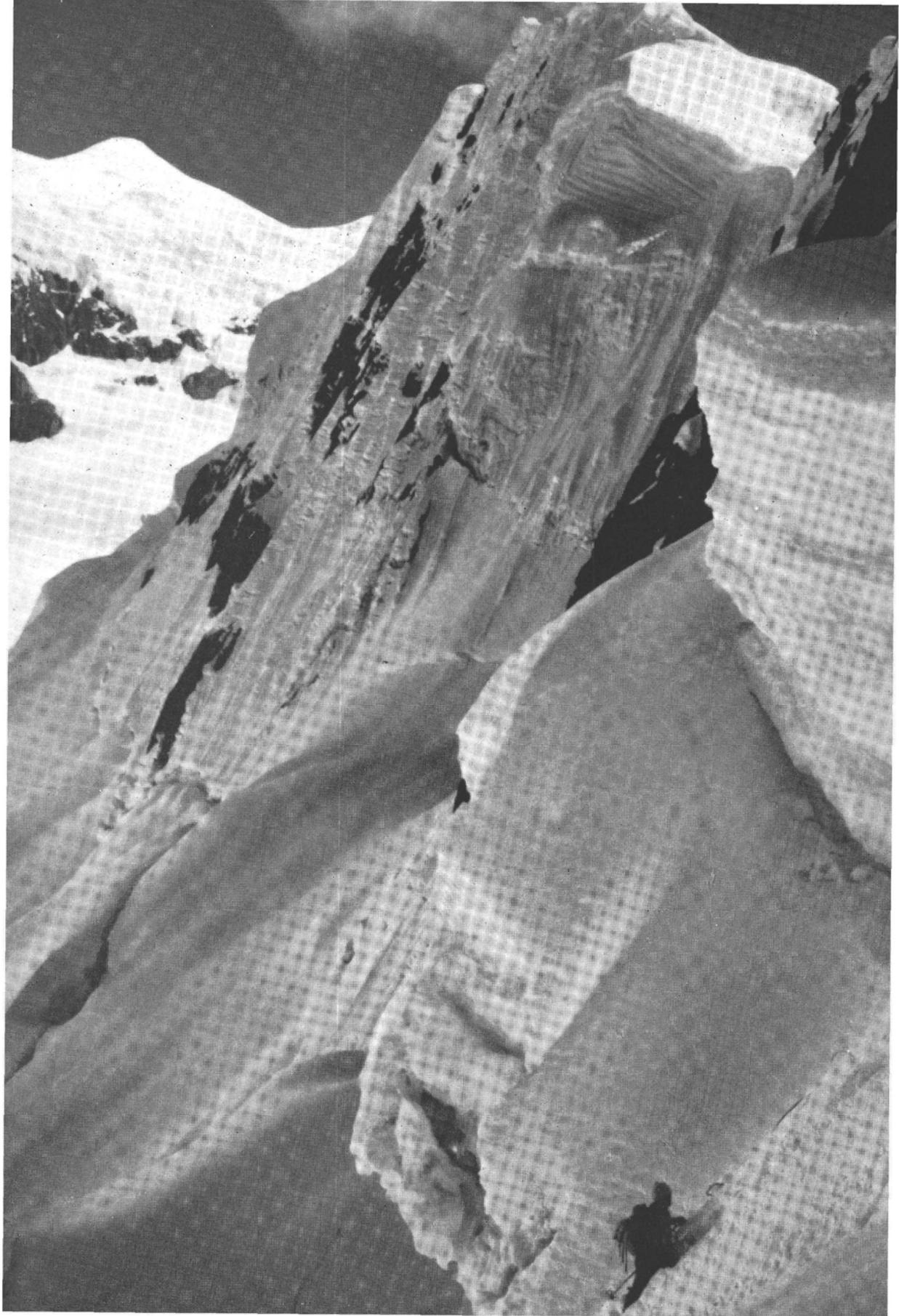




Abb. 4. Cilo und Sat als die „Berge von Musasir“ zwischen Urartu und Assyrien (Geschichtskarte).

urartäischen häufig die assyrische Sprache Verwendung fand. Die dazu notwendigen Werkzeuge lieferte ein blühendes Metallhandwerk, das als führend in der damaligen Welt die Kunst bis in fernste Länder nachhaltig beeinflusste.

In Felsenschriften ist überliefert, daß Urartu unter König Ispuini (824—805), dessen Sohn Menua (804—790), dessen Sohn Argisti I. (789—766), sowie dessen Sohn Sardur III. (765—733) die Grenzen seiner Macht im Norden bis zum Kaukasus und im Südwesten weit nach Nordsyrien vorgeschoben habe. Auch Musasir im Süden, wo ein großes Heiligtum des urartäischen Reichsgottes Chaldi stand, geriet bald in die Abhängigkeit von Urartu, bald fiel es assyrischer Zerstörungswut anheim.

König Ispuini ließ auf einem Grenzpaß schon jenseits von Musasir (an der Straße von Rowanduz nach Uşnu eine blaue Basaltstele errichten, als er mit seinem Sohn Menua den Chalditempel besuchte. Sie hat dem Übergang den Namen Keleschin-Paß — „Paß des blauen Pfeilers“ — eingebracht.

Unweit der geschichtlich so bedeutsamen Stelle haben sowohl Rusa I. von Urartu als auch Sargon II. von Assur in den Jahren 715 und 714 v. Chr. nacheinander ihres Siegesberichte auf der Stele von Topzawa verewigt. Mehrfach ist dabei von bedeutenden alpin-militärischen Leistungen die Rede: „... Den Arsin, einen mächtigen Berg, der, einer Nadel gleichend, keinen Aufstieg hat, ließ ich meine Truppen ersteigen. Ich überschritt den oberen Zab. Zwischen dem Seiak, dem Ardi Sesi, dem Ulaian, dem Allurin, hohen Gipfeln, unbeschreiblich schwierigen Bergspitzen, zwischen denen sich kein Weg für Fußgänger fand...“

Sargon II. von Assur brach seinerseits später plündernd in Urartu ein und wagte anschließend allein mit den Fußtruppen und tausend Reitern den beschriebenen gefahr-

◀ In der Taro-Südflanke (5700 m). Im Hintergrund der Chaupi Orco Norte (6000 m)
(Foto: Oberfränkische Anden-Expedition 1968)

vollen Weg ins Herz von Musasir, wobei er die gleichnamige Hauptstadt einnahm und plünderte.

Thureau Dangin vermutet die Stadt Musasir in der Nähe von Yüksekova. Tatsächlich fand Muvaffak Uyanik 1958 am Rand der großen Ova eine Stadtruine mit Resten von Burgen, Straßen, Mühlen und Gräbern. Alte Leute erzählen, die Stadt habe Kenk geheißen (Kenk = Tempel; Steingass; Persian-English-Dictionary), und des berühmten Chaldi-Heiligtums wegen sei diese Stadt von den Assyrern ausgeraubt worden. Heute heißt das in der Nähe liegende Dorf am Ovarand Derav (Der Av-i Melik = Wassertor des Dorfführers).

Über Urartu brachen die Horden der Kimmerer und später, aus Südrußland kommend, die Skythen herein. Tuspa wurde 585 v. Chr. durch die Meder zerstört.

Um diese Zeit kamen — wahrscheinlich von Mittelanatolien her — die (ebenfalls indogermanischen) Armenier ins Land. Kyros erhebt sich gegen die Meder. Xenophon zieht nach der Schlacht von Kunaxa in Babylonien (401 v. Chr.) in qualvollem Marsch durch das verschneite armenische Hochland mit seinen restlichen zehntausend Griechen in Richtung Trapezunt am Schwarzen Meer. In seiner „Anabasis“ schildert der spartafreundliche Aristokrat nicht nur die militärischen Operationen, sondern auch Sitten und Brauchtum der Völker in Armenien und Anatolien.

Im Jahr 334 zieht Alexander der Große durch Kleinasien. Lukullus erobert Armenien (69 v. Chr.) und verleiht es dem römischen Reiche ein.

Am 11. 5. 330 n. Chr. wird Byzantion am Bosphorus feierlich zur neuen Hauptstadt des römischen Imperiums erhoben und mit dem Namen Konstantinopolis bedacht. Das Christentum wird Staatsreligion.

Mit dem Verlust der ehemaligen armenischen Hauptstadt Ani ganz im Osten, die von den Seldschuken erobert wird, beginnt eine neue Epoche: der große Alp Arslan besiegt bei Manzikert (Melazgirt) den Byzantiner-Kaiser Romanos Diogenes (1071) und führt die türkischen Seldschuken nach Anatolien. Schließlich begründet Osman I. seinen eigenen Machtbereich in Westkleinasien und ernennt Bursa, das so zur Wiege allen Osmanentums wird, zur ersten Hauptstadt.

Der II. Teil (mit den Kapiteln Monumenta Historica; Kurden, Armenier, Nestorianer; Kartographie; Bergsteiger in Cilo und Sat; Schlußwort und Dank; sowie einer auf den neuesten Stand gebrachten Karte) folgt im Jahrbuch 1970. Die Verfasser haben Prof. M. Uyanik, Istanbul, für die freundliche Durchsicht des Manuskriptes zu danken.

Literatur zu Teil I (Gesamtzusammenstellung am Ende des Teils II)

- [1] Mellaart, J., Neue Entdeckungen der Archäologie „Çatal Hüyük“ — Stadt aus der Steinzeit; Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach 1967
- [2] Fieb, W., und Uyanik, M., Neue Felszeichnungen in Südostanatolien, IPEK Bd. 19, Anatolia's earliest art, Archeology Vol. 21 Nr. 1/68
- [3] Rühl, Ph., Türkische Sprachlehre, Julius Groos Verlag, Heidelberg 1960
- [4] Uyanik, M., Naturschutz in der Türkei, in „Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Alpenpflanzen und -tiere 1960“
- [5] Layard, A. H., Auf der Suche nach Ninive, 1845, Verlag C. H. Beck München, Neudruck 1965
- [6] Bachmann, W., Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan, Leipzig 1913 (Nachdruck; Codex-Verlag Gundholzen)
- [7] Fiey, J. M., O. P., Proto-Histoire Chrétienne Du Hakkâri Turc, 1964, L'Orient Syrien, Vernon
- [8] Fischer-Welsgeschichte, Die Altorientalischen Reiche I, Fischer-Bücherei 1965
- [9] Burckhardt, G., Gilgamesh — Eine Erzählung aus dem alten Orient, Insel-Verlag 1955

Anschriften der Verfasser: Hans Thoma, D-83 Landshut, Gabelgasse 21,
Dr. Anselm Vogel, D-815 Holzkirchen, Miesbacher Straße 17

Vom Kebnekaise nach Kvikkjokk

Wanderungen in Lappland

ERHARD STAUBER

Ein alter Lappe mit verwittertem Gesicht und im Steppanorak steuert unseren Kahn mit Außenbordmotor durch das kristallklare Wasser des Ladtjojaure. Von Kiruna hat uns der Linienbus nach Ylipää gebracht, wo wir in das Motorboot nach Nikkaluokta umsteigen mußten. Von Nikkaluokta, einer Lappenansiedlung am Westende des Paittasjärvi-Sees, führt ein markierter Weg zum nächsten See, dem Ladtjojaure, auf dem wir nun dem Kebnekaise entgegenfahren. Kaum haben wir festes Land — oder vielmehr sumpfigen Boden — unter den Füßen, als uns auch schon wieder Schwärme von Mücken überfallen. Diese elenden Blutsauger stechen sogar durch Hemd und Strümpfe. Glücklicherweise war es nicht überall in Lappland so schlimm wie hier, es gab sogar Stellen ohne Mücken!

Unser Weg führt durch lichte Birkenwälder, und die Sonne meint es recht gut, obwohl wir uns etwa 150 km nördlich des Polarkreises bewegen. Die Wanderer, die uns begegnen, grüßen mit einem „Hej“ und tragen Wasserstiefel. Das sind ja schöne Ausichten! Eigentlich hatte ich mich auf eine Wanderung eingerichtet, aber nun scheint das Unternehmen eine Übung im Wasserretten zu werden. Doch es sei gleich gesagt, daß sich meine Bergstiefel recht gut bewährt haben, wenn auch Gummistiefel manchmal nützlicher gewesen wären. Der Rucksack, der Proviant für mehrere Tage, Zelt, Schlafsack und Kochausrüstung enthält, macht sich bald unangenehm bemerkbar. Schließlich fühle ich mich eher als geplagtes Lasttier denn als urlaubsfroher Tourist.

Nach etwa vier Stunden erreichen wir die Kebnekaise-Fjällstation (772 m), halb Hütte, halb Hotel mit Selbstbedienungsrestaurant und Sauna.

Am nächsten Morgen machen wir uns zum Kebnekaise auf. Der „vestra leden“ (westlicher Weg) ist leicht und auch für Durchschnittsbergsteiger zu schaffen. Er führt durch das Kittelbäcken-Tal auf Schneefeldern aufwärts in einen Kessel. Nachdem wir eine weitere halbe Stunde einen Steilhang im Schnee aufwärts gestapft sind, gelingt es uns endlich, die letzten Mücken abzuschütteln, und unbelästigt von diesen winzigen Bestien den Geröllhang empor zum Vierramvare (1710 m) zu steigen. Der Vierramvare, der uns von unten durch seine steilen Felswände beeindruckt hatte, entpuppt sich nun als felsiges Plateau, von dem aus der schneebedeckte Gipfel des Kebnekaise schon zu sehen ist. Aber wir müssen erst noch in ein Tal hinab, wieder eine Geröllhalde hinauf, die schließlich in eine geschlossene Schneedecke übergeht, bis wir über einen letzten Steilhang den Südgipfel des Kebnekaise, mit 2123 m der höchste Berg Schwedens, erreichen. Er belohnt den fünfständigen Aufstieg mit einer großartigen Sicht. Unter uns erstrecken sich die Gletscherzungen der Rabots- und Storgletscher, zum Nordgipfel des Kebnekaise führt ein überwächter Grat; steile Gipfel, Schneefelder und Gletscher

erinnern an unsere Alpen. Dagegen macht das Gebirge im Westen, zur norwegischen Grenze hin, mit seinen weiträumigen, langgestreckten, schneebedeckten Bergen und den weiten, flachen Tälern, einen etwas fremdartigen Eindruck. Während wir noch die Stille dieses sonnigen nördlichen Gipfels genießen, nähert sich von Süden eine schwarze Wolke, so daß wir uns bald wieder an den Abstieg machen. Etwas tiefer kommen wir an der unbewirtschafteten Gipfelhütte (Toppstuga) vorbei, die für den Notfall Matratzenlager und Kochgelegenheit bietet. Im Abstieg nehmen wir noch den Tolpagorni (1662 m) mit, der uns aber nicht wohlgesonnen ist, denn er empfängt uns am Gipfel mit einem Graupelschauer.

Am nächsten Tag wandern wir durch das Ladtjovagge nach Westen, wo wir auf den Königsweg treffen. Der Königsweg („Kungsleden“), insgesamt 430 km lang, ist der wichtigste Wanderweg im schwedischen Lappland. Er erstreckt sich von Abisko im Norden über Saltoluokta, Kvikkjokk und Jäckvik bis Ammarnäs im Süden. An diesem Weg liegen Hütten, die sich immer in einem Tagesmarsch erreichen lassen.

Doch heute haben wir nicht mehr viel Lust, bis zur nächsten Hütte zu laufen, und so kommt uns eine verlassene Lappenkota am Wegesrand gerade recht. Eine Kota wird im „Rohbau“ aus Stämmen errichtet, die in Form eines Spitzzeltes zusammengefügt werden, oben bleibt eine Öffnung als Rauchabzug frei, und außen wird sie mit Birkenrinde, Erde und Grasschollen bedeckt. Eine Brettertür führt ins Innere. Die Inneneinrichtung besteht aus ein paar Steinen, die um die offene Feuerstelle gelegt sind; als Teppich dient Reisig, das den Erdboden bedeckt. Wir entzünden zuerst ein rauchendes Feuer, das nicht nur die Mücken vertreibt, sondern auch uns mit tränenden Augen aus der Kota jagt. Aber schließlich richten wir uns häuslich ein, und bei einem Topf Suppe mit Knäckebrot und Speck ist es sogar ganz gemütlich.

Am folgenden Morgen muß ich mich von meinem Gefährten, den ich zufällig in Kiruna getroffen hatte, trennen und meinen Weg allein fortsetzen. Aber der Einzelgänger braucht um sein Wohl nicht zu fürchten. Der Königsweg ist so gut markiert, daß ihn jedermann findet, und man trifft immer wieder Touristen, mit denen man ein paar Worte wechseln kann. Der Schwedische Touristenverein, der auch die Hütten unterhält, hat über die Flüsse Brücken gebaut — oft sehr fotogene Hängebrücken! — und über sumpfige Stellen Bretter und Balken gelegt. Trotzdem darf aber der Königsweg nicht mit einem Promenadeweg verwechselt werden, es gibt verschiedene, auf der Karte bezeichnete Watstellen durch die seichteren Flüsse, die man bei niedrigem Wasserstand manchmal auf Steinen überqueren kann. Bewirtschaftet sind nur die Fjäll- oder Turiststationen (wie z. B. die Kebnekaise-Fjällstation), wo man auch Proviant für die nächsten Tage kaufen kann. Die übrigen Hütten (Stugorna) sind unbewirtschaftet, sie bieten nur Matratzenlager und Kochgelegenheit. Aber bei den freundlichen und hilfsbereiten Schweden, von denen die meisten Deutsch oder Englisch sprechen, wird man sich bald wohlfühlen.

Für den Mitteleuropäer erschließt sich in Lappland ein Wunder: Eine weite, unberührte Landschaft, in der man tagelang wandern kann, ohne eine Ansiedlung zu erreichen. Reißende Flüsse haben sich in den felsigen Boden gegraben, und in den Tälern liegen Seen, die von keiner Straße berührt und von keinem Parkplatz verschandelt sind. Der Weg führt über einsame, kahle Hochebenen, durch Birken- und Fichtenwälder, Moore und Täler mit blühenden Wiesen. Freilich wird man auch öfter daran erinnert, daß man sich nördlich des Polarkreises befindet. Wenn dunkle Wolken aufziehen und ein kühler Wind über die Tundra weht, wirkt die Natur rauh und verschlossen und die einsame Weite kann in empfindsamen Gemütern eine leise Schwermut wecken.

Wer von den Hütten unabhängig sein will, kann überall zelten. Ich habe mein Zelt etwa 50 m neben dem Königsweg aufgeschlagen. Am späten Nachmittag ist der letzte Tourist vorübergekommen, kein Mensch ist mehr zu sehen. Das Ziel meines Ausflugs ist ein kleiner, pyramidenförmiger Gipfel. Zuerst muß ich meinen Weg durch sumpfiges Gelände suchen. Der Goldregenpfeifer, dessen flötender Ruf von allen Seiten ertönt, scheint das einzige Lebewesen zu sein. Mein Gipfel hat den schönen Namen Tsirak-njuonje und die stolze Höhe von 1177 m. Aber die Entfernung täuscht, der Weg über die kahlen Rücken ist weiter, als es von unten aussieht, und schließlich verwandelt sich die Pyramide in einen langgezogenen, felsigen Höhenrücken. Eigentlich kein Gipfel, über den es sich zu schreiben lohnt, aber doch vermittelt er einen bleibenden Eindruck von der lappländischen Landschaft. Tief unten liegt der Sitojaure-See, darüber erheben sich die schneebedeckten Sarekberge. Die Stille wird nur durch das Fauchen des Windes unterbrochen, und keine Hütte oder Ansiedlung erinnert an menschliche Gegenwart. Beim Abstieg stoße ich auf die sterblichen Überreste eines Rentieres: Rückgrat, Beckenknochen und der Schädel mit dem schon gebleichten Geweih. Nur gut, daß man sich nicht beeilen muß, um vor Dunkelheit zum Zelt zurückzukommen. Wenn sich auch die Mitternachtssonne hinter Wolken versteckt, so ist es doch die ganze Nacht über so hell, daß man im Zelt lesen kann.

Wo der Königsweg den Laidaure-See überquert, liegt die kleine Siedlung Aktse, die aus ein paar Hütten besteht. Wir sind hier an der Grenze des Sarek-Nationalparks, der mit 1940 qkm als Europas größte Wildnis bezeichnet wird. Dieses Naturschutzgebiet ist wenig erschlossen; Pfade, Brücken oder Hütten gibt es kaum. Die Berge erheben sich teilweise bis über 2000 m. Das Sarekgebiet wird von der Rapa durchflossen, die in der Nähe von Aktse in den Laidaure mündet und dabei ein einzigartiges Delta bildet. Wer nach Aktse kommt, sollte sich unbedingt einen Tag Zeit nehmen und den Skerfe besteigen. Ein markierter Weg führt bequem in drei bis vier Stunden auf den 1206 m hohen Gipfel. Und nun, lieber Wanderer, wirst du gefesselt sein, von dem großartigen Blick auf das Rapa-Delta. Der schäumende, reißende Fluß zerteilt sich hier in viele Arme, bildet dunkelgrüne Altwasser und Teiche, umfließt braune Sandbänke und grüne, mit Weiden bewachsene Inseln und mündet schließlich still und friedlich in den See. Aber wenn du nicht schwindelfrei bist, sei vorsichtig! Leg dich lieber auf den Bauch und spähe über den Abgrund, denn der Skerfe, auf den du mit den Händen in den Hosentaschen spaziert bist, fällt in einer senkrechten Wand etwa 300 m ab. Man könnte hier stundenlang sitzen und diese urgewaltige Landschaft betrachten: Wie die Wolken über die Schneefelder der Berge ziehen oder wie sich der Fluß seinen Weg durch Birkenwälder ins Tal bahnt.

Aber ich möchte die Wildnis nicht nur aus der Vogelschau erleben. Ein Lappe bringt die Touristen auf Wunsch mit seinem Boot von Aktse aus ins Rapa-Tal. Ich warte am Abend, mit Zelt und leichtem Gepäck ausgerüstet, auf den Kahn. Der Ausflug soll nur bis zum nächsten Abend dauern, dann werde ich wieder abgeholt. Inzwischen sind noch zwei Schweden dazugekommen, und nach einer einstündigen Bootsfahrt flußaufwärts schlagen wir unsere Zelte gemeinsam auf. Die beiden haben es eiliger, ich lasse sie also am anderen Morgen vorausgehen und beginne schön langsam meinen Weg aufwärts durch das Rapa-Tal. Ein Pfad ist durch den Birkenwald geschlagen, der manchmal dicht wie ein Dschungel ist. Am Rand blühen hohe Stauden von Eisenhut und in den Lichtungen wächst üppiger Farn. Der Weg führt über Moore, auf denen Trollblumen und Wollgras im Wind mit den Köpfen nicken; abgestorbene Birken strecken ihre bleichen Äste in den Himmel. Ein erschrocktes Schneehuhn fliegt vor meinen Füßen auf, und

überall auf dem Weg liegt Elchlosung. Aber ich kann mich anstrengen wie ich will, leider sehe ich keinen Elch.

Es gibt im Sarek-Gebiet viele lohnende Gipfel, aber allein ist es nicht ratsam, vom Weg abzugehen und weiter in die Wildnis einzudringen. So kehre ich also um und treffe nach sieben Stunden wieder die ersten Menschen. Mein Fährmann holt mich pünktlich ab und zeigt mir noch am Ufer im weichen Sand Bärenspuren. Nun habe ich wenigstens die Visitenkarten vom Elch und die Spuren vom Bär gesehen. Natürlich hätte ich stattdessen lieber ihre Urheber kennengelernt, aber kann man es ihnen verdenken, wenn sie sich nicht jedem Greenhorn zeigen, das mal eben in die Wildnis reinschmeckt?

Mein Weg endet im Dorf Kvikkjokk am Saggatsee. Von hier führt die Straße zurück in den Alltag. Nach Tagen sehe ich wieder das erste Auto. Die Zivilisation drängt sich wieder auf mit Autobusverbindung und Fahrplan!

Touristische Hinweise

Entfernungen: Kiruna — Kebnekaise-Fjällstation: ca. 90 km (davon 65 km Busfahrt, 9 km Bootsfahrt, 16 km Wanderung); Kebnekaise-Fjällstation — Saltoluokta-Turiststation: 79 km; Saltoluokta — Kvikkjokk: 83 km.

Lappische Namen: jokk = kleiner Fluß, jaure = See, luokta = Bucht, vagge = breites Flußtal, kebne = Felskessel, kaise = Bergspitze, vare = Berg.

Auskünfte erteilen: Schwedisches Fremdenverkehrsamt, Frankfurt/Main, Hafenstraße 59, oder Schwedischer Touristenverein (Svenska Turistföreningen), Stureplan 2, Fack, Stockholm 7.

Oberfränkische Anden-Expedition 1968

KARL GROSS

Vorbereitungen

Im Herbst 1966 tauchten in Oberfranken Kundfahrtpläne auf. Da die kleinen oberfränkischen AV-Sektionen allein weder die notwendigen finanziellen Mittel noch genügend geeignete Leute hatten, um eine Expedition im Rahmen einer einzigen Sektion durchführen zu können, war man sich in den interessierten Kreisen von vornherein darüber im klaren, daß nur auf einer breiten Grundlage ein solches Unternehmen verwirklicht werden könne.

Die Mannschaft hatte sich bald gefunden:

Erwin Hofmann (35), Sektion Bamberg; Otto Reus (34), Sektion Bamberg; Hermann Wolf (34), Sektion Bayreuth; Karl Groß (34), Sektion Coburg und Dieter Hain (29), Sektion Kulmbach. Sylvie Groß (24), Sektion Coburg, begleitete die Expedition auf eigene Kosten und half als Dolmetscherin (Spanisch und Englisch). Dr. Walter Hufnagel, Sektion Würzburg, schloß sich der Expedition als Gast an, er machte An- und Rückreise getrennt von den übrigen Teilnehmern.

Als Ziel stand von Anfang an Südamerika fest. Das eigentliche Berggebiet bereitete jedoch lange Kopfzerbrechen. Um den Expeditionscharakter zu rechtfertigen, suchten wir nach möglichst hohen, unerstiegenen Gipfeln. Trotz der flächenmäßigen Größe der Anden erwies sich das als äußerst schwierig, da die „Zeit der Erschließungsexpeditionen als abgeschlossen betrachtet werden kann“ (nach Dr. Rudi Schatz, Zürich).

Schließlich beschäftigten wir uns intensiv mit der Cordillera Apolobamba, in die erst 1957 mit der Anden-Kundfahrt der Sektion Berchtesgaden die erste bergsteigerische Expedition eingedrungen war. Besonders wertvolle Informationen und ausgezeichnete Kartenskizzen erhielten wir von Ichiro Yoshizawa, Japan.

Es kristallisierten sich folgende Ziele heraus:

1. *Katantica-Kette*, nach der Karte der englischen Imperial College-Expedition 1959 gab es hier 7 unerstiegene Gipfel, 5 davon mit Höhen über 5500 m kotiert. Besteigungsversuche und Klärung der Kammverläufe.
2. *Chaupi Orco-Ostseite*,
 - a) allgemeine Erkundung des Ostteiles der Cordillera Apolobamba (Werner Karl, Berchtesgadener Anden-Kundfahrt 1957 spricht hier von „unerforschtem Gebirge“, in der englischen Karte sind in dieser Region vier Punkte mit über 5000 m angegeben).
 - b) Erstbesteigung der von den Japanern 1961 in der Umrahmung des östlichen Chaupi Orco-Beckens benannten Gipfel Hanako und Taro (je etwa 5700 m).
 - c) Begehung der beiden Chaupi Orco auf neuen Routen von Osten und Versuch einer Traversierung vom Chaupi Orco Sud zum Chaupi Orco Norte über vier hohe, bisher unbegangene Gratgipfel.

Wir wollten die verschiedenen Punkte unseres Programmes so miteinander verbinden, daß sie eine Umrahmung des Ost- und Nord-Teiles der Apolobamba ergeben und wir über peruanisches Gebiet zum Titicaca-See zurückkehren würden.

Die Cordillera Apolobamba

Geographische Lage

Die Berge der Cordillera Apolobamba liegen ungefähr 90 km nordöstlich des Titicaca-Sees (gerechnet ab Puerto Acosta) und erstrecken sich über eine Länge von etwa 50 km zu beiden Seiten der bolivianisch-peruanischen Grenze. Sie stellen die Fortsetzung der Cordillera Real nach Norden dar und sind von dieser durch eine breite und tiefe Senke getrennt. Die Vergletscherung ist auffallend stark. Die beiden höchsten Erhebungen sind der Chaupi Orco, 6044 m, und der Chaupi Orco Norte, 6000 m. Zur besseren Unterscheidung schlagen wir vor, den Chaupi Orco, 6044 m, als Chaupi Orco „Sud“ zu bezeichnen, da er nicht unbedingt als Hauptgipfel der Gruppe in Erscheinung tritt. Er bildet vielmehr mit dem Chaupi Orco Norte zusammen, bei nur 44 m Höhendifferenz, das größte Massiv der gesamten Cordillera Apolobamba. Man spricht teilweise auch vom „Nudo de Apolobamba“ (Nudo = Knoten), da hier Ost- und West-Kette der Anden zusammentreffen.

Zugänge

Von Bolivien (La Paz) am Titicaca-See entlang über Puerto Acosta nach Ulla Ulla. Eine für Lkws befahrbare Straße führt über den 4850 m hohen Pelehuco-Paß bis nach Pelehuco-Dorf, einem Ort unter den Eisbergen der Katantica-Kette (2 Tage ab La Paz). Von Peru (Puno oder Juliaca, Eisenbahnanschluß nach Arequipa und zur Küste bei Mollendo) über Huancane, Poto, Pampa Blanca nach Trapiche. Die für Lkw befahrbare Straße endet z. Zt. am Iscai Cruz-Paß (4800 m). Von hier ergeben sich gute Anmarschmöglichkeiten zum Nord- und West-Abschnitt.

Einteilung

Der Italiener Pietro Meciani gliedert in seiner alpinistisch-geographischen Monographie „Le Ande“ die Cordillera Apolobamba in 3 große Gruppen. Wir halten es für zweckmäßig, zusätzlich einen vierten Abschnitt (siehe unten) einzuführen:

Nord-Abschnitt (nach Meciani „Zentral-Abschnitt“)

Das sind die Berge von den Palomani über die beiden Chaupi Orco (früher auch „Chupi Orco“) bis hinauf zum Cunuyo und Huajra ganz im Norden. Über die Gipfel und Grate dieser Berge läuft die bolivianisch-peruanische Grenze.

Ost-Abschnitt

Dieses Gebiet liegt rein auf bolivianischem Boden. Es sind die Bergketten Soral Ost, Soral West, die Katantica und die Gipfel um den Machu Sochi Conchi.

West-Abschnitt

Die Berge dieses Teiles der Apolobamba stehen ausschließlich auf peruanischem Gebiet. Sie verlaufen in Ost-West-Richtung. Die Grenze zur Nord-Gruppe ist der Iscai Cruz-Paß. Es gehören Callejon, Ananea und die Minacaya-Kette dazu.

Süd-Abschnitt (neu eingeführt)

Er umfaßt die Berge südlich des Pelechuco-Passes, also Huanacuni, Cololo und die Pupuya-Kette.

Bergsteigerische Erschließung

- 1911—1913: Eine Kommission der Royal Geographical Society aus England arbeitet im Gebiet der C. Apolobamba. Sie legt im Auftrag der Regierungen von Bolivien und Peru die beiderseitige Grenze fest. Die ersten Gipfel werden vermessen.
- 1932 oder früher:
Ein Hauptmann der bolivianischen Armee besteigt den Palomani Grande (5769 m).
- 1932: Der Geologe und Bergsteiger Ahlfeld besucht die C. Apolobamba.
- 1946: Heim bereist das Gebiet der Apolobamba.
- 1957: Die Anden-Kundfahrt der Sektion Berchtesgaden des Deutschen Alpenvereins ist die erste bergsteigerische Expedition, die die C. Apolobamba zum Ziel hat. Es werden erstmals bestiegen: Huelacalloc (5816 m), Cololo (5915 m), Huanacuni (5679 m), Chaupi Orco Sud (6044 m) u. a.
- 1958: Eine Expedition der Sektion Mailand des CAI (mit Andrea Oggioni) arbeitet im West- und Nordabschnitt. Sie besteigen erstmals: Callejon (5824 m), Ananea (5842 m), Salluyo (5800 m), Chaupi Orco Norte (6000 m) und andere.
- 1959: Die Imperial College-Expedition aus England (G. Bratt) macht eine topographische Aufnahme im Ost-Abschnitt und erschließt die Berge um den Machu Sochi Conchi, in der Soral-Ost- und in der Soral-West-Kette.
- 1960: Einer kleinen Schweizer Gruppe unter René Dittert, Genf, gelingt die Zweitbegehung des Ananea.
- 1961: Die Hitotsubashi University Andes-Expedition ist die erste japanische Kundfahrt in der Apolobamba. Die japanischen Studenten unter Ichiro Yoshizawa sammeln Erstbesteigungen im Nord- und Süd-Abschnitt. Chaupi Orco Sud und Chaupi Orco Norte erhalten ihre 2. Begehung. Erstbesteigungen in der Pupuya-Kette: Canisaya (5750 m), Acamani (5700 m), Cavayani (5700 m) und Yanaorco (5600 m).
- 1965: Mit der Assano-Expedition sind zum zweiten Male Japaner in der C. Apolobamba tätig. Sie machen weitere Erstbegehungen in der Pupuya: Corguini (5810 m), Cuchillo I (5635 m), Cuchillo II (5520 m), Huarin (5668 m), Colouari (5660 m), Caballino (5700 m), Canisalla (5700 m).
- 1968: Die Oberfränkische Anden-Expedition erschließt die Katantica-Kette und hält Nachlese im Nord-Abschnitt. Chaupi Orco Sud und Chaupi Orco Norte werden zum 3. Mal bestiegen.
- 1969: Die Jubiläums-Expedition der Sektion Berlin (D. Hasse) operiert aus dem Pelechuco-Tal.

Expeditionsverlauf

Am 7. April 1968 verläßt die Expeditions Mannschaft Bamberg. Mit der Eisenbahn geht es nach Genua und von dort auf einem italienischen Schiff am 9. April weiter nach Südamerika.

Auf der 24stündigen Eisenbahnfahrt nach La Paz/Bolivien erleben wir zum ersten Male den Altiplano, jene braunwellige Hochsteppe, wo Lamas und Alpakas hochmütig-

gelangweilt am spärlichen Gras zupfen. Wir sehen die weiße Pyramide des Sajama (mit 6520 m der höchste Berg Boliviens) in der glasklaren Luft stehen und bestaunen die ersten Indianerinnen. Mehrere bunte Röcke übereinandergezogen, das Baby im Umschlagtuch auf dem Rücken, so kommen sie zum Zug. Seltsam-lustige Melonen-Hüte sitzen verwegen schief über langen schwarzen Zöpfen.

Am 7. Mai abends erreichen wir La Paz. Die deutsche Familie Burg nimmt uns überaus herzlich auf. Herr Burg arbeitet als leitender Ingenieur am Bau der Wasserversorgung von La Paz, ist Bergsteiger und Leiter der Hochtouristengruppe beim Bolivianischen Anden-Club. Wir sind in besten Händen.

Gleich am nächsten Tag stürzen wir uns mit europäischem Elan in die Verhandlungen um die Freigabe unseres Gepäcks. Aber trotz Einschaltung des Innenministers, der Deutschen Botschaft und des Finanzministers dauert es 8 Tage, bis wir endlich über unsere Ausrüstung verfügen können.

Am 16. 5. schaukeln wir samt Gepäck auf einer roten Gondola (= kleiner Lkw) am Titicaca-See entlang nach Puerto Acosta. Der Fahrer unseres Lastwagens veranstaltet auf der Plaza einen Boxkampf mit einem der Dorfjungen und wir verbringen eine unruhige Nacht in der ständigen Sorge um unser Gepäck auf der offenen Ladefläche des Lkws.

Am nächsten Tag führen uns tiefausgefahrene Radspuren über den offenen Altiplano. Als langgezogene Mauer tauchen die Berge der Cordillera Apolobamba am Horizont auf. Nach einer Mittagsrast in Ulla Ulla geht es am Lago Cololo vorbei hinauf zum Pelechuco-Paß (4850 m). Kaum haben wir den höchsten Punkt überschritten, quillt uns dichter Nebel entgegen. Haarsträubende Serpentinaen leiten ins Tal des Rio Pelechuco hinunter. Mehrmals muß die Gondola zurücksetzen, um besonders enge Kurven zu nehmen. An einer Stelle, wo der Lkw die Fahr-Trasse verlassen kann, laden wir ab. Bei leichtem Regen bauen wir die Zelte auf. Zu sehen ist nichts.

Am anderen Morgen krabbeln wir aus den Zelten in einen strahlenden Tag. Eine kleine Stunde oberhalb des Lagers stürzen die Eiskaskaden eines großen Gletscherbruches bis fast in den Talboden. Sie kommen aus dem riesigen halbrunden Kessel, der von den 5 Hauptgipfeln der Katantica umstanden ist. Trotz des unsichtigen Wetters vom Vorabend haben wir den Platz gar nicht so schlecht gewählt: Er liegt auf etwa 4300 m, 2 bis 3 Gehstunden oberhalb des Dorfes Pelechuco und hat nur den Nachteil, daß ihn die Sonne erst um 10.00 Uhr erreicht. Bis dahin ist es feucht und kalt wie in einem Kellerloch!

Noch am späten Vormittag des 18. Mai brechen wir in zwei getrennten Gruppen zur Erkundung auf. Wir ersteigen die südwestliche Talseite, um einen möglichst umfassenden Blick auf die gegenüberliegenden Gipfel der Katantica-Kette zu gewinnen und uns nach der Karte der Imperial-College-Expedition zu orientieren.

Die Gruppe Hofmann, Hain und Reus erreicht bei dieser Erkundung den P 5300 [OAE 1] erstmals über dessen Nordflanke. Wolf und Groß steigen weiter talab bis auf 4800 m empor. Ab 15.00 Uhr stecken alle Gipfel in Wolken, so daß die Übersicht beschränkt bleibt. Mit schöner Regelmäßigkeit ziehen diese Nebel während der ersten Woche an jedem Mittag das Tal herauf und hüllen Berge, Zelte und Menschen in eine naßkalte Decke.

Als wir am Abend wieder im Basislager zusammentreffen, gibt es stundenlange Diskussionen über das Geschaute. Wir können uns lange nicht darüber einigen, wo die Machu Sochi Conchi-Gruppe endet und wo die Katantica-Kette beginnt.

Am 21. 5. holt sich die Seilschaft Hofmann-Reus den ersten Gipfel aus der Umrah-

mung des großen Eiskessels. Sie ersteigen Katantica II (5550 m) vom Basislager aus in einem Zug über eine markante Firnrippe [OAE 2]. Da es sich wie bei fast all unseren Besteigungen, um einen Südanstieg handelt, ist der Pulverschnee sehr tief. Es wird eine 10stündige Schinderei, ab Mittag noch erschwert durch Nebel und leichten Schneefall. Am gleichen Tag erkunden Wolf-Groß den Zugang zum Katantica I.

Zwischendurch besorgen wir aus dem drei Tagemärsche entfernten Puerto Acosta einen Jeep, um Dr. Hufnagel zurückbringen zu lassen. Er leidet unter einer fiebrigen Erkältung und wird von Tag zu Tag schwächer. In La Paz diagnostiziert man ein Lungenödem und legt ihn unters Sauerstoffzelt.

Am 23. 5. brechen Wolf und Groß zum Katantica I (5630 m) auf. Sie schlängeln sich durch den westseitig vom Gipfel herunterziehenden Gletscherbruch und biwakieren auf einem den Gletscher in zwei Arme teilenden Felsgrat in 5250 m Höhe. Dieser Punkt war bereits bei der Erkundung am 21. 5. erreicht worden. Über leichte japanische Funksprechgeräte halten sie mit dem Basislager Verbindung.

Am nächsten Tag erreichen sie, über die Südflanke und eine Schulter ansteigend, gegen Mittag den Gipfel [OAE 3]. Einziges Hindernis ist eine Spalte unter der Gipfelkalotte, in die auch prompt der Seilerste einbricht.

Nun ist es an der Zeit, in das Herz der Katanticakette einzudringen, in jenen halbrunden Eiskessel, in den wir schon verschiedentlich kleine Einblicke tun konnten. Am 26. Mai marschieren Hofmann, Wolf, Hain und Groß mit gewichtigen Rucksäcken ab. Sie planen ein „Komfort-Biwak“, um die letzten 3 der insgesamt 5 Katantica-Hauptgipfel in 2 Tagen besteigen zu können. Auf einem teilweise messerscharfen Moränenrücken aus zusammengebackenem Schutt steigen sie höher und höher. Es ist der unangenehmste Teil des Anstieges. Als sie schließlich in den Gletscher hineinqueren, der seine Eiskaskaden so wild zerrissen ins Tal schickt, findet sich überraschend ein verhältnismäßig einfacher Durchschlupf. Gegen 13.00 Uhr stehen sie auf einer Art Sattel zwischen Katantica IV und V (etwa 5050 m hoch).

Auf einigen aperaturen Felsen wird das Biwak hergerichtet: Schaumstoffmatratze, Daunenschlafsack, Biwaksack und um das ganze ein Mäuerchen aus aufeinander getürmten Felsbrocken als Windschutz.

Hofmann, Hain und Wolf besteigen noch am Nachmittag Katantica V (5300 m) über einen ausgesetzten Grat von Norden [OAE 4].

Die Nacht ist kalt, aber sternklar und windstill. Aus Sorge um eine etwaige Magenverstimmung nehmen sie keine Schlaftabletten.

Am anderen Morgen steigen die Vier eine Stunde gemeinsam über den Firn an. Dann wenden sich Hofmann-Wolf dem Katantica IV (5592 m) zu, den die Engländer 1959 als Hauptgipfel bezeichneten. Über die Nordwestflanke erreichen sie den Südwestgrat. Große Doppelwächten erfordern eine sorgfältige Seilsicherung. Den labilen Gipfelaufbau können sie nur „reitend“ betreten [OAE 5].

Inzwischen sind Hain und Groß durch das weite obere Gletscherbecken unter die Südseite des Katantica III (5610 m) gespurt. Nach einer ausgiebigen Rast stapfen sie die Steilflanke empor. Der Berg ist sehr langgestreckt. Aus Angst, den höchsten Punkt zu verfehlen, übersteigen sie die Gipfelwächte und ziehen eine große Schleife rund um die den Gipfel spaltende gewaltige Eiskluft [OAE 6]. Eine Stunde nach Hofmann-Wolf erreichen auch sie wieder den Biwakplatz.

Am 31. Mai beginnt der große Umzug ins Chaupi Orco-Gebiet. Mit 28 Trag- und 3 Reittieren, 2 Arrieros und etlichen Peones (alle aus Pelechuco) ziehen wir als stattliche Karawane talab. Kurz unterhalb von Pelechuco wird das Haupttal verlassen. In nörd-

licher Richtung geht es wieder hinauf in die Berge. Unterhalb des Sanches-Passes (auch Queara-Paß genannt) beziehen wir auf 4200 m das erste Marschlager.

Außer dem Paso de Sanches (4770 m) überschreiten wir am nächsten Tag zwei weitere hohe Pässe. Der Abra Rite (4900 m) ist nordseitig vergletschert. Vom Abra Pura Pura (4750 m) haben wir einen ersten Blick auf das Chaupi Orco-Gebiet von Osten. Die zweite Nacht lagern wir am Südennde des Lago Soral.

Am dritten Marschtag mühen sich die Tiere noch einige Stunden durch ein versumpftes Talstück den Rio Soral aufwärts. Dann haben wir den Platz für Basis II gefunden. Er liegt, 4400 m hoch, geschützt hinter Moränenwällen, hat schon ab 8.00 Uhr Sonne und ist nicht weit von der Zunge des Tarokane-Gletschers entfernt, der seinen mächtigen Eisstrom von den Ostflanken der beiden Chaupi Orco herunterschiebt.

Wir haben auf diesem Marsch den Ostteil der Cordillera Apolobamba östlich umrundet. Dabei konnten wir feststellen, daß sich östlich unserer Wegroute nur zweit-rangige Gipfel befinden. Die 5000-m-Grenze wird noch von einem Gratausläufer östlich des Rite-Passes (zur Soral Ost gehörig) geringfügig überschritten. Ein bergsteigerisch interessantes „unerforschtes Gebirge“, von dem noch W. Karl 1957 spricht, gibt es nicht mehr, seitdem die Engländer Soral Ost und West erschlossen haben. Die in der englischen Karte kotierten Punkte mit mehr als 5000 m liegen ausschließlich auf den Nordausläufern der Soral-Ost- und Soral-Westkette, bzw. auf den Südausläufern des Chaupi Orco-Massives.

Am 4. Juni machen wir eine erste Erkundung. Über die linke Seitenmoräne (im Sinne des Aufstieges) des Tarokane-Gletschers gewinnen wir rasch an Höhe. Bei 5000 m trennen sich unsere Wege.

Hofmann-Hain steigen in Richtung Chaupi Orco. Über steile Schneehänge erreichen sie gegen 14.00 Uhr das große Plateau (etwa 5700 m) unter dem Chaupi Orco Sud. Hier bleibt ihr weiteres Vordringen im wahrsten Sinne des Wortes im tiefen Pulverschnee stecken.

Wolf-Reus-Groß betreten den langen Gletscher. Ihr Ziel ist die Scharte in dem vom Chaupi Norte südostwärts streichenden Grat, die den Norte-Vorgipfel vom Hanako (so von den Japanern 1961 benannt) trennt. Wolf führt mit sicherem Instinkt durch den zerrissenen Bruch. Dann spuren sie 6 Stunden den flachen Gletscher aufwärts, der kein Ende nehmen will. Der Pulverschnee ist stellenweise mehr als knietief. Wieder einmal, wie schon so oft bei dieser Expedition, erwiesen sich die Schneereifen als unentbehrliche Helfer. Erst um 15.00 sind sie in der Scharte, 5650 m hoch. Von hier ist der Zugang zum Norte und zum Hanako möglich, das können sie erkennen. Bis 19.00 Uhr steigen beide Gruppen zum Basislager ab. Die Vorarbeit ist geleistet.

Am gleichen Tag stößt Dr. Hufnagel wieder zur Expedition. Nur begleitet von zwei Indios, war er auf abenteuerlichen Wegen den Spuren der Kundfahrt gefolgt.

Wir sind uns darüber einig geworden neben dem Tarokane-Gletscher an der Stelle ein Hochlager aufzubauen, wo sich die Wege zum Chaupi Orco Sud und zum Norte trennen (4950 m). Am 6. Juni transportieren wir Material nach oben. Am 7. werden die beiden Zelte bezogen. Hofmann und Hain steigen noch 3 Stunden höher hinauf, um dem Chaupi Orco Sud möglichst nahe zu rücken. Sie schlafen auf etwa 5300 m in einem winzigen Perlonzelt.

Das Basislager bewacht unsere „Dolmetscherin“.

Der 8. Juni bringt nicht ganz sicheres Wetter, doch der frühe Morgen sieht die gesamte Mannschaft im Aufstieg. Hofmann und Hain sind für den Chaupi Orco Sud als erste aufgestanden. Wolf-Groß und Reus-Hufnagel stapfen in den alten Spuren zu der

am 4. 6. erkundeten Scharte. Hier wenden sich gegen 11.00 Uhr Reus-Hufnagel dem Hanako und Wolf-Groß dem Chaupi Orco Norte zu. Nach kurzer Zeit schon verschluckt beide Gruppen der plötzlich aufziehende Nebel.

Hofmann-Hain waren schneller. Aus dem großen Plateau heraus erreichen sie über Spaltenbrücken und Schneebrate bei noch klarem Wetter um 12.00 Uhr den Gipfel des Chaupi Orco Sud (6044 m). Es ist die 3. Begehung. Nach Süden und Westen haben sie freie Sicht über die Berge bis zur Puna. Im Osten und Norden stehen schon die Wolken. Mit Dunkelwerden erreichen sie wieder das Basislager.

Die beiden anderen Seilschaften setzen im Nebel ihren Weg fort. Der Grat zum Hanako ist von Spalten eigenartig zerrissen und stellt Reus-Hufnagel vor manches Problem. Um 13.30 Uhr hört man einen Jubelschrei durch die Wolken. Reus und Hufnagel stehen auf dem Gipfel des Hanako (5750 m) und freuen sich trotz des schlechten Wetters über ihre Erstbegehung [OAE 7].

Für Wolf-Groß gilt es gleich oberhalb der Scharte einen zeitraubenden Grat zu bewältigen. Von der Sonne zerfressenes Eis, anzusehen wie gefrorener Eierschaum, läßt sie nur mühsam vorwärtskommen. Am ungefähr 5800 m hohen Vorgipfel beginnt wieder die stumpfsinnige Wühlerei im Tiefschnee. Hier hören sie den Freudenschrei vom Hanako. Unter dem Gipfel müssen auch sie die schon von den Italienern bei der Erstbegehung erwähnte Spalte überlisten. Um 15.00 Uhr sind sie bei Nebel, Wind und Schneefall auf dem höchsten Punkt (6000 m; 3. Begehung). Für kurze Zeit können sie zwischen Wolkenfetzen den langen Grat zum Chaupi Orco Sud überblicken. Bei Dunkelheit finden sie als letzte ins Hochlager zurück, wo Reus und Hufnagel auf sie warten.

Am 9. Juni ist großer Ruhetag. Hofmann und Hain verbringen ihn im Basislager, Wolf und Groß im Hochlager. Reus und Dr. Hufnagel steigen noch am Nachmittag ins Basislager ab; Regen, Schneefall und Kälte verlocken nicht zum Bleiben.

Da der nächste Morgen wieder sonniges Wetter bringt, können Wolf und Groß zwei kleinere Gipfel, P 5510 [OAE 8] und P 5500 [OAE 9], in der langen Eismauer zwischen Hanako und Taro erstbegehen. Am Nachmittag kommt Hofmann vom Basislager herauf, denn für den nächsten Tag ist die Besteigung des Taro geplant. Dieser Berg, ebenfalls von den Japanern 1961 benannt, ist der letzte markante Gipfel auf dem vom Chaupi Orco Norte über Hanako, P 5510 und P 5500 nach Südosten streichenden Grat. An seiner Südflanke hingen in den letzten Tagen fast ständig unsere Augen. Wo war der günstigste Weg durch dieses Bollwerk aus Spalten, Seraks, Wülsten, Wächten, Eisbalkonen und Schwimmschnee? Wolf und Hofmann glauben ihn gefunden zu haben.

Im Morgengrauen spüren sie mit Schneereifen an die Wand heran. Dann bekommen die Steigeisen Arbeit. Es wird ein mehrstündiger Kampf mit steilem Eis, hüfttiefem Schnee und brüchigen Spaltenbrücken. Phantasie ist Trumpf. Alle Mittel sind erlaubt, um in dem grundlosen und manchmal nahezu senkrechten Schwimmschnee höher zu kommen. Schließlich steigen sie am Grat aus und stehen wenig später auf der ausgesetzten Gipfelwächte (5700 m), die nur jeweils für eine Person Platz bietet [OAE 10].

Am Nachmittag des gleichen Tages wird das Hochlager geräumt. Wolf und Hofmann, die beiden Erfahrensten und Extremsten, sind der Ansicht, daß eine Überschreitung des langen Grates vom Chaupi Orco Sud zum Chaupi Orco Norte für unsere kleine Gruppe ein zu großes Risiko sei. Da niemand widerspricht, wird dieser Programmpunkt gestrichen. Hier wartet ein lohnendes Ziel auf künftige Expeditionen.

Wir mieten im 3 Stunden talab gelegenen Puina Pferde, Esel und Mulas und beginnen zu packen. Dr. Hufnagel besteigt am 13. 6. noch einen felsigen Gipfel (etwa 5100 m, OAE 11) östlich des Lagers, auf dem nördlichen Ausläufer der Soral-West-Kette.

Am Mittag des 14. 6. beginnt der Rückmarsch. Am 15. 6. überschreiten wir mit 26 Tieren den Lusuni-Paß (4900 m). Er ist ein von den Einheimischen viel benützter Übergang von Bolivien nach Peru, zum Austausch der Waren zwischen Hoch- und Tiefland. Durch das Ocoruruni-Tal gelangen wir nach Lusuni. Am 16. 6. erreichen wir von Norden her den Iscai-Cruz-Paß (4800 m) und die dort endende, für Autos befahrbare Straße.

Die Tragtiere kehren nach Puina zurück. Ein Indio trabt nach Cojata, um für uns einen Lkw zu chartern. Wir beziehen ein zweitägiges Wartelager.

Während dieser Zeit besteigt Hofmann den Ritapata (5272 m, 3. Begehung) und den P 5400 (2. Begehung). Groß macht die Überschreitung des Cacahuaycho (5450 m, 2. Begehung). Die Paßhöhe ist ein idealer Ausgangspunkt für die umliegenden niedrigen Fünftausender.

Am 18. 6. treffen der Lastwagen und eine berittene peruanische Grenzstreife fast gleichzeitig ein. Die Polizisten kontrollieren unsere Pässe. Man hält uns für Prospektoren, die nach Gold, Wolfram und anderen wertvollen Mineralien suchen. Kein Mensch glaubt uns, daß wir allein aus sportlichem Vergnügen auf die Berge steigen.

Auf dem Weg zur bolivianischen Grenze hält unser Lkw in jedem Ort vor der Polizeistation. Wir werden überall sorgfältig registriert. Die peruanischen Grenzsoldaten schließlich wollen uns nicht ausreisen lassen, da wir für das über die Berge eingeführte Gepäck keine Papiere haben. Erst ein 100-Soles-Schein öffnet den Schlagbaum.

Am 20. Juni werden wir von Familie Burg in La Paz ein zweites Mal gastlich empfangen.

Der unermüdliche Hofmann macht am 1. 7. einen Versuch am Illimani (6462 m) und besteigt dabei den Mururata (5700 m).

Nach einem kurzen Ausflug an den Rio Beni und zum Zisterzienser-Kloster Apolo (östlich der C. Apolobamba), reist die Expeditionsmannschaft nach Cuzco, um die Ruinen von Machu Picchu zu besuchen. Mit der brasilianischen Fluggesellschaft VARIG-Airlines geht es über Lima, Rio de Janeiro und Paris zurück in die Heimat (15. Juli 1968).

Zusammenfassung der Expeditionsergebnisse

Erstbegehungen:

P 5300		OAE 1	barometr. Höhenmessung
Katantica I,	5630 m,	OAE 3	} Höhenangaben nach den Vermessungen der Imperial College-Expedition 1959
Katantica II,	5550 m,	OAE 2	
Katantica III,	5610 m,	OAE 6	
Katantica IV,	5592 m,	OAE 5	
Katantica V,	5300 m,	OAE 4	
Hanako,	5750 m,	OAE 7	} barometrische Höhenmessung
Taro,	5700 m,	OAE 10	
P 5510,		OAE 8	
P 5500,		OAE 9	
P 5100,		OAE 11	

Sonstige Besteigungen:

Chaupi Orco Sud,	6044 m, 3. Begehung	} erstmals von Osten
Chaupi Orco Norte,	6000 m, 3. Begehung	
Chaupi Orco Norte Vorgipfel,	5800 m, 3. Begehung	
Ritapata,	5272 m, 3. Begehung (auch Ritipata genannt)	
Cacahuaycho,	5450 m, 2. Begehung	
P 5400,	2. Begehung	

Ost- und Nord-Abschnitt der Cordillera Apolobamba wurden erstmals von einer Expedition umrundet.

Kammverlaufsskizzen wurden von der Katantica und der Chaupi-Orco-Ostseite gefertigt.

Ziele für künftige Expeditionen*Überschreitung Chaupi Orco Sud — Chaupi Orco Norte:*

Diese großzügige Traversierung stellt zweifellos das alpinistisch lohnendste Problem in der gesamten Apolobamba dar. Der Grat verläuft etwa 2 bis 3 km in Nord-Süd-Richtung und führt über 4 Gipfel mit einer Höhe zwischen 5800 m und 5900 m. Bei der Überschreitung sind Gegenanstiege von zusammen 1000 m bis 1200 m zu bewältigen. Selbst nordseitig, d. h. sonnseitig, dürften Pulverschnee und Bruchharsch vorherrschen. Angehen von Osten und Traversierung in Nord-Süd-Richtung zweckmäßig. Abstieg von Chaupi Orco Sud über den noch unbegangenen Ostsporn.

Minacaya-Kette:

Das ist der am weitesten nach Westen vorgeschobene Teil der C. Apolobamba. Zugang von Poto über Rinconada. In der Literatur haben wir nichts über Besteigungen in dieser Gruppe gefunden. Wahrscheinlich ist sie bergsteigerisch noch völlig unberührt. Auf der Fahrt vom Iscai-Cruz-Paß nach Cojata sieht man dieses Gebiet als breit hingelagerten Eisklotz aus der Puna aufsteigen. Einige wenig markante Gipfel ragen über die mächtige Eisfläche empord (maximal 5500 m).

Berge östlich des Iscai-Cruz-Passes:

Etwa eine Stunde unterhalb der Paßhöhe (südlich) zweigt ein Seitental nach Osten ab. An einem See vorbei leitet es in 2 Stunden an eine Gletscherzunge. Die diesen Gletscher umgebenden 5 oder 6 Berge mit Höhen bis ca. 5500 m sind unbestiegen.

Nordausläufer der Soral-West-Kette:

Von der Soral West stößt ein mehrere Kilometer langer Grat nach Norden vor. Er verläuft östlich des Chaupi-Orco-Stockes, d. h. östlich der Hauptkette, von dieser durch

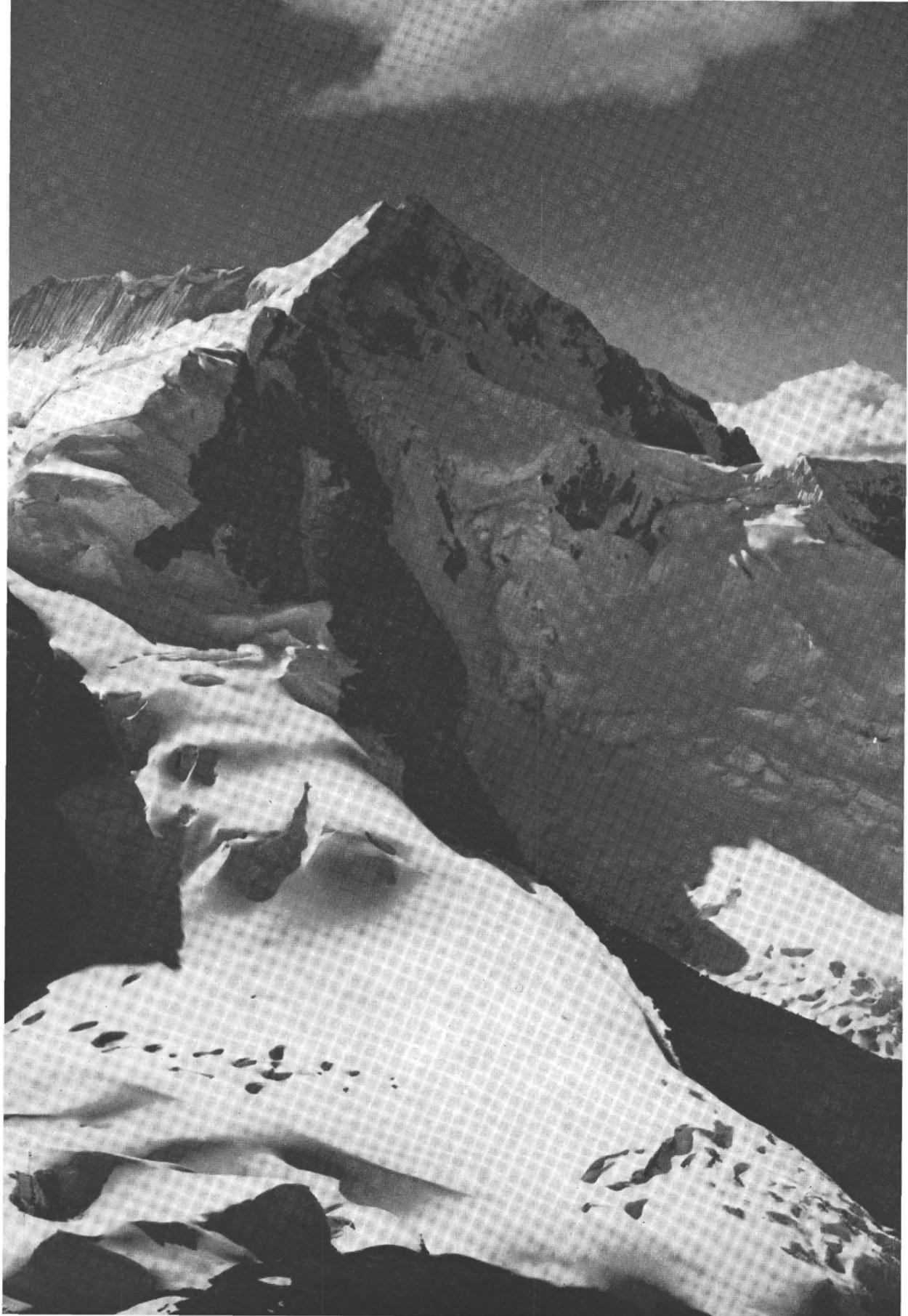
den Rio Soral getrennt, in durchschnittlich 5200 m Höhe. Im ersten Teil, von Süden her betrachtet, ist er stark vergletschert und nur wenig gegliedert. Ungefähr gegenüber der Zunge des Tarokane-Gletschers befindet sich eine deutliche Einsattelung. Nördlich davon ragt ein spitzer Gipfel bis etwa 5300 m auf. Der Grat ist unberührt (ausgenommen OAE 11).

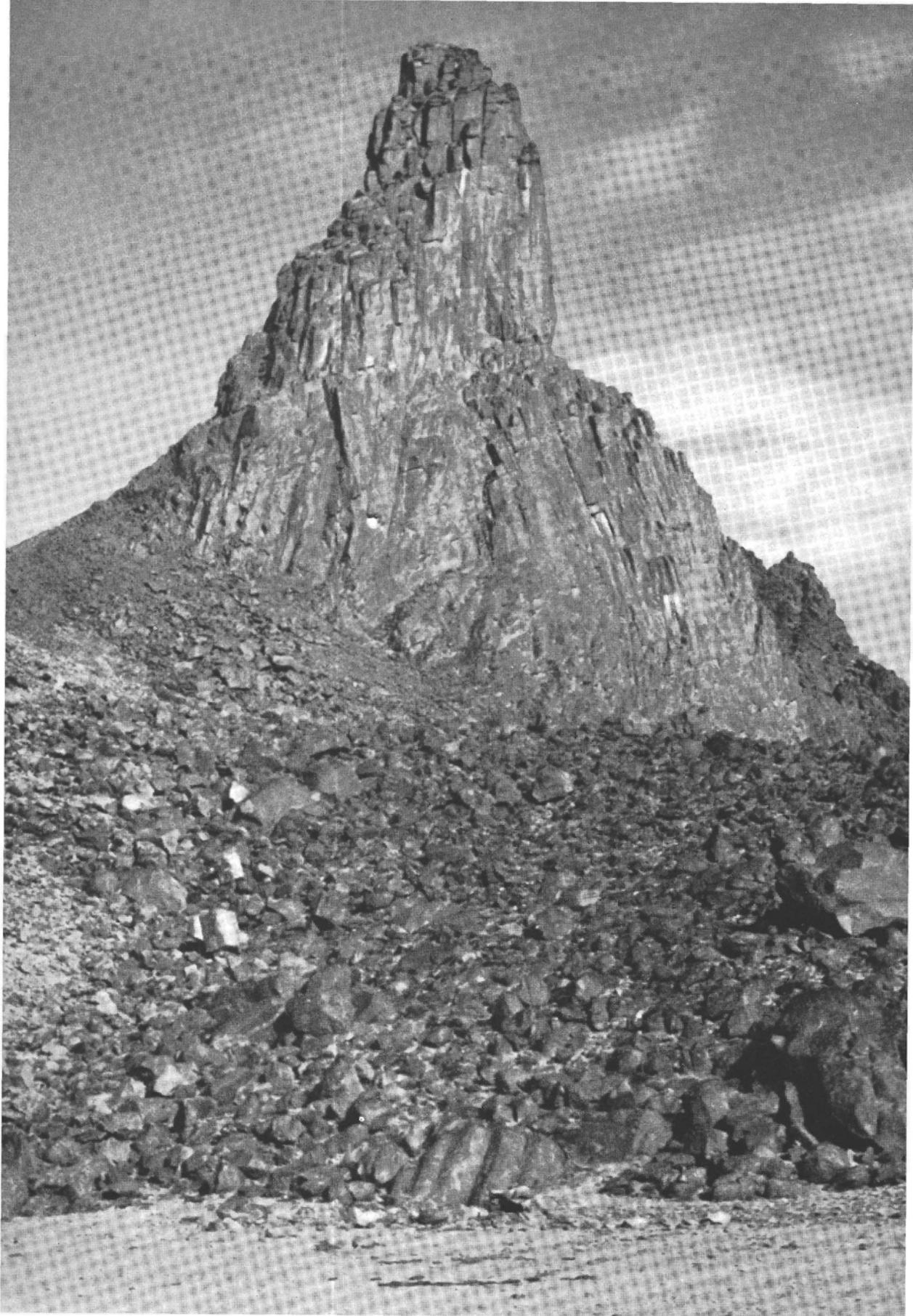
Literatur

- Peru-Bolivia Boundary Commission Report 1911—13;*
Bratt, G. C., Nudo de Apolobamba, American Alpine Journal 1960
Melbourne, W. H., The Imperial College-Expedition to the Nudo de Apolobamba, Alpine Journal 1960
Karl, W., Anden-Kundfahrt der Sektion Berchtesgaden des Deutschen Alpenvereins 1957, Jahrbuch des DAV 1958
The Geographical Journal, Dezember 1960, Exploration and Survey on the Bolivia-Peru Border/ Discussion (gute Karten!)
Sangaku (Journal of the Japanese Alpine Club) 1962, Volume L VII, Hitotsubashi University Andes-Expedition 1961 (Leiter Idhiro Yoshizawa)
Sangaku (Journal of the Japanese Alpine Club) 1967, offizieller Bericht über die „Assano-Expedition 1965“
Meciani, P., Die Cordillera Apolobamba in „Le Ande“, Verlag Tamari, Bologna
„Oberfränkische Anden-Expedition 1968 — Verlauf und Ergebnisse“, Eigenverlag, Bamberg 1968.

Auschrift des Verfassers: Karl Groß, D-8601 Oberhaid, Moorstraße 2

Katantica IV (5592 m) von Süden. Der Anstieg erfolgte im oberen Teil über den als Trennungslinie zwischen Licht und Schatten gut sichtbaren Südwestgrat. ►





Gipfel im Wüstenwind

Kletterfahrten im Hoggar

HARALD BILLER und RUDOLF LINDNER

Adriane, Ilamane, Saouinan, Taheleft, Ain-In-Borian und Aoukenet

Eines der eigenwilligsten Hochgebirge der Erde steht mitten in der algerischen Sahara, rund 2000 Kilometer südlich von Algier. „Ahaggar“ nennen die Nomaden der Wüste dieses Bergland, dessen wilde Gipfel sich bis zu einer Höhe von fast 3000 Metern erheben. Eine gute Woche waren wir, meine Frau und ich, fast pausenlos gefahren bis wir nach 5000 Kilometern mit unserem kleinen VW am Rand der Sahara standen. 5000 Kilometer durch Ebenen und Gebirge, durch Steppen und an Küsten entlang, durch Großstädte und Berberdörfer. Jedoch die Fahrt durch die Sahara sollte dies alles in den Schatten stellen.

Das fruchtbare Hügelland Nordalgeriens und der Atlas liegen hinter uns und langsam wird die Steppenlandschaft zur Wüste. Die ersten Flugsanddünen schieben sich an die Straße heran, aber die Straße selbst ist ausgezeichnet, breit, ohne Kurven, kaum mehr andere Fahrzeuge und so kommen wir rasch der eigentlichen „großen Sahara“ näher. An der algerischen Grenze hatten uns die Zollbeamten wohlmeinend versichert, daß eine Asphaltstraße bis Tamanrasset — eine Oase am Südrand des Hoggargebirges und der Endpunkt unserer Anreise — führen würde. Die Sandbleche, die unserem schlichten Fahrzeug einen gewissen Safari-Look verliehen, betrachteten wir seitdem etwas verschämt. Aber dann, in Ghardaia, den kritischen Wegstrecken bedeutend näher, wünscht man uns für die Weiterfahrt „bonne courage“. Die letzten Zweifel jedoch werden wenige 100 Meter hinter El Golea beseitigt. Ein windschiefes Schild steht dort „TAM 1235 km“, und der Asphalt ist damit schlagartig zu Ende. Die Piste, anfangs nur notdürftig markiert, wird im weiteren Verlauf immer schlechter. Über die Ausläufer einer Flugsanddüne kommen wir gerade noch hinweg. Kein Wunder, unser Fahrzeug ist mit zusätzlichen 50 Litern Benzin und 30 Litern Wasser bis an die Grenze seiner Tragfähigkeit beladen, denn die nächste Ansiedlung kommt erst nach fast 500 Kilometern.

Am Nachmittag dieses Tages erreichen wir den Beginn des Tademait-Plateaus, einer gewaltigen, felsigen Hochebene. Es ist die vollkommenste Ebene, die man sich vorstellen kann, kein Hügel, keine Mulde, ein absolut leerer Horizont. Die Piste ist nun zwar gut markiert, aber dafür in einem so verheerenden Zustand, daß wir oft über weite Strecken eigene Wege suchen müssen. Etwa die Hälfte der Hochebene liegt hinter uns, als es zu dämmern beginnt. Die Nacht ist überraschend mild und wir sitzen noch lange vor dem Zelt. Der Zauber der Wüstenacht und dieser Landschaft, die Exupéry einmal „die schönste und traurigste Landschaft der Erde“ genannt hat, beeindruckt uns tief.

Mit Sonnenaufgang sind wir wieder unterwegs. Nach Stunden stellen wir aufatmend fest, daß das Plateau zu Ende geht. Von einmaliger Schönheit ist der Blick von seinem Rand hinunter in das goldgelbe Dünenmeer, durch das unser Weiterweg führt. Die nämlichen Dünen, die wir wenig später verwünschen werden!

Immer häufiger werden die Flugsandstellen auf der Piste und hin und wieder bleibt uns nichts anderes übrig, als zu Fuß den besten Durchschlupf zu erkunden. Doch auch damit können wir nicht vermeiden, ab und zu stecken zu bleiben. Gut, daß wir unsere Sandbleche haben! Doch bevor man sie verwenden kann, heißt es graben und nochmals graben, erst mit der Schaufel, dann mit den Händen, bis eben genügend Platz ist, um die Bleche unterzulegen. Dann kann man eineinhalb Meter fahren — so lang sind die Sandbleche — und das Spiel beginnt von neuem, bis man wieder festen Grund erreicht hat. Kein Wunder, daß uns In Salah mit seinen roten Lehmhäusern, teilweise halb vom Sand verweht, seinen Palmen und den fast biblisch anmutenden Einwohnern als der schönste Ort der Welt erscheint. Unser Aufenthalt ist trotzdem nur kurz, wir erneuern unsere Benzin- und Trinkwasservorräte, dann geht es wieder hinein in die Wüste. Anfangs ist die Piste gut, wir kommen schnell voran. Doch auf einmal werden die Spuren weniger, hören schließlich ganz auf, der Grund wird weich und bis wir uns zur Umkehr entschließen, ist es zu spät. Wir sitzen auf, diesmal bis zum Bodenblech. Wohl eine halbe Stunde buddeln wir, bis wir die Sandbleche unter die Hinterräder bringen, Minuten später das gleiche und nochmals und nochmals . . . Wir wissen, wenn es so weitergeht, dann werden wir das Hoggar niemals erreichen. Später, schon im Gebirge, haben wir uns dann eingestanden, daß, wenn einer nur ein Wort von Umkehr gesagt hätte, der andere bereitwillig darauf eingegangen wäre. Doch das Glück ist mit uns, wir kommen auf fahrbaren Grund und erreichen die Hauptspur, die wir vor einigen Kilometern verloren hatten. Die Piste ist nun überraschend gut befahrbar, langsam wechselt die Dünenzone zu steinigem Grund über. Am Horizont tauchen Berge auf, denen wir allmählich näher kommen. In einem riesigen Kessel, der von fast schwarzen Bergen umstanden ist, in deren Runsen goldgelb der Flugsand hängt, schlagen wir unser Nachtlager auf. Das Hoggar ist zwar noch weit, aber irgendwie haben wir das Gefühl, daß das Schlimmste hinter uns liegt. Ein Schakal nachts am Zelt und bei Tage einige Antilopen aus der Ferne waren in diesem Teil der Sahara die einzigen Lebewesen, die wir gesehen haben. Bis wir am Nachmittag des nächsten Tages auf eine riesige Herde von Meharis, weißen Kamelen, treffen, die gerade die Piste kreuzt. Zum ersten Mal stehen wir dabei einigen Tuareg gegenüber, Angehörige jener Nomadenstämme, die die Sahara auf der Suche nach spärlichen Weideplätzen kreuz und quer durchwandern. Es sind eindrucksvolle Gestalten: Die Männer blau gewandet, verschleiert bis auf einen schmalen Augenschlitz, das Gewehr am Sattel und das Schwert an der Seite. Die Frauen dagegen sind völlig unverschleiert und mit silbernen Ketten und Armbändern geschmückt. Wir versuchen, einige Worte zu wechseln, bieten Zigaretten an und erhalten als Gegengeschenk einen toten Waran, eine Echsenart. Offensichtlich sind wir noch nicht richtig akklimatisiert, denn es graust uns und wir weisen das Geschenk höflich, aber bestimmt zurück.

Nochmals eine Nacht in der Wüste, dann sind wir in Tamanrasset, im Dunst des Vormittags stehen die ersten Hoggargipfel. Die eindrucksvollste und härteste Fahrt, die uns je in ein fremdes Hochgebirge geführt hat, ist zu Ende.

Wie in In Salah gibt es auch hier ausschließlich rote Lehmhäuser, aber alles ist etwas größer und freundlicher. Es gibt mehr Palmen und sogar Blumen vor den Häusern und die Bedrohung durch die Dünen ist — wohl durch die Nähe des Gebirges — nicht mehr so groß. Und die Berge, die auf das bunte Menschengewimmel (es gibt hier vorwiegend

Neger, dazwischen Araber und Tuareg) in den Gassen Tamanrassets herunterschauen, sind zwar fremdartig und seltsam, aber doch tragen auch sie dazu bei, daß wir uns hier von der ersten Stunde an daheim fühlen.

Am späten Nachmittag steht unser Zelt am Fuß der Adriane, dem am weitesten nach Süden vorgeschobenen Berg des Hoggar. Etwas zweifelnd und bedrückt schauen wir hinauf zur mauerglatten Westwand des Berges, die wir morgen durchsteigen wollen. Im letzten Licht der Abendsonne machen wir dann die Folge von feinen Rissen und Verschnidungen aus, die den Durchstieg vermitteln.

Die Wüste liegt im ersten Morgenlicht, als wir am nächsten Tag am Einstieg stehen. Auch von hier betrachtet ist die Wand von eindrucksvoller Steilheit. Der Fels ist ein Mittelding zwischen Granit und Sandstein und er ist, zu unserem Erstaunen und im Gegensatz zu allem, was man vom Hoggar hört oder liest, eisenfest. Rasch sind wir mit dem Gestein vertraut und gewinnen in schönster Kletterei, nach jeder Seillänge in der Führung wechselnd, an Höhe. Hin und wieder ein Sicherungshaken, ab und zu ein kurzes Suchen, nicht oft, denn die Route ist von der Natur vorgezeichnet. Und Namen wie Vaucher und Duchesnes, die 1954 die erste, bzw. die zweite Begehung dieser Wand durchführten, bürgen für Qualität. Seit wir El Golea verlassen hatten, haben wir an das Wetter keinen Gedanken mehr verschwendet. Tag für Tag strahlender Sonnenschein und der Himmel so blau, wie er nur über der Wüste sein kann. Heute allerdings, in Gipfelnähe, wo gegen Mittag auch in unsere Westwand die Sonne hineinscheint, wären wir für die kleinste Wolke dankbar, denn die Sonne brennt mit unvorstellbarer Gewalt herunter. Dann stehen wir auf dem Gipfel. Entspannt und glücklich sitzen wir im kümmerlichen Schatten des Steinmannes. Das Flimmern der Hitze ist so stark, daß das wenige Kilometer entfernte Tamanrasset nur mit Mühe zu erkennen ist. Unsere Freude über diese prachtvolle Wand und unsern ersten Hoggargipfel ist auch durch einen Abstieg, gewissermaßen am Rand des Hitzschlags, nicht zu trüben.

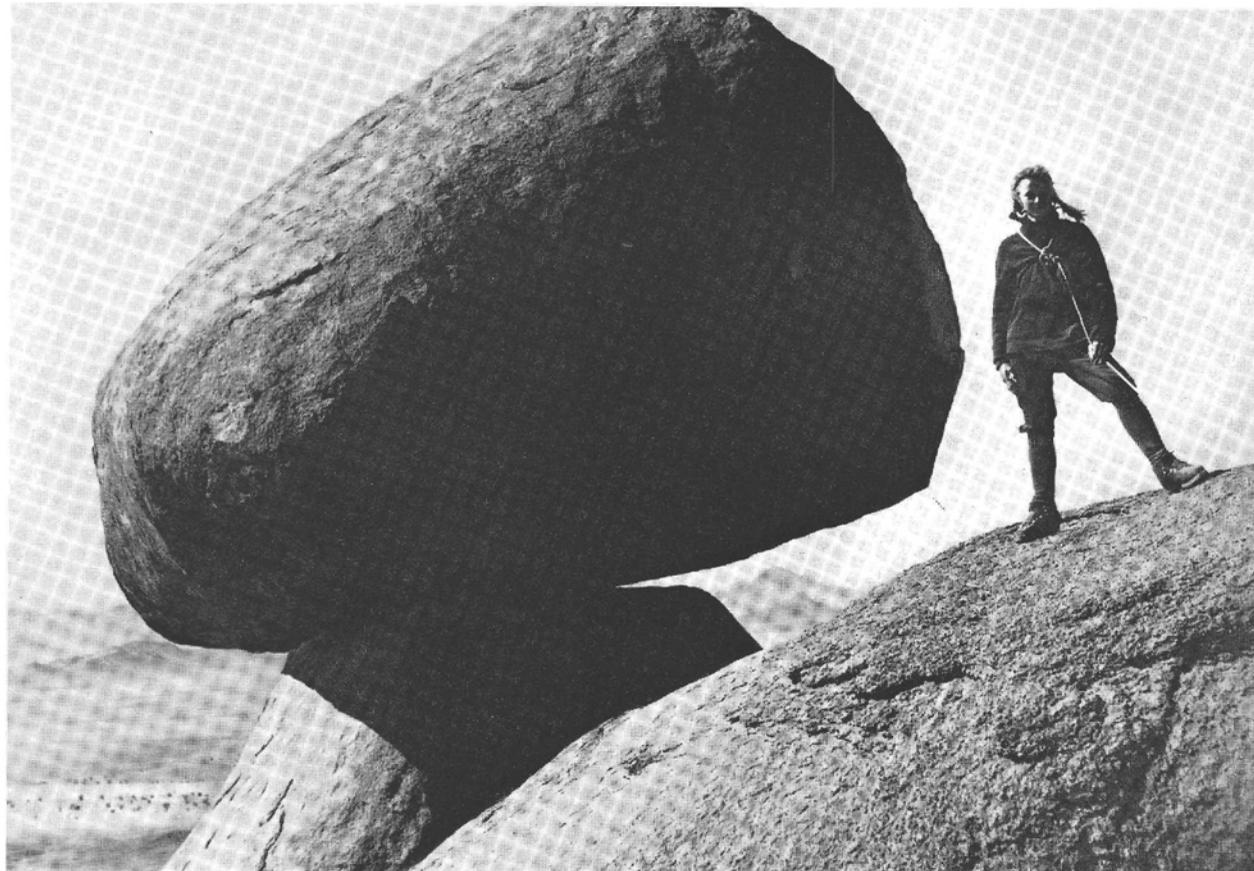
Rund 90 Kilometer nördlich von Tamanrasset liegt der Col du Assekrem, das Herz des Hoggar. Mit äußerster Vorsicht fahren wir am Tag nach der Adriane Assekrem entgegen. Abenteuerlich, wie die Felsgestalten, die links und rechts stehen, ist die Straße. Teilweise steil ansteigend, mit groben Felsbrocken übersät und mit tiefen Rinnen, bald quer, bald längs, die die Regenfälle des Winters herausgewaschen haben. Gegen das Ende zu wird die Steigung so groß, daß nur mehr Aussteigen und Schieben hilft. Doch schließlich erreichen wir, samt unserem Gefährt, den Sattel von Assekrem. Zwei Hütten stehen hier, aus Felsbrocken und Lehm erbaut. An der einen steckt ein Schlüssel, wir betreten einen leeren, aber sauberen Raum. Hier wird für die nächste Zeit unsere Heimstatt sein. Hoch über dem Sattel, am Rand eines Hochplateaus steht noch eine Hütte und vor ihr, sich scharf gegen den blauen Himmel abhebend, ein Mensch. Wir wissen, daß wir hier nicht allein sein werden, wir haben sogar Post für den einsamen Mann droben. In Tamanrasset hatten uns französische Schwestern erzählt, daß inmitten des Gebirges zwei Eremiten hausen würden, Nachfolger von Charles de Foucauld, dem ersten Missionar des Hoggar. Mit einem Bündel Briefe und einem Päckchen steigen wir hinauf zur Einsiedelei. Der Mann, der uns entgegentritt, trägt einen schwarzen Turban, weite Pluderhosen und den burnusähnlichen Umhang der Tuareg. Wir wollen ihn gerade fragen, wo der Priester ist, als er sich als einer der beiden Einsiedler vorstellt. Er bringt uns Tee und während wir vor der Hütte inmitten einer großartigen Berglandschaft sitzen, erfahren wir, daß Antoine seit drei, sein Gefährte seit sieben Jahren hier oben lebt. Nicht gleich, aber in den folgenden Tagen wird uns auch klar, warum. Nicht etwa, um zu missionieren im landläufigen Sinn, um den Tuareg eine fremde und ungewollte Religion

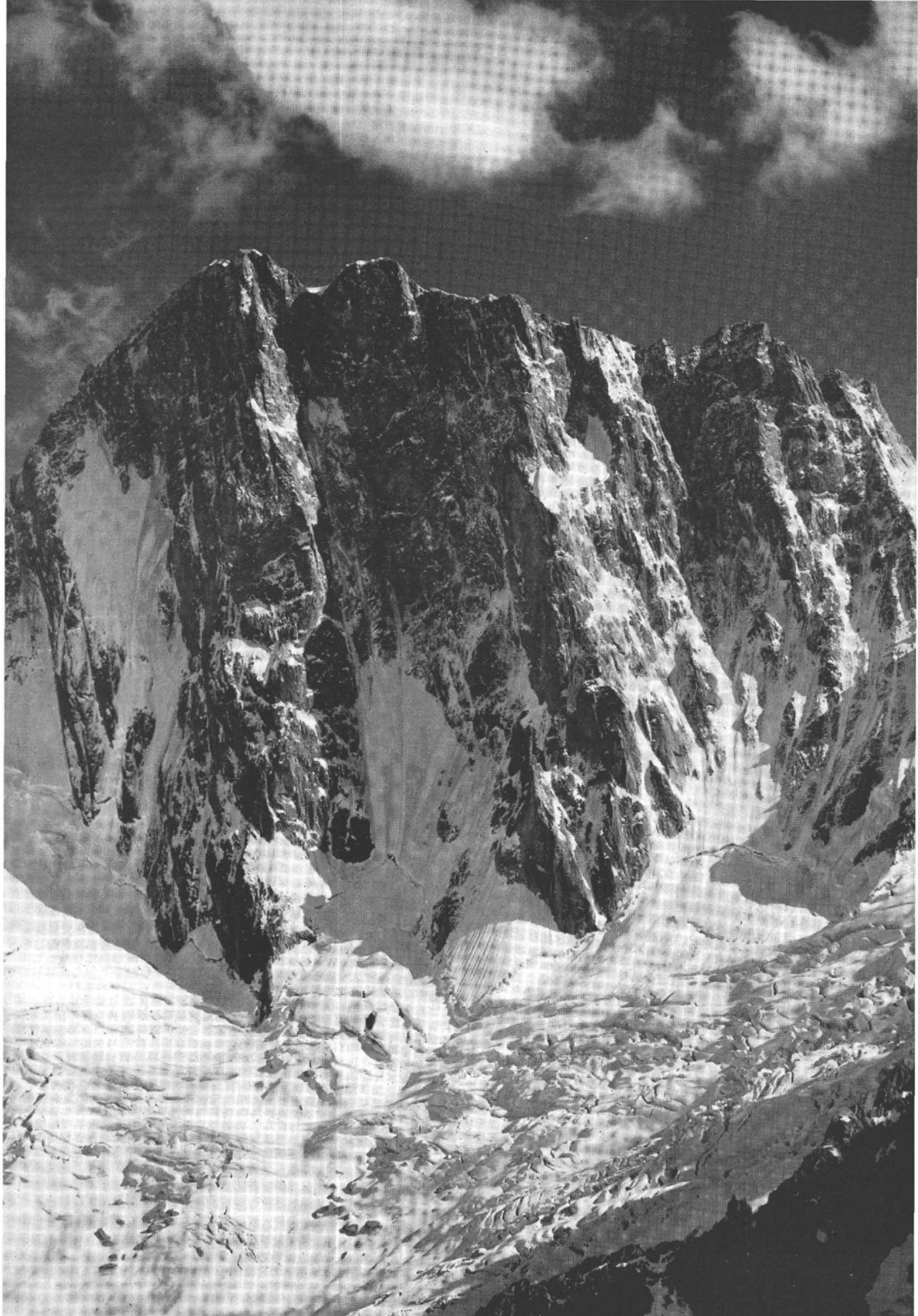
aufzudrängen, sondern ganz einfach um zu helfen. Wie dieses Helfen aussieht, was dabei von diesen Männern gefordert wird, das sollten wir später aus eigenem Erleben kennenlernen.

Am späten Nachmittag stehen wir auf einem Hügel oberhalb unserer Behausung und von hier aus überblicken wir fast das gesamte zentrale Hoggar. Ein Berg im Westen ist es vor allem, der uns durch seine vollendete Gestalt fasziniert. Es ist der 2760 m hohe Ilamane, den ein französischer Geologe „einen der schönsten Berge der Welt“ genannt hat.

Einen Tag später wissen wir, daß der Ilamane zumindest einer unserer eindrucksvollsten Berge gewesen ist. Noch in der Nacht hatten wir die Hütten am Col verlassen und bei Sonnenaufgang war uns der Berg schon beträchtlich näher gerückt. Von seiner Steilheit und seiner Schönheit hat er aber auch aus nächster Nähe noch nichts verloren. Nach der französischen Beschreibung wurden zwar beträchtliche Schwierigkeiten verheißen, die jedoch nur kurz sein sollten. Als wir den halben Berg umwandert hatten, war uns klar, daß unsere Beschreibung sich nur auf die Gipfelwand bezieht. Über die Wandflucht, vor der wir stehen und über die wir hinauf müssen, um diese Gipfelwand zu erreichen, da konnte sie uns keine Auskunft geben. Suchen wir uns also unseren eigenen Weg! Etwas links der Fallinie des Nordgrates zieht ein Rißkamin hinauf. Ziemlich schwierig, einen kleinen Überhang überspreizend, erreiche ich einen Standplatz. Im Kamingrund verklemmt schaue ich meiner Frau zu, wie sie über die rechte, fast schwarze Begrenzungswand des Kamins hinaufsteigt. Nach 30 Metern etwa erreicht sie gestuftes Gelände, ich komme nach, quere nach rechts in eine Verschneidung und durch sie erreichen wir dann die Schrofen, die hinaufziehen zur breiten Terrasse unter dem Nordgrat. Der Weiterweg hat mit unserer Beschreibung nur eine entfernte Ähnlichkeit. Wir versuchen es mit verschiedenen Möglichkeiten, aber überall ist das Gestein von so außergewöhnlicher Brüchigkeit, daß an ein Höherkommen nicht zu denken ist. Ein Rückzug, gerade an diesem Berg, würde uns sehr schwer fallen, aber vorerst scheint uns nichts anderes übrig zu bleiben. An einer recht unnahbar aussehenden Kante wollen wir zum letztenmal unser Glück versuchen. Und siehe da, hier geht es. Ich komme beträchtlich höher als bei den vorangegangenen Versuchen und auf dem Standplatz nach einer knappen Seillänge steckt sogar ein Haken. Die folgende Wandstufe ist senkrecht und sehr brüchig. Mit peinlichster Vorsicht tasten wir uns höher, freuen uns über jeden Meter, den wir in diesem Gelände hinter uns bringen. Allmählich legt sich der Fels etwas zurück und die Schwierigkeiten nehmen ab. Gleichzeitig kletternd erreichen wir — es ist 15 Uhr nachmittags — den Gipfel. Unsere Rast ist nur kurz, denn der Abstieg liegt uns doch ein wenig im Magen. Es gelingt uns aber, einige verlässliche Abseilhaken zu schlagen und noch vor Einbruch der Dämmerung sind wir aus den Schwierigkeiten. Der Weg hinunter und hinaus zum Sattel von Assekrem ist weit und mühselig, doch die Freude über den wildesten und schönsten Berg des Hoggar läßt uns auch die größte Schinderei erträglich erscheinen.

Zu den schönsten Hoggarbergen gehört zweifellos der Saouinan, die Pointe de Foucauld, wie dieser schlanke, von allen Seiten gleich eindrucksvolle Turm noch genannt wird. Nach der plattigen Einstiegsverschneidung halten wir uns — der Normalweg geht nach rechts — schräg links aufwärts und erreichen über schwierige Stufen den Beginn der Rißreihe, die die Südwand unmittelbar in Gipfelfallinie durchzieht. Hoch droben entdecken wir einen Haken mit einer Schlinge. Der Riß ist fast senkrecht und ziemlich





glatt und ich bin recht erleichtert, als das Seil im Haken hängt. Noch einige heikle Meter, dann ergibt sich eine Möglichkeit nach rechts zu queren und einen abschüssigen Stand am Beginn einer grauen Verschneidung zu erreichen. Die Verschneidung, fast rechtwinklig zwischen Licht und Schatten emporziehend, gehört zu unsern schönsten Seillängen und sie gefällt mir noch besser, als meine Frau ruft, nachdem sie über dem abschließenden Überhang verschwunden war, daß es nur mehr wenige Schritte zum Gipfel seien.

Wir haben in den nächsten Tagen noch einige dieser herrlichen Berge erstiegen. Den Taheleft über seinen Südgrat mit seinen bizarren Basaltformationen, die ein so schönes und müheloses Klettern erlauben, den Ain-In-Borian, bei dem wir, um an seinen Fuß zu kommen, durch Wadis, durch Täler, gewandert sind, die in ihrer vollkommenen Öde und Verlassenheit auch auf einem anderen Stern hätten sein können. Eines Abends trafen wir Antoine, den Priester. Er war die letzten zwei Tage unterwegs gewesen, um einen kranken Targi (Einzahl von Tuareg) zu verarzten. Daß Antoine dabei fast 18 Stunden pausenlos gelaufen war, daß er kaum Wasser und Essen bei sich hatte, weil er im Rucksack Zucker und Tee und Medikamente für die Tuareg getragen hat, erfuhren wir erst nach vielen Fragen.

Am Tag darauf sind wir gemeinsam unterwegs zu einem Nomadenlager. „Very near“ — wie uns Antoine versicherte, nur fünf Stunden. Seit dem frühen Morgen wandern wir durch Sand und Geröll, durch Wadis, über Bergkämme und Hochflächen. In einem Felskessel entdecken wir Steingravuren aus vorgeschichtlicher Zeit: Giraffen und Nashörner, Mufflons und Wildpferde, oft in Jagdszenen mit Menschen und Hunden. Heiß brennt die Sonne auf uns herunter und wir haben alle Mühe, um mit Antoine Schritt zu halten. Es ist Mittag vorbei, als wir auf die ersten Zelte des Lagers treffen. Hunde knurren uns an, dann stehen wir vor den Tuareg. Sie sind erst scheu und zurückhaltend, doch als sie Antoine erkennen, sind wir willkommenen Gäste. In den Sand sind geschnitzte Pflöcke gerammt, an ihnen hängen Behältnisse aus Leder, Ziegenhaar und geflochtenem Gras, dazwischen sind einige Matten zum Schutz gegen Sonne und Wind gespannt. Schwarze Diener breiten Teppiche aus, man nötigt uns zum Sitzen und bringt uns erst Tee, dann Sauermilch. Während wir uns gestedelt mit den Männern unterhalten, bereiten die Frauen das Mittagessen. Es ist ein herrlicher Anblick, diesen eindrucksvollen Gestalten bei der Arbeit mit ihren urchümlichen Geräten zuzuschauen. Eine Negerin bäckt Brot, ein Teig aus grob gemahlener Gerste und Wasser wird in eine Mulde aus glühender Asche gegossen. Mit Asche bedeckt und darüber ein frisches Feuer aus Karneldorn — aus dem nahen Wadi geholt — entsteht nach etwa einer halben Stunde ein Brot von seltenem Wohlgeschmack. Die Herrin der Sippe zerkleinert inzwischen in einem Holzmörser getrocknetes Ziegenfleisch. Gebraten und mit einer Soße aus Kräutern und Gewürzen über das gebrockte Brot gegossen, steht das Festmahl in einer gewaltigen Schüssel vor uns. Jeder bekommt einen Löffel, soweit der Vorrat reicht, die andern nehmen die Hand und der Sippenälteste schiebt uns die besten Bissen zu. Die Herzlichkeit und Gastfreundschaft dieser Nomaden ist so überzeugend, daß es uns auch dann auszeichnet schmecken würde, wenn das Essen weniger gut wäre.

Schließlich müssen wir den Rückweg antreten. Bis zum Rand des Lagers geben uns die Männer das Geleit, dann wandern wir wieder hinein in die Wüste. Ein kleines Stück Weg nur, dann sind die gelben Zelte und die Menschen in ihren wallenden blauen, weißen und schwarzen Gewändern hinter einer Bodenwelle verschwunden.

◀ *Grandes-Jorasses-Nordwand, mit dem Pointe-Young-Nordpfeiler (rechts)*
(Foto: W. Winkler, DAV-Archiv)

Unsere Wanderung ins Nomadenlager führte uns an einem eindrucksvollen Berg, dem Aoukenet, mit einer Höhe von etwa 2600 Metern, vorbei. Tags darauf stehen wir an seinem Fuß. Hatten wir von den andern Bergen zumindest bruchstückhafte Beschreibungen, so wußten wir vom Aoukenet überhaupt nichts. Über Risse und Platten klettern wir schräg links aufwärts, um den Nordgrat zu erreichen. Die Schwierigkeiten sind teilweise beträchtlich, aber das Gestein ist rau und eisenfest und manche Scillänge erinnert in ihrer Schönheit an die Badile-Nordkante. Gegen Mittag stehen wir dann auf unserem letzten Hoggargipfel, inmitten einer fast vegetationslosen Landschaft.

Drei Tage später: Wir fahren wieder durch die Wüste, die Hoggarberge sind schon im Dunst hinter uns verschwunden und die Wände und Grate, die Tuareg und Antoine sind nur mehr Erinnerung.

* * *

Die Nordkante des Tehoulag und Oul-Nordwand

Zwischen großen Blöcken haben wir einen kleinen ebenen Platz für das Zelt gefunden. Darüber ragt, aufgebaut von unzähligen Pfeilern der Tehoulag. Die Sonne steht tief und die Schatten der Türme wandern weit über die Geröllhügel. Die Wand über uns leuchtet rot und freundlich, und unsere Gedanken erklettern die Risse und Pfeiler. Der kalte Wind treibt uns in das Zelt, wir sitzen in den Schlafsäcken, der Benzinkocher schnurrt und die Suppe duftet. Wie schön es ist, ein behagliches Daheim zu haben.

Wir bemühten uns von einem gegenüberliegenden Aussichtspunkt den Weg zum Gipfel auszumachen. Bei einer Unzahl von Rissen fiel es schwer zu beurteilen, welcher begehbar ist, wo nur ein harter Schatten einen Riß vortäuscht, ob und wie Unterbrechungsstellen überwindbar sind. Wir legten einen ungefähren Verlauf der Route fest und warteten auf Überraschungen.

Am nächsten Morgen stehen wir am Fuß der Nordkante. Zuerst klettern wir seilfrei. Links der Kante ist eine steile Rinne eingeschnitten, sie ist gleichmäßig tief und rund gewölbt, der Fels ist wie aus einem Guß. Die Farbe ist meist rot, an manchen Stellen blau, hier von eisenfesten Warzen gerippt. Die Kletterei ist begeisternd und wir hasten empor, bis wir vor einem senkrechten Aufschwung stehen. In einer flachen, ausgehöhlten Gufel seilen wir uns an und verteilen die Schlosserei. Noch wissen wir nicht, daß sie überflüssiger Ballast sein wird. Ein Rißkamin führt uns hinaus an die Kante. In der Folge halten wir uns stets leicht rechts und hüten uns, dem trügerisch leichten Gelände links zu folgen. Die Kletterei ist ungemein abwechslungsreich. Risse, Rampen, Pfeiler, Platten und überall der rote harte Trachyt mit den blauen Rippen, die so herrliche Haltepunkte abgeben. Bisher haben wir keinen einzigen Haken geschlagen, lediglich an den Standplätzen verwendeten wir Zacken- oder Knotenschlingen zur Sicherung. Am Ende einer langen Rampe erreichen wir eine Nische. Über uns glaube ich die große Platte zu erkennen, die gestern durch das Fernglas so problematisch erschien. Leicht beunruhigt versuche ich einen Standhaken anzubringen. Doch die Risse sind nur angedeutet und wie zugeschlolzen. Die Platte läßt sich nicht umgehen, links bricht der Fels überhängend in einen Kessel ab, rechts setzen nach oben ebenfalls Überhänge an. Die Wandstelle läßt — mit viel Phantasie — drei Möglichkeiten erkennen. Rechts begrenzend eine Verschneidung, dann die Platte direkt, und links eine Rampe. Wir beschließen eine kurze Rast. Für kurze Zeit entfliehen wir der Spannung, schauen hinaus in die Weite der Geröllwüste und zu den fernen Bergen, der Himmel ist leuchtend blau und von Süden ziehen weiße Wolken.

Die Unruhe treibt uns weiter. Zuerst versuche ich die stumpfe Verschneidung. Sie ist abdrängend, die obligaten blauen Griffe fehlen, und ich kann keinen Haken anbringen. Ich komme nicht hinauf, klettere zurück zu Helga, und sie schickt mich nach links zur Rampe. Dort geht es verhältnismäßig gut und ich ärgere mich, es nicht selbst gefunden zu haben. Dann stehe ich am Ende der Rampe und am Beginn eines überhängenden Spaltes. Hier lohnt sich nicht einmal ein Versuch. Wie komme ich nur wieder die glatte Rampe hinab? Der Tiefblick und Helgas lässiger Stand gefallen mir nicht. Ich taste mich zwei Schritte hinunter, steige aber sehr schnell wieder zurück und schließlich finde ich einen dünnen Zacken, lege eine Schlinge darüber und lasse mich ganz leise auf Seilzug hinab. Nun bleibt nur mehr die dritte Möglichkeit. Wenn wir nicht umkehren wollen, müssen wir direkt über die Platte hinauf. Sie ist gerippt mit vielen kleinen Warzen und Schüppchen, aber senkrecht und etwa 15 m hoch. Haken bringt man keinen an. Helga versucht ihre Standsicherung zu verbessern, ich präge mir die Griffe und Tritte ein und entschlöße mich. Ich spreize weit, um Kraft zu sparen, und klettere so schnell ich die Haltepunkte übersehen und die Reihenfolge kombinieren kann. Die Gedanken sind an diesem Stück Fels, alles andere ist weit, weit weg. Die Angst von vorhin, die Tiefe, die wilde Umgebung und auch der Gipfel. Helga steigt an der Platte mit jener bestürzenden Leichtigkeit empor, mit welcher sie alle Kletterstellen, die Technik und keine Kraft verlangen, überwindet.

Wir folgen einer Reihe von Kaminen und weichen einer glatten Wand über eine gutgriffige Rampe aus. Über einer geneigten Platte ist ein tiefer Kamin in die senkrechte Wand eingeschnitten. Bei unserer Erkundung sprachen wir diesen Kamin als weitere Schlüsselstelle an. Ein Standhaken singt beruhigend in einen tiefen Spalt, und auch der Beginn des Kamins macht uns keine Schwierigkeiten. An einem verklemmten Block läßt sich eine Knotenschlinge anbringen und ich fühle mich trotz der Glätte sicher. Nach 25 m sperrt ein Dornenstrauch den Weiterweg. Vom Kamingrund bis zu den Außenwänden wuchert das dichte Geäst. Die Dornen sind fingerlang, hart und spitz wie Stahlnadein, undurchdringlich. Ich suche nach einer Möglichkeit ihn zu überwinden, verspreizt an den glatten Kaminwänden, meine Beine zittern, und der Gipfel ist ferner als je. Dann kommt plötzlich der Gedankenblitz. Helga schickt mir den Erste-Hilfe-Beutel herauf, dann wechselt sie noch schnell den Standplatz. Ich schaue nochmals den Kamin hinunter, denn ich werde sehr schnell sein müssen. Dann reibe ich ein Zündholz an und im Nu brennt der Strauch wie Zunder. Ich lasse mich den Spalt einfach hinunterrutschen, die Sicherung ausgehängt, weiter und über die Platte zu Helga. Der ganze obere Kamin ist ein Feuerschlund, die Flammen lodern und tosen und beunruhigen uns. Wir sind voll- auf beschäftigt und die Seile vor den herabfallenden brennenden und glühenden Ästen zu schützen. Endlich ist der Spuk vorbei, oben im Kamin glühen noch einige Aststümpfe und dünne, blaue Rauchspiralen kräuseln hoch, feine Ascheflocken rieseln wie Schnee herab.

Wir warten noch eine Stunde, bis wir annehmen, daß der Fels genügend abgekühlt ist. Weit außen klettern wir in dem backofenwarmen Kamin hoch. Der Spalt zieht so überhängend hinaus, daß die Seile durch die Glut nicht gefährdet sind. Schwarz wie Rauchfangkehrer steigen wir auf eine Terrasse aus. In einer Nische wachsen kleine dornige Pflanzen mit blauen Kugelblüten, es sind die ersten Blumen, denen wir begegnen und wir freuen uns.

Durch einen engen Riß mit großen lockeren Blöcken zwängen wir uns durch, die Schlosserei haben wir vom Brustgeschirr abgenommen und schleifen sie an einer Reepschnur nach. Dann stehen wir in einem riesigen, runden, roten Felskessel. Nach oben

schließt er überhängend ab und in dem halbkreisförmigen Ausschnitt steht der tiefblaue Himmel mit weißen Wolkenstreifen.

Der Kessel ist auf die ganze Fläche von unzähligen winzigen Rippen gefurcht. Wir klettern bis zum senkrechten Aufschwung empor und das Problem aus dem Kessel herauszukommen ergibt eine geneigte Rampe an der rechten Seitenwand. Dann stehen wir auf einer kompakten Rippe, die wie ein Schwippbogen den oberen Rand des überhängenden Abschlusses bildet. Wir balancieren nach links, unter uns das Amphitheater und die Wand, die sich unter den Überhängen verliert. Über geneigte Platten, zwischen verstreut liegenden Blöcken hindurch, steigen wir zum Gipfel.

Weit und mühsam war die Fahrt in den Nord-Hoggar, 190 km schlechte und schwierig auffindbare Piste.

Auf einem schwarzen Geröllhügel steht unser Lager. Jenseits der Kuppe liegt ein Tuareggrab und das Rieseln der Sandkörner im Wind ist der einzige Laut in der endlosen Weite. Von Osten nach Westen windet sich ein gelbgraues Tal und in der Ferne ragen zwei kleine blaugraue Zacken über den Horizont. Aokassit und Oul, zwei gewaltige Basaltdome.

Wir marschieren zum Oul, schwerbepackt mit Kletterausrüstung, Proviant und Wasser. Auf und ab, über Hügel durch blockgefüllte Schluchten und sandige Täler, die Berge kommen kaum näher. Im Schatten einer breitschirmigen Tamariske halten wir kurze Rast. Ein Oued (Trockental) führt hinaus in ein weites Sandbecken, mächtig erhebt sich daraus der Oul, der vom Lager aus so klein erschien. Nachmittags, zwölf Stunden Marsch liegen hinter uns, werfen wir etwa vier Kilometer vor dem Berg unsere Rucksäcke in den Sand, hier werden wir die Nacht verbringen.

Beim ersten hellen Schein im Osten bereiten wir uns heißen Tee. Dann schütteln wir den Sand aus den Kleidern und brechen auf. Die Morgensonne scheint in die Nordwand des Oul. Der Basalt schimmert rotschwarz und die Wand mutet in ihrer senkrechten Glätte und Geschlossenheit unbegreifbar an. Zweifel beschleichen uns, Enttäuschung. Soll alle Mühe umsonst gewesen sein? Dann im weiterwandernden, nun seitlicher einfallenden Licht, treten doch Absätze und Rampen hervor.

Zuerst klettern wir über steile Platten und kommen in eine Rinne. Einige senkrechte Stufen überwinden wir an der rechten Begrenzung mit Hilfe von Rissen. So erreichen wir ein schmales Band unter einer geschlossenen, schwarzen Plattenwand. Wir queren nach rechts, auch unter uns senkrecht abstürzende Plattenschüsse. Ohne bisher einen einzigen Haken geschlagen zu haben, befinden wir uns inmitten wildester Ausgesetztheit. Vom Ende des Bandes sehen wir rechts eine Einbuchtung. Kaum kann ich es erwarten bis Helga mich in der Kreuzsicherung hat. Dann quere ich über glatte Platten, die zur konkaven Wand führen. In der Einbuchtung geht es überraschend gut weiter, der Fels ist treppenartig gestuft. Auf einer kleinen waagrechten Plattform lasse ich Helga nachkommen. Wo ist der Weiterweg? Es ist sehr schwierig zu beurteilen. Links, rechts, gerade hinauf überall senkrecht, keine Risse. Nach langem hin und her entschlief ich mich für links, ziehe und stemme mich auf einen erkerartigen Block. Jetzt sehe ich, daß man gerade emporsteigen kann. Es ist die unwahrscheinlichste Kletterei, die es gibt. Die senkrechte Wand ist aus riesigen Quadern, die fugenlos übereinandergetürmt sind, aufgebaut. Immer wieder treten unvermutet waagrecht vorspringende Leisten und Gesimse aus dem glatten, glänzend schwarzen Gestein hervor. Das Seil hängt frei hinab, läuft durch keinen Haken, und in der wachsenden Begeisterung, mit der ich hochsteige, denke ich auch gar nicht daran, einen zu schlagen. Auf einem doppelt-schuhbreiten Absatz richte ich mich behutsam auf und greife in Kopfhöhe auf eine handbreite Leiste. Diese

ist waagrecht und glatt, aber so scharfkantig, daß sie einen wunderbaren Griff, mit der ganzen Länge der Finger zu umfassen, gibt. Für die Füße links und rechts Tritte, man spreizt weit, um den Körper nicht zu sehr abzurängen. Vierzig Meter immer wieder waagrecht vorspringende Leisten, Gesimse und Erker in der senkrechten Wand. Dann wie hergezaubert eine Plattform für den Stand. Ich rufe Helga. Zuerst kann ich sie nicht sehen, dann kommt sie links des Überhanges, den ich umgangen hatte, hervor. Aus der Vogelperspektive sehe ich nun all die vorspringenden Absätze. Auf Helgas Gesicht liegt einmal der Zweifel vor der steilen Wand, dann wieder ungläubiges Staunen über die wunderbaren Griffe. Tief unten die leblosen sonnendurchglühten Blockkare, die hellen Sandtäler, über denen die Luft flimmert. Weitere Seillängen steil und gut gestuft, dann ist die Wand von einer Terrasse unterbrochen. Basaltblöcke ragen über die Abbruchkante hinaus. Bei der leisesten Berührung müßten sie in die Tiefe stürzen. Nichts rührt sich. Die Felsen dröhnen nur eigenartig metallisch, als ich mit einem sehr flauen Gefühl in der Magengegend darüberschleiche.

Über uns die Schlußwand, wo ist der Gipfel, wo der geradeste Weg? Wir glauben links und versuchen es dort. Eine lächerliche Platte, fünf Meter hoch, verwehrt uns den Weg zum gutgestuften Gelände weiter oben. Es ist nicht zu glauben und ich versuche immer wieder an der glatten Platte hochzukommen. Schließlich gebe ich es doch auf. Wir sitzen auf der Terrasse, lehnen den Rücken an die Wand, den Kopf zurückgeneigt. Über uns der schwarze Fels und der blaue Himmel, der so leuchtend ist. In pfeifendem Flug saust ein großer, heller Vogel an uns vorbei. Er kreist im Aufwind wieder hoch, seine weiße Brust ist dunkel gefleckt und wir sehen, wie er den zierlichen Kopf mit den dunklen Wangen und blanken großen Augen neugierig nach uns wendet. Wir rühren uns nicht und bewundern die Flugkünste des Edelfalken aus nächster Nähe.

Rechts der Platte versuche ich an abgerundeten Griffen in einen Riß zu kommen. Beim zweiten Versuch gelingt es, ich steige hoch, bis wieder eine Platte den Weiterweg sperrt. Fünfundzwanzig Meter unter mir liegt die Plattform und dazwischen ist kein Haken; ist es Angst oder Vernunft, die danach verlangt? Vorsichtig, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, hole ich den Hammer aus der Tasche, stecke einen Haken in den splittrigen Riß und klopfe behutsam darauf; als er nicht mehr wegspringen kann, schlage ich kräftig zu. Der Haken taugt nichts. Ich beobachte ihn mißtrauisch, während ich mich etwas daran halte, um mich auszuruhen. Je länger ich auf den abschüssigen Trittden stehe, desto mehr rutsche ich ab, ich muß mich entschließen. Ich lege mir genau zurecht, wie ich die spärlichen Haltepunkte verwenden werde. Als ich dann hochsteige, ist die Angst überwunden, ich denke nur mehr auf dieses Stück Fels, und aus der Bewegung und Spannung gewinne ich die herrlichste Freude. Helga kommt nach und es ist ein begeisterndes Bild, wie sie über die nun in der Sonne glänzende Platte heraufklettert. Von meinem Standplatz kann man keine Unebenheiten auf dem Fels erkennen. Leichteres Gelände führt uns auf die runde Gipfelkuppe.

Beide Autoren haben die Kletterfahrten unabhängig voneinander und zu verschiedenen Zeiten durchgeführt. Ihre Berichte wurden zu einem Aufsatz zusammengeschlossen, um das Bild vom Hoggar abzurunden.

Neutouren-Dokumentation 1968

Zusammengestellt von MARIANNE KLOTZ

Erklärung: Die Alpen sind in vier Hauptgruppen unterteilt: I Westliche Ostalpen, II Östliche Ostalpen, III Dolomiten und benachbarte Gebirge, IV Westalpen. Die Abgrenzung wird zur Vereinfachung — nicht immer streng identisch mit den Gebirgsbegriffen — wie folgt festgelegt:
III Inn-Brennerstraße

III/I, II, IV Oglitotal, Apricapaß, Berninapaß, Oberinntal, Ofenpaß, Münstertal, Etsch, Meran — St. Leonhard — Sterzing, Eisack, Puster-, Lesach-, Gail-, Kanal-, Fellatal

IV/I, III Rhein, Julier-Paßstraße, Berninapaß, Apricapaß, Oglitotal

Die einzelnen Gebirgsgruppen werden dann unter den Hauptgruppen ungefähr in der Reihenfolge West-Ost aufgeführt.

Zeichen: (3790) = Höhe in Metern; 200 m = Höhendifferenz in Metern; III mit 2 IV = Schwierigkeitsgrad III mit 2 Stellen IV; S = Seillängen; H = Haken; ZH = Zwischenhaken; EH = Expansionshaken (Bohrhaken); UH = U-Haken; h = Stunden der Erstbegeher; b. Wdh. = bei Wiederholung; Tg. = Tage; B = Biwak; (...) = Quellen oder Zeitschriften mit Angabe von Heft Nr. und Jahr, in denen eine Erwähnung zu finden ist: As = Alpinismus; bk = der bergkamerad; Bs = Der Bergsteiger; An = Die Alpen; lm = la montagne; rm = rivista mensile (CAI); NZZ = Neue Zürcher Zeitung; AZ = Die Abendzeitung; AVP = Pressedienst des ÖAV; Mitt. ÖAV = Mitteilungen des ÖAV; ÖAZ = Österr. Alpenzeitung; DAV = Archiv DAV.

I. Westliche Ostalpen

Rätikon

Dritte-Kirchlispitze-N-Verschneidung: IV+ mit Stellen V; 2 1/2 h; 1. 11. 68; W. Brög, W. Ries; (As 1/69, bk 2/69)

Silvretta

Hochmaderer (2823)-SO-Pfeiler: 350 m; IV—IV+; 15. 9. 68; W. Huber, L. Breitenberger; (bk 1/69, As 3/69)

Lechtaler Alpen / Klostertaler-Gruppe

Rote-Wand-S-Verschneidung: 300 m; VI A 3; alle H belassen; 3./4. 6. 68; G. Baur, W. Rudolph; (As 8/68)

Rote-Wand-S-Wand, neuer Anstieg: 400 m; III—IV, 30 m V+, 15 m VI, 5 m A 2; 19 H, 10 belassen; 8 h; 13. 10. 68; L. Rochelt, S. Huber; (As 4/69)

Ötztaler Alpen

Grabkogel-Dir.-NO-Pfeiler: ca. 570 m; IV—V; 8 h; 29. 7. 68; R. Goedeke, K. v. Gramatzki, K.-D. Lukasik; (DAV)

Wetterstein

Riffelkopf-SO-Pfeiler: 250 m; VI; 8 S; 28.—29. 9. 68; W. Henke, H. Hillmaier; (bk Dez. 68)

Schüsselkarspitze-W-Gratturm-S-Wand (gelbrote, überh. Wandzone): VI—; H, HK belassen; 7 h; bei Wdh. 3—5 h; 15. 6. 68; H. Erdenkäufer, O. Sigl (bk Aug. 68)

Kalkkögel

Ilmturm-W-Wand: 250 m; VI—; 11 H belassen; 6 h; bei Wdh. 3—4; Juni 68; H. Fankhauser, A. Schlick; (bk Aug. 68)

Sonderbarer-Turm-NW-Kante: III—IV; 30 m V+, 1 VI; 6 h; 15. 9. 68; Lotte u. Luis Rochelt; W. Wiebert, S. Huber; (As 5/69)

Karwendel-Gebirge

Fallbachkartürme-N-Wand: 1100 m; VI und II und III; 45 H belassen; 12 h; b. Wdh. ca. 8 h und 8 H; 6. 8. 68; F. Kuen, W. Haim; (As 11/68)

Kreuzwand-S-Wand (2132), neue Route: IV; 2 H, 1 HK belassen; 5 h v. d. Darmkarhütte; 8. 9. 68; J. Lankes, P. u. W. Seidlmeier; (As 12/68)

II. Östliche Ostalpen**Zillertaler Alpen**

Hochferner-N-Wand, etwa Route Baumgartner-Mayr: 1. Skibefahrung; 1968; A. Hörtnagl, H. Wagner; (ÖAV-Mitt. 1/2-69)

Venediger-Gruppe

Abretterkopf (2980)-NW-Wand: schlechter Fels; 1 h; 16. 8. 68; H. u. J. Peterka, G. Kronawetter; (ÖAZ März/Apr. 69)

Wilder Kaiser

Fleischbank-NO-Verschneidung: 300 m; VI A 1 — A 3; 54 H, 46 belassen; 10 HK, 6 belassen; 24 h; bei Wdh. 8—12 h; 2./3. 6. 68; S. Huber, W. Rath; (As 8/68)

Ellmauer Halt-S-Pfeiler (Mittelpfeiler): 8 h; 40 H; 3. 7. 68; E. E. Stiebritz, Mittermaier (As 9/68)

Kleine Halt-NW-Wand „Kaiserföhre“: 800 m; III u. IV, 5 Stellen V, 3 St. V+; 10 H; 3./4. 6. 68; G. Sander, W. Heckmann, E. Niehaus; (As 8/68)

Bauernpredigtstuhl-NW-Kante: 1. Winterbegehung; 19. 3. 68; K. Schwartz; (As 5/68)

Maukspitze-SW-Wand „Gildenweg“: 220 m, VI A 1 — A 3, 1 S VI, Material belassen, bei Wdh. 10 h; 7.—8. 9. 68; S. Manzl, F. Huber (bk 2 und 3/69)

Leoganger Steinberge

Birnhorn-SO-Verschneidung: 1400 m; IV+; 5 ZH (belassen); 7 h; 1. 11. 68; H. Hochfilzer, W. Rath, A. Schlick (As 1/69, bk 2/69)

Fahnenköpfl-W-Wand: 350 m; V+ und A 3; 14 h; b. Wdh. 5—8 h; H u. HK belassen; 1. 12. 68; W. Rath, A. Schlick (As 3/69)

Berchtesgadener Alpen

Wartstein-W-Wand: 300 m; unterer Teil VI—, einige m A 1, oberer Teil V+ und V; alle H belassen; bei Wdh. 5—7 h; 28./29. 8. 68; B. Kallsperger, K. Schrag (DAV)

Grundübelhorn-Vorgipfel-SO-Wand: 5 S V mit 40 m A 2 und 6 S IV; ZH u. HK belassen; 9 h; 2./3. 6. 68; A. und H. Erdenkäufer, O. Sigi (Trostberger Tagblatt, 5. 7. 68)

Alpeltalkopf-N-Pfeiler: 200 m; VI+ A 3; ZH belassen; 15 h, b. Wdh. 8—12 h; 23. 6. 68; H. Brandner, M. Gröll (Trostberger Tagblatt 5. 7. 68)

Halskopf-S-Pfeiler: 400 m, IV und V—VI; b. Wdh. H, UH und HK notwendig; 9 h; 11./12. 5. 68; A. und H. Erdenkäufer (bk Juli 68)

Goldberg-Gruppe

Sonnblide-N-Wandrinne: 1. Skibefahrung; 500 m; 25. 5. 68; M. Oberegger, K. Lapuch (ÖAV-Mitt. 1/2-69)

Dachstein-Gebiet

Gosaukamm: Angerstein-W-Turm (2080)-SO-Verschneidung: 50 m; III—; 24. 7. 68; P. Holl (ÖAZ Nov./Dez. 68)

Großer Koppfenkarstein-SO-Wand, „Otte-Stiegler-Föhre“: 1. Winterbeg.; 1. 2. 68; K. Hoi, F. Walcher (As 4/68)

Totes Gebirge

Spitzmauer (2446)-NW-Wand, Trichterweg: 250 m; V; 5. 7. 68; P. Holl, J. Pittringer, A. Scholz (ÖAV-Mitt. 5/6-69, ÖAZ Nov./Dez. 68)

Spitzmauer-N-Wand, neuer Weg: 450 m; VI A 2 — A 3; 50 H, 10 EH belassen; 20 h; 2./3. 11. 68; W. Schwarz, G. Beschorna (As 1/69, Bs 5/69)

Sturzbahn-SW-Wand, neue Route: 200 m; VI A3; 18 h; 1. 11. 68; H. Perner, L. Schlömmner (bk Dez. 68)

Warscheneckstock: Stubwieswipfel (1784)-S-Verschneidung: 80—100 m; V+ A 2; einige H belassen; b. Wdh. 3—4 h; 6. 10. 68; P. Holl, A. Scholz (ÖAZ März/ Apr. 69)

Gesäuse

Kalbling-Dir.-W-Pfeiler: 1. Winterbeg.; 31. 1. 68; K. Hoi, F. Walcher (As 4/68)

Admonter Reichenstein-NO-Wand: 700 m; 300 m neu; IV und V+, 1 VI und A 2; 15 ZH, 5 belassen; 8 h ab Zsigmondyhöhle; 28. 9. 68; W. Berti, K. Reha (As 2/69)

Grabnerstein-Dir.-N-Wand: 200 m; V+; 7. 7. 68; H. Abel, F. Keil (As 7/69)

Festkogel-SW-Wand, „Wiener-Föhre“: V+; 5 h; 21. 9. 68; P. Lavidka, K. Koša (bk 5/69)

Hochschwab

Karlmauer-N-Wand, „Aflenzer Dachl“: 1. Winterbeg.; 21. 1. 68; S. Griesenhofer, S. Lang (bk April 68)

Kampl-N-Wand: 1. Winterbeg.; 3. 2. 68; F. Krause, F. Nestler (bk April 68)

Hochschwab-S-Wand (Mixnitzer-Föhre): 1. Winterbeg.; 3. 3. 68; A. Strauß, H. Schwabl (bk Juli 68)

Mitteralmturm-NW-Pfeiler (Kapfenberger Pfeiler): 1. Winterbeg.; VI A 2; 3. 2. 68; F. Nestler, F. Krause (bk Juli 68)

Schaufelmauer-N-Wand: 220 m; V+ A 1; 19 H, 1 HK; 5 h, b. Wdh. ca. 3 h; 19. 6. 68; H. und R. Lindner (As 11/68, bk 2/69)

Ladenbecher-S-Kante: 200 m; V+ A 2/3; 17 H, 3 EH, 1 Keil; 7 h, b. Wdh. 2—3 h; 28. 6. 68; H. und R. Lindner (As 11/68, bk 3/69, Bs 5/69)

Wetzsteinkogel-SW-Wand, Plattenanstieg: 220 m; V; alle H belassen; 3 h; 22. 6. 68; P. Lavicka, K. Koša, J. Altenburger, B. Bollek (OAZ März/April 69)

Zermerkogel-W-Grat (2028): III, 2 h (seilfrei); 22. 6. 68; R. Reidinger, A. Eber (Tätigkeitsbericht der ÖAV-S. Reichenau)

Mesnerin-Dir.-W-Wand: 500 m; V+, 1 S VI A 3; 24 h, b. Wdh. 6—8 h; H belassen; 10.—11. 9. 68; F. Nestler, F. Wendner (bk 1/69)

Beilstein (2010)-O-Wand: 400 m; III—IV; 12 H, b. Wdh. 4—5 h; 1. 11. 68; H. und R. Lindner (As 3/69, bk 4/69)

Raxalpe

Klobenwand-Gaislochpfeiler: ca. 250 m; V+ A 1; ca. 15 H (belassen); 7 h, b. Wdh. 3—4 h; 11. 5. 68; W. Bertl, H. Braun (OAZ Nov./Dez. 68)

Wachtbüttelwand-Gerlichkante: ca. 150 m; IV—V; 9 H, 1 belassen; 2 h; 1. 9. 68; F. Graf, H. Braun (OAZ Nov./Dez. 68)

Nördl. Lechnermauern, Braun-Bertl-Riß: V+ A 3; 6 H (belassen); 1½ h; 2. 11. 68; W. Bertl, H. Braun (OAZ März/April 69)

Schneeberg

Direkte Rechenmauer: ca. 150 m; V A 1; 13 H, 6 belassen, einige Knotenschlingen; b. Wdh. 2—3 h; 7./8. 9. 68; F. Graf, H. Braun (OAZ März/April 69)

Julische Alpen

Triglav-N-Wand, Coppfeiler: 1. Winterbeg.; 13. 1. — 7. 2. 68; St. Belak, A. Kunaver, T. Sazonov (As 5/69)

Steiner Alpen, Steyrische-Rinke-Direttissima: 1. Winterbeg.; 2 B, 29. 1. — 1. 2. 68; L. Golob, S. Jošt (As 5/69)

Planjava-S-Wand, Gradisnik-Omerza-Führe: 1. Winterbeg.; 10. — 12. 3. 68; J. Golob, S. Jošt (As 5/69)

III. Dolomiten und benachbarte Gebirge

Presanella-Gruppe

Cima-Pescini-NO-Wand: 300 m; IV—V; 5 h; 7. 7. 68; C. Maffei, P. dei Rampagori (bk 1/69)

Presanola-SW-Wand „Via Francesco“: III—IV; 30. 7. 68; A. Ravelli, G. Guerini (bk 1/69)

Costone-del-Nardis-NO-Flanke: 300 m; IV—V; 15 H, 12 belassen; 5 h; 27. 8. 68; Don D. Valentini, S. Beggato, C. Maffei (As 11/68)

Brenta-Gruppe

Cima d'Ambiez-O-Wand, „Via della Concordia“: 1. Winterbeg.; 21./22. 1. 68; A. Pizzocolo, J. Aiazzi, G. Arcari (As 4/68)

Cima Grostè-„Himmelskante“: 1. Winterbeg.; 150 m; 10. 3. 68; M. Pissetta, M. Marchiodi (bk Juli 68)

Castello-di-Valesinella-Dir.-NO-Wand: 420 m; VI A 2 — A 3; 150 H, 20 EH, 40 HK, alle belassen; 29./30. 6. 68; G. Loss, E. Bonvecchio, R. de Stefani, B. Fontana (bk Sept. 68, As 4/69)

Castello-di-Valesinella-N-Wand: 400 m; 145 H, 4 EH, 40 HK, alle belassen; 25 h; 2./3. 7. 68; G. Loss, E. Bonvecchio, R. de Stefani (As 7/69)

Cima Susat-Dir.-O-Wand, „Via Colonia“: 300 m; VI und A 2 — A 3; ca. 80 H und HK belassen; 20 h; 3./4. 7. 68; D. Siegers, H. Steinkötter (Kölner Stadtanzeiger 23. 7. 68; bk September 68)

Guglia-di-Brenta-SW-Kante: 400 m; V, 1 S und einige Stellen VI; 36 H, 17 belassen, 1 HK, belassen; 15 h; 19./20. 7. 68; K. Werner, P. Schubert (As 11/68)

Torrione-Gottstein-N-Wand: III—IV, 1 S V; 3½ h; 4. 8. 68; M. Comper, G. Armani, P. Morrelli (bk November 68)

Paganella-Gruppe

Paganella-„Via del Sole“: 1. Winterbeg.; 5½ h; Febr. 68; M. Pissetta, M. Marchiodi (bk Juli 68)

Palon-O-Wand, Direttissima: 1. Winterbeg.; 9 h; 10. 3. 68; H. Steinkötter, S. Scalet (bk Juli 68)

Spezone Annetta-Verschneidung: 200 m; VI; alle H belassen; 7 h; 15. 4. 68; G. Loss, E. Bonvecchio, R. de Stefani, C. Zeni (As 7/68, bk Juli 68)

Spaloti-di-Fai: SO-Wand, „Via Internationale 1968“: 300 m; V—VI; ZH 20, 5 belassen; 5. 5. 68;

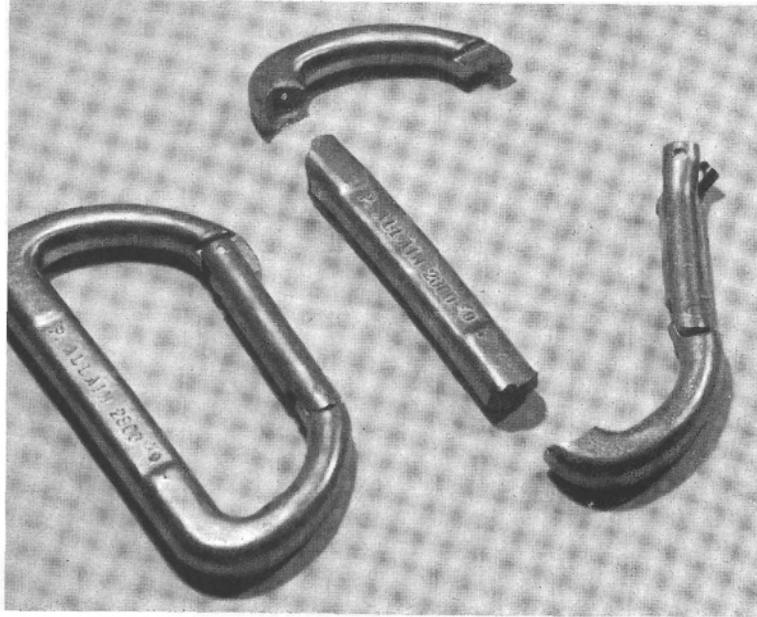
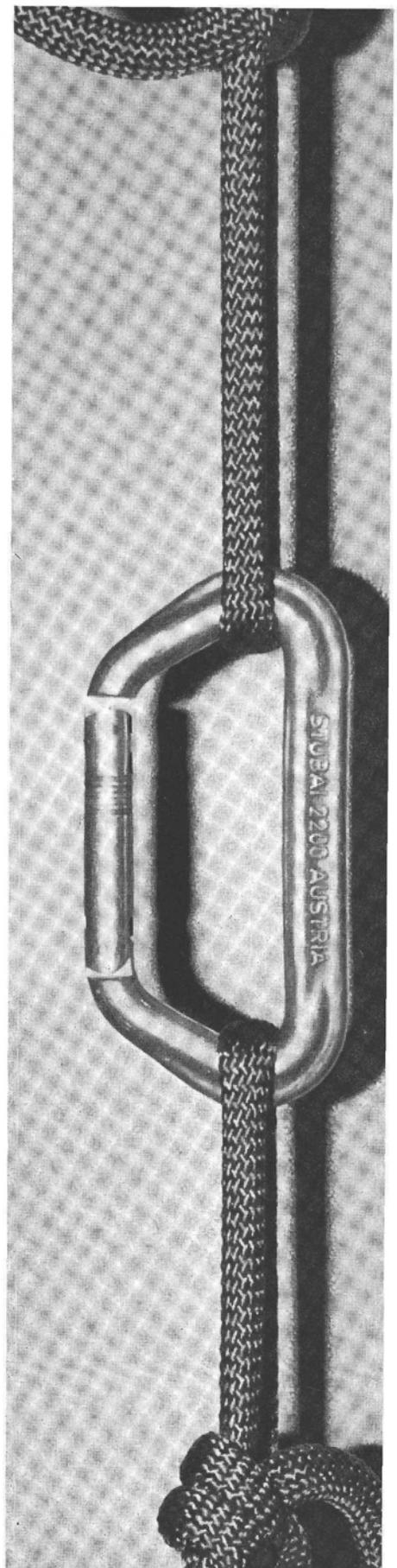
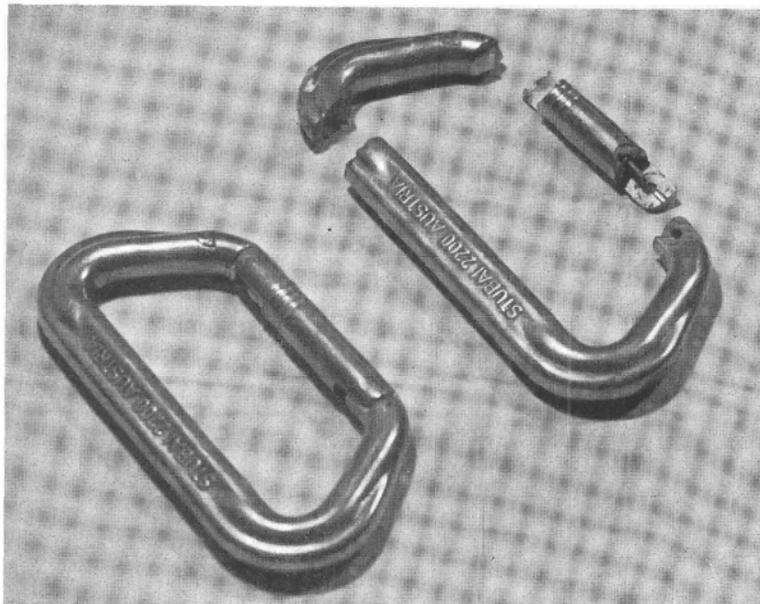


Abb. 2. Allain-Alu-2800, vom Hersteller angegebene Bruchlast 2800 kp, gemessene Bruchlast 2990 kp. Vier Bruchstellen weisen auf eine gute konstruktive Auslegung hin.

Zerreiversuchsanordnung und -ergebnisse von Karabinern

Abb. 1. Zerreiversuchsanordnung mittels zweier Seilschlaufen bei 1000 kp Belastung, 11-mm-Schuster-Perlon-Bergseil (Kernmantelseil).

Abb. 3. Stubai-Alu-2200, vom Hersteller angegebene Bruchlast 2200 kp, gemessene Bruchlast 2920 kp. Auch drei Bruchstellen weisen noch auf eine gute konstruktive Auslegung hin.



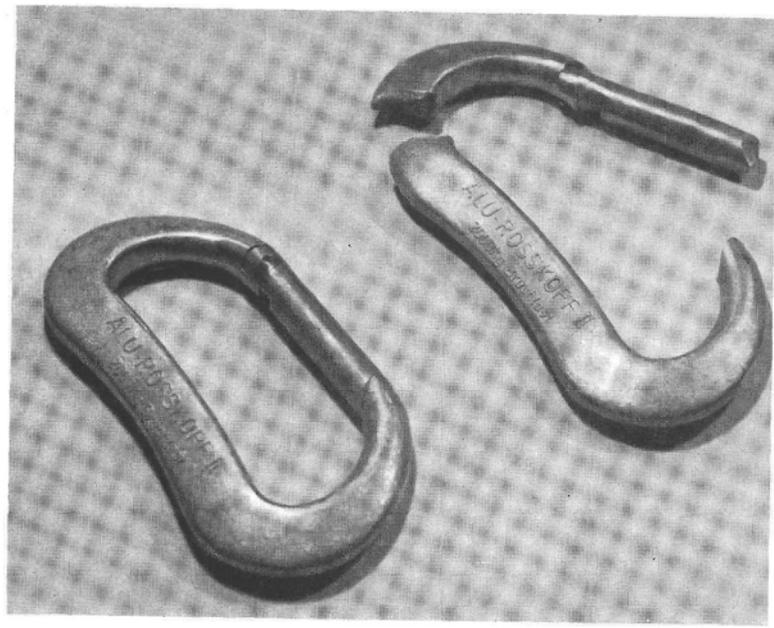
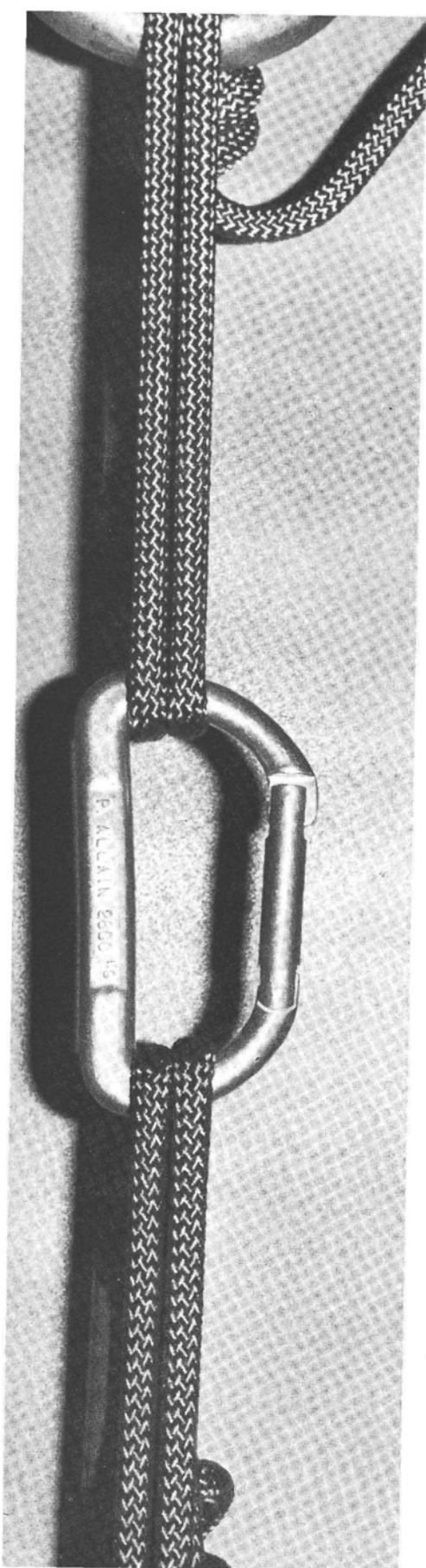
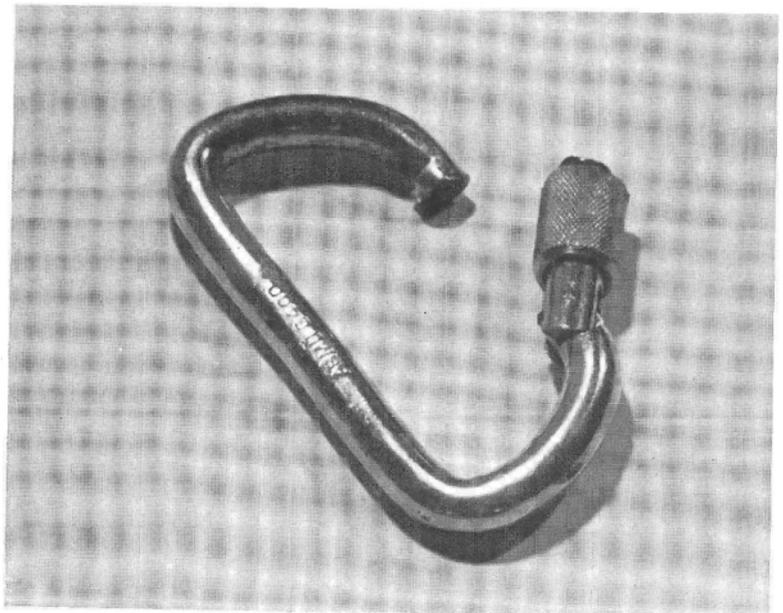


Abb. 4. Roßkopf-Alu-2000, vom Hersteller angegebene Bruchlast 2000 kp, gemessene Bruchlast 1670 kp.

Zerreiversuchsordnung und -ergebnisse von Karabinern

Abb. 5. Zerreiversuchsordnung mittels zweier Seilschlaufen je Kräfteinlenkung bei 1000 kp Belastung, 9-mm-Schuster-Perlon-Bergseil (Kernmantelseil). Die gemessenen Bruchlastwerte lagen bei dieser Zerreiversuchsordnung um durchschnittlich 18,3% niedriger als die bei Kräfteinlenkung mittels 11-mm-Kernmantelseil (siehe Abb. 1).

Abb. 6. Dieser ASMÜ-Stahl-3400 (kleine Form) diente als Befestigungsglied zwischen Sturzgewicht und Seil. Die Sturzbelastung dürfte quer zur Hauptbelastungsrichtung erfolgt sein. Der Schnapper riß auf, obwohl er vor dem Sturz zugeschraubt worden war.



H. Steinkötter, H. Stutzig, H. Moncher, G. Halozan (As 7/68; Tourenbuch der Battisti-Hütte)
SO-Kamine: 1. Winterbeg.; März 68; H. Holzer und Partner (bk Juli 68)

Trientiner Voralpen

Cima-Verde-O-Wand: 380 m; VI—A 1 und A 2; 65 H, 22 belassen; b. Wdh. 10—14 h; in zwei Abschnitten: 13. 6. 68 G. Mazzenga, H. Steinkötter und 16. — 17. 8. 68 G. Garna, Steinkötter (bk November 68)

Cima-Verde-O-Wandrinne: 350 m; III, 1 Passage A 2; 27. 10. 68; H. Steinkötter (bk 2/69)

Sarntaler Alpen

Villianders Berg-Dir.-W-Pfeiler: 400 m; III—IV; 1968; H. Holzer (As 12/68)

Scheiberspitze-W-Pfeiler: 250 m; V+ A 1; 7. 7. 68; H. Lottersberger, L. Walter, H. Holzer (As 12/68)

Rosengarten-Gruppe

Guglia-del-Rifugio-S-Kante: 150 m; IV; 25. 5. 68; B. de Francesch, D. Mazzucco (As 3/69)

Cima-dei-Lastei-S-Wand: 1000 m; V und VI; 60 H, 3 EH, alle belassen; 13 h; 12. 7. 68; Q. Romanin, F. Vanzetta, C. Medici (As 3/69)

Laurinswand-W-Wand, neuer Durchstieg zw. Rizzi-Munk und Hocke-Buratti-Führe: IV—V; 6 h; 5. 9. 68; R. Ohler, H. Mayr (bk 3/69)

Rotwand-SW-Pfeiler, rechts der Dibona-Führe, oberer Teil schon begangen: 350 m; IV—V, 1 Stelle VI; 6. 10. 68; L. Rodtelt, S. Huber (As 4/69)

Burgstall-N-Wand, zwischen Burgstall-Kante und Melchior-Führe: V; 8 h; 13. 10. 68; L. Vonmetz, M. Koch (As 5/69)

Geisler-Gruppe

Odda-di-Valdussa-N-Kante: 1. Winterbeg.; 22. 1. 68; H. Messner, W. Troi (As 4/68)

Peitlerkofel-Dir.-N-Wand: 600 m; V+; 10 ZH belassen; 10 h, b. Wdh. 6—10 h; 30. 6. 68; R. und G. Messner (bk August 68)

Wasserkofel (Sass-da-l'Ega)-N-Wandschlucht (2915): 600 m; IV—V, teilw. sehr brüchig; 4 h; 8. 9. 68; R. und G. Messner (As 11/68 und 3/69)

Puez-Gruppe

Col-de-la-Pieres-NNO-Wand (2759), nördlichster Ausläufer der „Stevia“: 350 m; III—IV, 10 m V; 22. 9. 68; H. Steinkötter (bk 1/69)

Langkofel-Gruppe

Langkofel-NO-Wand, neue Führe vom großen Band, links der Berger-Jahn-Führe: IV—V; 8 h; 1. 9. 68; R. Ohler, H. Mayr (bk 5/69)

Sella-Gruppe

Torre-del-Siella-SW-Wand, „Via Città di Firenze“: IV—V; 4. 8. 68; B. de Francesch, C. Franceschetti (As 11/68)

Pisciadu-NW-Wand (neue Route): ca. 200 m; V A 1; 12 ZH, 3 belassen, 3 Stand-H belassen; ca. 7 h; 8. 8. 68; M. Rien, R. Goedeke, M. Lutterjohann, K. v. Gramatzki, K.-D. Lukasik (DAV)

Torre-del-Pisciadu-O-Wand: 520 m; 300 m II — III, 220 m IV — V; 4 ZH; 7 h, b. Wdh. 4 — 6 h; 14. 9. 68; C. Barbier, R. Comploi (As 11/68)

Zweiter Sellaturm-Dir.-NO-Wand: ca. 250 m; V+; 8 H (belassen); 5 h, b. Wdh. 3 h; 24. 8. 68; R. und G. Messner (As 10/68, bk Dezember 68)

Piz-de-Ciavazes-S-Wand, „Via Albina“ v. Gamsband z. Gipfelplateau: 250 m; IV—V; 9 ZH; 20 h; 10. 9. 68; C. Barbier, R. Messner (As 11/68)

Marmolata-Gruppe

Cima d'Auta Occidentale-S-Wand, „Via Danilo Busin“: 450 m; V—VI+, teilw. A 1 u. A 2; 85 H, 42 belassen, 28 EH, 2 HK; 30 h; 15.—17. 5. 68; P. De Lazzer, D. Pontainive, F. Angli, E. Marmolada (bk Aug. 68, As 9/68)

Sasso Bianco: 450 m; IV, 1 Stelle VI A 1; 6 h; 5. 7. 68; B. Pellegrinon, V. Altamura (As 3/69)

Piccolo-Vernèl-S-Wand-Direttissima, „Via Vittorio Veneto“: 350 m; 11.—14. 7. 68; B. de Francesch, C. Franceschetti (bk Sept. 68)

Marmolata-di-Penia „Plattenföhre“ (links der Soldà-Führe): V+; 17. 8. 68; G. u. R. Messner (As 11/68)

Marmolata-di-Penia „Neue S-Wand“: 750 m; V—VI, 1 A 3; 20 H; b. Wdh. 1 Tg.; 28./29. 8. 68; K. Renzler, R. Messner (As 11/68)

Piccolo-Vernèl-SW-Wand, „Renato-Real-Weg“: 300 m; V, einige Stellen VI; 10 ZH; 7. 9. 68; H. Holzer, R. Messner (As 11/68)

Torre-del-Formenton (2929)-O-Wand: 260 m; VI und A 1; 50 H, 30 belassen; 9½ h; 26. 9. 68; B. Pellegrinon, A. Gogna (As 3/69)

Pala-Gruppe

Monte-Agner-N-Wand, Iori-Führe: 1. Winterbeg.; 30. 1. — 1. 2. 68; S. Mayerl, R. Messner (Im April 68)

Dente-del-Rifugio-W-Wand, „Franceschini-Führe“: 1. Winterbeg.; 15. 1. 68; R. Messner, G. Mezzenga (As 4/68)

Cima-del-Focobon-SW-Pfeiler „Pilaastro Michelle“: 300 m; bis IV; 3. 7. 68; B. Pellegrinon, V. Altamura, M. Dugas (As 3/69)

Cimone-della-Pala-SW-Wand des nördl. Vorgipfels: 500 m; VI; 150 H, 5 EH; 40 h; 14.—16. 7. 68; R. Reali †, S. Vinco (bk Nov. 68)

Cima Mulaz-Gelbe Mauer: VI; 4 Tg; Mitte Juli 68; ital. Heeresbergführer (As 10/68)

Mulaz-SW-Pfeiler-N-Wand: V; 22. 8. 68; A. Gogna, B. Pellegrinon (As 3/69, bk 3/69)

Monte-Agner-N-Wand, neue Route: 1400 m; V+ u. VI; 1.—3. 8. 68; R. Zawadzki, J. Brudny, M. Kata, K. Liszka (bk 6/69)

Piazzetto-d' Agner-W-Wand, N-Kante, die den Livinal dell'Aqua 700 m überragt: IV—V; 5 h; 4. 8. 68; F. Gherbaz, L. Corsi, F. Pasqualis (As 4/69)

Picco-di-Val-Veneggia-SW-Wand: VI u. A 3; 125 H, 65 EH, alle belassen; Sommer 68; F. Brioso, F. dell Antonio (As 3/69)

Cimonega-Gruppe

Pizzo-di-Mezzo-O-Wand (schräge Verschneidung): ca. 350 m; III mit Stelle IV—; keine ZH; 6 h; 13. 8. 68; R. Goedeke, W. Rien, K.-D. Lukasik (DAV)

Pizzo-di-Mezzo-SO-Verschneidung, vermutlich 1. Beg.: 350 m; V, 1 VI u. A 1; 13. 8. 68; M. Lutterjohann, K. v. Gramatzki (As 3/69)

Fanes-Gruppe

Heiligkreuzkofel-Mittelpfeiler: 600 m; VI, teilw. A 2 (A 3); ca. 60 ZH, 25 belassen; b. Wdh. 12.—14 h; 6./7. 7. 68; G. u. R. Messner (As 9/68)

Neunerspitze-S-Wand, dir. Zustieg: IV+; 2 h; alle H belassen; 25. 8. 68; R. u. G. Messner, H. Lottersberger (As 10/68)

Neunerspitze-S-Wand, dir. Zustieg: IV+; 2 h; alle H belassen; 25. 8. 68; R. u. G. Messner, H. (As 2/69)

Torre-Fanis-SO-Wandriß, „Via Ivano Dibona“: 500 m, 300 m VI; 34 H (belassen); 7½ h; 15. 8. 68; L. Lorenzi, L. Salvadori (As 3/69)

Col-Boccia-W-Wand (2403): 250 m; V—V+; H belassen; 3½ h; 7. 9. 68; L. Breitenberger, K. Glatz (bk 1/69, As 3/69)

Cima-Bois-S-Wand, neue Führe: 300 m; V u. VI; 6. 10. 68; L. Lorenzi, L. Salvadori (As 3/69)

Fanisturm-S-Kante, Castiglioni-Pisoni-Führe: 1. Winterbeg.; 400 m; V; 11 h; 26.—28. 12. 68; E. Cozzolino, F. Janovitz, L. Corsi (bk 3/69, As 5/69)

Tofana-Gruppe

Punta-Giovannina-SW-Wand, neue Führe: 3 Tg., Juli 68; I. Dibona † u. Gef. (As 1/68)

Tofana-di-Rozes-S-Wand, „Via Antonia“ (neue Führe durch die unteren 500 m der 850 m hohen S-Wand): IV—V, 1 S künstlich; 45 H, 43 belassen, 3 EH, belassen; 10 h; 16. 8. 68; F. Dal Lago R. Zardini (bk 3/69, As 1/69)

Nuvolau-Gruppe

Averau-S-Gipfel, neue Route: 120 m; VI+; 29. 6. 68; F. Dal Lago, R. Zardini (bk Dez. 68)

Pelmo-Gruppe

Torre-Bianchet-SO-Wand, neuer Anstieg: III—IV, 2 VI; 16. 8. 68; A. Sitta, E. Viel, W. Bellinazzi, G. Lotto (As 7/69)

Seconda-Pala-del-Balcon-SO-Wand: 250 m; IV, 1 V; 4½ h; Aug. 68; A. Sitta, G. Garzotto, G. Lotto (As 7/69)

Monte-Pelmo-N-Wand, Direktroute: 850 m; V—VI; Sept. 68; P. Haag, G. Kroh, J. Schwarzwälder, G. Steiger (bk 3/69, As 7/69)

Civetta-Gruppe

Torre-Trieste-SW-Wand, Direttissima: 1. Winterbeg.; 600 m; VI A 3; 10.—17. 3. 68; A. u. G. Rusconi (As 6/68)

Torre-Venezia-Dir.-S-Wand: 450 m; 13 Tg.; 200 EH, 100 H, alle belassen; 3.—16. 6. 68; M. Minuzzo, E. Mauro (As 9/68)

Cima della Busazza-W-Wand (links der Castiglioni-Gilberti-Führe): 800 m; VI; 40 H, 1 EH, mehrere HK; 12.—13. 7. 68; A. Aste, J. Aiazzi (bk Sept. 68, As 3/69)

Punta-Agordo-S-Wand: 250 m; VI u. V; 20 H; 4½ h; 19. 7. 68; G. u. S. Livanos (Im Okt. 68, As 3/69)

Cima dell'Elefante-SO-Wand-Verschneidung: 250 m; VI; 50 H; 11 h; 26. 7. 68; G. u. S. Livanos, J. M. Bourgeois, Marc Vaucher (Im Okt. 68, As 3/69)

Pan-di-Zucchero-NW-Wand: 13./14. 8. 68; R. Bebak, J. Ferenski, R. Kowalenski (Im Apr. 69)

Torre-d'Alleghe-O- und NO-Wand: IV; 8. u. 15. 8. 68 (As 3/69)

Montalt-di-Framont, neue Führe rechts d. Tissi-Andrich-F.: 300 m; 100 EH; 25.—27. 8. 68; Gianni u. Guiseppe Constantini (As 3/69)

Cima-del-Bancon-O-Wand, neue Route: VI u. A 3; 180 H, 25 HK; 2.—4. 12. 68; G. Redaelli, A. Trincavellini, E. Molteni (bk 2/69)

Schiara-Gruppe

Seconda-Pala-Torre Genio-SO-Kante: 150 m; V u. V+ A 1; 4 H, 1 belassen; 19. 8. 68; M. Lutterjohann, M. Rien (DAV)

Pala-Tissi-SW-Wand: 600 m; V mit je 1 V+ u. VI—; 17 ZH, 5 belassen; 15 h; 20./21. 8. 68; R. Goedeke, M. Rien, K. v. Gramatzki, K.-D. Lukasik, M. Lutterjohann (DAV)

Schiara-O-Rampe; ca. 200 m neu; IV mit 1 V+; 3 ZH; 2 Stand-H belassen; 22. 8. 68; K. v. Gramatzki, K.-D. Lukasik, M. Lutterjohann (DAV)

Burel, Torre Sergio Coppo: 150 m; IV—; 2 h; 25. 8. 68; A. Sitta, G. Lotto, E. Viel (As 5/69)

Sextener Dolomiten

Westliche Zinne „Größtes Dach der Welt“: EH ca. 80—100, H ca. 70—80; 23. 6. — 2. 7. 68; G. Baur, W. u. E. Rudolf (Der Allgäuer 6. 7. 68, Lindauer Zeitung 4. 7. 68)

West. Zwölfer-Dir.-N-Wand: 500 m; VI; 21.—23. 7. 68; A. Molin, R. Gorteloi, A. Pandolfo (As 9/68)

Zsigmondy-Grat-NW-Wand: 350 m; III—IV; 22. 7. 68; I. Koch, S. u. R. Messner (As 9/68)

Cadin-Gruppe

Pianoro-dei-Tocci-SO-Kante: 200 m; IV; 1½ h; 1. 9. 68; B. Crepez, E. Querin (As 4/69)

Monfalconi-Gruppe

Cima-Emilia-NW-Wand: 1. Winterbeg.; 26. 12. 68 (As 7/69)

Col-Nudo-Gruppe (östlich der Piave)

Col-Nudo-N-Wand (2472): ca. 600 m; V, V+, höchstens VI—; 11 h; Anf. Aug. 68; D. Hasse, G. Leukroth (As 11/68)

IV. Westalpen

Vercors

Pointe-de-la-Sure-O-Wand, „Voie des Diables“: 250 m; VI; 50 H; G. Nominé, B. Tahon (Im Dez. 68)

Rocher-de-Malaval-O-Wand: 400 m; V; 50 H; 11½ h; 27./28. 9. 68; O. u. J. L. Bernezat, P. de Galbert (Im Dez. 68)

Massiv von Chartreuse

Grand-Monti-O-Wand-(gelbe Wand)-dir.-Führe: 450 m; VI; 147 H, 17 HK; 5.—7. 6. 68; G. Nominé, B. Tahon, B. Vartanian (Im Juni 68)

Dauphiné-Devoluy

Pic de Bure-N-Wand, neue Route: 500 m; VI; ca. 130 H; 2 Tg.; Juli 68; L. Caracassès, P. Meyson, R. Desmaison (Im Okt. 68)

Paroi-des-Voûtes-NW-Pfeiler: 600 m; VI+; 180 H; 3 B; 9.—12. 9. 68; J. Grandmont, P. Meyson, R. Desmaison, V. Mercié (Im Okt. 68, As 3/69)

Paroi-des-Voûtes-NW-Wand: 450 m; VI A 3; 185 H; 32 h; 2 B; 22.—24. 6. 68; P. Alex, G. Livanos, B. Soleymieux, M. Vaucher (Im Dez. 68, As 4/69)

Massiv des Ecrins

Pointe de Celse Nière — Couloir Pélas Verney: 1. Winterbeg.; 27. 2. 68; I. Gay, P. Gras, M. Vincent (Im Juni 68)

Aig.-des-Arias-N-Wand, Eishang links der Führe Dalloz: 23. 6. 68; N. Candau, A. Joubert (Im Okt. 68)

Aig.-orientale-du-Soreiller-N-Wand: 7. 7. 68; N. Candau, A. Joubert (Im Okt. 68)

Tête-du-Rouget-NO-Pfeiler: 450 m; V—; 21. 8. 68; Cl. u. J. Biju-Duval (Im Okt. 68)

Doigt-de-Dieu-S-Wand, unterer und oberer Teil erstmals zusammenhängend: 22. 8. 68; P. Chaptout, J. L. Mercadié (Im Okt. 68)

Gendarme jaune-W-Wand: V; Sommer 68; D. Thomas, A. Ganci (Im Okt. 68, As 1/69)

Meije-Massiv

Grand-Doigt-SW-Wand (3771): 450 m; VI, mit Stellen V, A 1; ca. 50 H belassen; 14 h; 21. 7. 68; A. Ganci, A. Giraud, E. Naome, Ch. Martel (As 1/69)

Massiv-des-Cerces

Cime-du-Raisin-dir.-NO-Wand, große Verschneidung: VI—; 29. 7. 68; M. Marks, A. Bertrand (Im Okt. 68)

Savoyische Voralpen — Chablais-Gruppe

Cornettes-de-Bise-S-Wand (2422): 220 m; V, einzelne Stellen VI; 6½ h; 35 H; 6. 6. 68; Y. Seigneur, J. Martin, C. Perrin (As 8/68)

Cornettes-de-Bise-W-Pfeiler u. W-Grat: 200 m Pfeiler, mehrere St. A 2 u. V, 30 m überhängend A 2 u. A 3, Grat ohne große Schwierigkeiten, einige St. III u. IV, insges. 600 m; 60 H; G. u. R. Bartholomé (As 1/69)

Montblanc-Gebiet

Tour-Ronde-NO-Pfeiler, Führe „Bernezat-Collomb“: 1. Winterbeg.; 20./21. 1. 68; G.-P. Motti, G. Machetto (Im April 68)

Les Courtes-N-Wand, „Österreicher-Route“: 1. Winterbeg.; 28. 2. — 2. 3. 68; J. Gaboyer, P. Brient (Im April 68)

Aig.-Blanche-N-Wand: 1. Winterbeg.; 10. 3. 68; J. Michalski, M. Kozlowski, J. Poreba, A. Zawada (As 5/68)

Aig.-Blaitière-W-Wand (3522): 1. Winterbeg.; VI; 27.—30. 3. 68; K. Minamikawa, H. Noguchi (As 6/68)

Les Courtes: 1. Abstieg durch das *Couloir unter der Aig. qui Remue* (Argentière-Seite) — ganz und gar abzuraten!; 18. 4. 68; M. B. Monier, R. Ravanel (Im Juni 68)

Grand-Capucin-Dir.-O-Wand „Direttissima dei Ragni“: 550 m; 200 H, 30 HK; 21. 6. — 1. 7. 68; A. Anghileri, P. Negri, C. Mauri, C. Ferrario, G. Cariboni (bk Sept. 68)

Aig.-d'Argentière, Tour Jaune (3680): 400 m, im unteren Teil III, die letzten 200 m VI, 10 HK, 30 H belassen; 27. 6. 68; R. Ravanel, J. Bellin, G. u. P. Ravanel (Im Okt. 68, As 1/69)

Pointe-de-Gigord (3541)-NW-Wand: V, 2 VI; 15 H; 4 h; Anf. Juli 68; C. Jaccoux, P. de Galbert (Im Okt. 68, As 1/69)

Rognon-du-Plan-Dir.-W-Wand: IV+; 7. 7. 68; A. Parat, J.-P. Paris (Im Dez. 68)

Montblanc-du-Tacul-ONO-Flanke, neue Führe: V—VI; Juli 68; J. Coqueugnot, F. Guillot (Im Dez. 68)

Aig.-du-Diable-SW-Flanke, n. Anstieg: IV; 23. 7. 68; G. Epinoux, Y. Maillard, J. M. Parent, J. Paphoz, A. Contamine (As 3/69)

Aig.-du-Diable-N-Grat, neue Führe: O. Gren, G. Grisable, A. Poulain, M. Ziegler, A. Contamine (As 3/69)

Grandes-Jorasses — Pointe-Young-N-Pfeiler (3996): vollständige Überschreitung, 900 m; V; 29.—30. 7. 68; H. Furmanik, A. Heinrich, K. Zditowiecki (As 12/68, Im Febr. 69, bk 2/69)

Le Casque (3688)-W-Wand: 240 m; III; 7 H, 3 belassen, 2 HK; 5 h; Ende Juli 68; F. de Sieyès, F. Audibert (Im Okt. 68, As 1/69)

Le Minaret (3450)-Dir.-S-Wand: 350 m; V+; 15 H; 10 h; Anf. Aug. 68; P. Beylier, G. Rebuffat, G. Cretin (Im Okt. 68, As 1/69)

Aiguilles du Col du Tour, Pilier-Rouge-WNW-Wand: 150 m; V—VI, A 3; 20 HK, mehrere UH; Anf. Aug. 68; R. Ravanel, M. Fahmy, Ch., J. u. St. Flipo, P. Martin (As 1/69)

Aig.-du-Midi-O-Pfeiler, neue Route: V—VI; 15. 8. 68; R. Barcelo, F. Montolui, J. Sanchez (bk 3/69)

Aig.-de-Roc-O-Grat: V+; 30 H, 10 HK; 27. 8. 68; J.-P. Dessaux, R. Fournier (Im Okt. 68)

Aig. Verte, Cardinal (3647)-Dir.-SW-Wand: 450 m, unterer Teil IV, oben V u. A 2; 35 H; 10. 9. 68; A. Berbesa, J.-H. Colle, J. Porta, J. Reppelin (Im Dez. 68, As 3/69)

Grépon-Direktföhre, rechts des Normalanstieges v. d. Scharte 3150 (Balfour-Scharte): V+; 30 H, 12 HK; Sommer 68; R. Fourrier, J. P. Dessaux (As 3/69)

Montblanc-du-Tacul:

NO-Couloir „Gervasutti-Couloir“: 1. Befahrung mit 2,10 m langen Metallskiern; 55 Grad; 1 h; 19. 10. 68; S. Saudan (bk 2/69)

O-Pfeiler: 700 m; 8 h; F. Guillot, J. Coqueugnot (Im Dez. 68)

NO-Wand: 500 m, Eisouloir oberhalb des Col du Midi; A. Contamine, R. Grène, G. Grisolle, A. Poulain, M. Ziegler (As 1/69)

Mont de Rochfort v. SW über den Hauptgrat: 2 Passagen V; T. Patey (Im April 69)

Aig.-Rouge-de-Rochfort-SO-Grat: VI; J. Brown, P. Crew (Im April 69)

Vanoise-Massiv

Grand-Casse-N-Wand, „Italiener-Route“: 1. Winterbeg.; 31. 1. — 2. 2. 68; A. Bertrand, R. Brochard (Im April 68)

Aig.-Noire-de-Pramecou-O-Wand: 300 m; IV u. V; 1968; P. Guillot, P. Martin, R. Fillol (Im Dez. 68)

Massiv des Bornes - Savoie

Parmelan „Voie des Orages“: 220 m; V+; 50 H; 12 h; 28. 5. 68; J. Belleville, J.-C. Mosca, J.-M. Parent, D. Stolzenberg (Im Dez. 68)

Grand Bargy, neue Route durch die „*Face du Triangle*“: 400 m; V; 25 H; 26. 8. 68; B. Amy, A. Michel (Im Dez. 68)

Briançonnais - Hautes Alpes

Tenailles-de-Montbrison-S-Wand: 300 m; V; 1. 8. 68; J. Gay, A. Hallot, H. Perrot, A. Ioan (Im Okt. u. Dez. 68)

Gorges du Verdon - Basses Alpes

La Paroi du Grand Duc: 350 m; V—VI, 2 VI+ A 3; 100 H, davon 30 EH; 18.—25. 3. 68; L. Mauch, P. Bodin, P. Cordier, P. Richard (Im Okt. 68, As 3/69)

Meeralpen

Corno-Stella-S-Wand, unterer Teil: V, 4 V+; 15. 8. 68; Herr u. Frau Dufranc (Im Febr. 69)

Ultime Pointe Nord des Préfouins, O-Grat: 230 m; V+; 9. 6. 68; H. u. Fr. Dufranc, F. Charvet (Im Febr. 69)

Asta-Sottana-NW-Grat: 700 m, 400 m III, 300 m III mit Passagen V. u. 1 Pass. A 1; 7 h; 7. 7. 68; F. Ruggeri, D. Ughetto (Im Febr. 69)

Grajsche Alpen

Arête de Mezzenile-O-Pfeiler: 500 m, davon 250 m große Schwierigkeiten; 6. 10. 68; E. Camba, V. Manera, G.-P. Motti, I. Pivano (Im Febr. 69)

Gran Paradiso-Gruppe

Becco di Valsoera:

W-Grat: 400 m; IV—V; 29. 6. 68; G. Tondella, C. Biletta (bk 6/69)

SO-Kante: 400 m; VI; 2. 7. 68; G. P. Motti, G. C. Grassi, G. Rubinetto, M. Ghirardi, (bk 6/69)

W-Kante, neue Führe: 21. 7. 68; M. Ghirardi, G. C. Grassi, G.-P. Motti, G. Rubinetto (As 4/69)

Castello-Provenzale-Gruppe (ca. 22 km südwestlich des M. Viso)

1. Winterdurchquerung der ganzen Gruppe: 28. 1. 68; C. Carena, M. Ghirardi, G.-P. Motti (Im Dez. 68)

Panta Figari-O-Wand, ONO-Verschneidung (wahrscheinl. Erstbeg.): 170 m; ca. V+; 5 h; 6. 9. 68, M. Ghirardi, P. Dassano, S. Gay (Im Dez. 68)

Berner Oberland

Eiger-NO-Pfeiler (3790) :

Route der Polen: 3 B; 28.—31. 7. 68; K. Cielecki, T. Laukajtys, R. Szafirski, A. Zyzak (Im Okt. 68)

Route der Deutschen und Südtiroler: 1500 m; 30. 7. — 1. 8. 68; T. Hiebeler, F. Maschke, R. u. G. Messner (AZ 7.8.68, bk Sept. 68)

Hängendgletscherhorn (3291)-N-Wand-Eisrinne: 1000 m, 45—50° u. 2 S IV; 6—8 h; 5. 6. 68; U. Daigger, K. Fucks, C. Stark, E. Vanis (ÖAZ Sept./Okt. 68)

Gadmerflühe, Pfaffenhut-S-Pfeiler (3009): 600 m; VI; A 2 — A 3; 1 B; b. Wdh. ca. 60 H, 1 B notwendig; 30./31. 7. 68; M. Brechbühl, H. P. Trachsel (An 5/69)

Gastlosen, Kleiner Grenadier-Dir. S-Pfeiler: 300 m; V+, A 1—A 2; 6. Wdh. 4—6 h; 5. 10. 68; E. v. Gunten, H. P. Trachsel (An 5/69)

Walliser Alpen

Weißhorn-W-Wand: 1. Winterbeg.; 27. 2. — 2. 3. 68; F. u. R. Theytaz (As 5/68)

Dent Blanche-N-Wand: 1. Winterbeg.; 29. 2. 68; C. Bournissen; (NZZ 2. 3. 68)

Lenzspitze-N-Wand: 1. Winterbeg.; Anf. März 68; P. Etter, H. Wenin (NZZ 9. 3. 68)

Gran-Fillar-SO-Kante (3675): 50 H; 15 h; 4. 7. 68; F. Jacchini, E. Zambonini, L. Bettineschi (bk Nov. 68)

Pointe de Mourty:

Südgipfel (3564)-W-Wand: 300—350 m; b. Wdh. 3—4 h; 14. 10. 68; G. Genaud, J. Savioz (An 1/69)

Nordgipfel (3530)-S-Wand: ca. 350 m; b. Wdh. 3—4 h; 6. 10. 68; U. Kittel, J. Savioz (An 1/69)

Vierwaldstätter See

Pilatus:

Widderfeld-O-Wand des N-Gipfels (2075): 150 m; V+/VI—, größtenteils A 1 und A 2; 62 H, 7 entfernt, 8 HK; 15 h, b. Wdh. 4—6 h; 25. 8. 68; M. u. H. Bächli (An 6/69)

Widderfeld-SO-Pfeiler: 200 m; A 2, V—VI; b. Wdh. 5—8 h; 8. 9. 68; G. Egloff, R. Heillstern (An 4/69)

Gr. Mythen, Adlerspitzli (1455)-W-Wand: 300 m; IV u. V; H belassen; 6 1/2 h; 1. 9. 68; F. Anderrüthi, H. Luna (An 4/69)

Urner Alpen

Salbitschijen, Salbitzahn (2730)-W-Wand: 300 m; IV—V+; alle H belassen; b. Wdh. noch 3—4 H notwendig; 6 1/4 h; 2. 6. 68; F. Anderrüthi, P. Nigg (An 6/69)

Gandschijen (2388)-Dir.-S-Wand: 200 m; V A 1 — A 3, mit einzelnen Freistellen; 80 H, 5 HK, 7 EH, ca. 20 H entfernt; 25 h; 29./30. 6. 68; S. Inwyler, R. Süess (As 12/68, An 6/69)

Wichelplangstock-S-Gipfel, NO-Wand (2974): ca. 300 m; III—IV, 1 S V u. Stellen A 1; H belassen; ca. 6 h; 27. 7. 68; H. Sonderegger, K. Sprecher (An 3/69)

Galenstock-NW-Wand (3583): 600 m (350 m Fels, 250 m Firn u. Eis); IV—VI; 12 h; 28. 7. 68; M. Niedermann, W. Lieber, E. Renner (As 12/68)

Großes Bielenhorn-S-Wand-SO-Grat (3206): ca. 300 m; S-Wand V+, Stelle A 1, SO-Grat III—IV, 1 S V+; Material belassen; 8 h; 5. 8. 68; H. Sonderegger, K. Sprecher (An 4/69)

Alpstein

Moor-W-Pfeiler: 200 m; V+; 15. 6. 68; P. u. B. Etter, A. Scherer (bk Sept. 68)

Glarner Alpen / Oberseegruppe

Bockmattli-Nordturm-N-Wand: 400 m; V u. IV; 30 h; 1 B; 27./28. 7. 68; E. Andres, O. Kälin (An 9/68)

Bergell

Piz-Badile-NO-Wand (3308): 1. Winterbeg.; 21. 12. 67 — 2. 1. 68; M. Darbellay, D. Troillet, C. Fournissen, Armando, Calcagno, Gogna (Im Febr. 68)

Piz-Badile-NO-Wand „Direttissima“: 600 m; VI u. A 3, 150 m künstlich; 80 H, 4 belassen; 16 h; 1 B; 8. — 9. 7. 68; R. J. Isherwood, J. M. Kosterlitz (bk 4/69, As 1/69)

Piz Val della Neve-N-Wand-Direttissima (2600): 600 m; V—VI A 2, oberer Teil IV+; 20 H, 17 EH; 50 h; 3 B; 29. 7. — 1. 8. 68; P. Nigg; E. Nceracher, L. Blätler (NZZ 4. 8. 68, An 9/68, As 1/69)

Punta-di-Trubinasca-NO-Wand: V—VI; 26. 8. 68; M. Zappa, L. Gilardoni (bk 3/69)

V. Außer-alpine Gebirge

NORWEGEN

Jotunheimen

Storebjörn (Smörstabgruppe)-S-Wand: 700 m; III; 1. Befahrung d. S-Wand mit Ski; Aug. 68; D. Cukrowski (DAV)

Kolledalstind (Falketind-Gruppe)-N-Flanke: 1. Befahrung mit Ski; Aug. 68; D. Cukrowski (DAV)

Kolledalstind-O-Wand: 400 m; Sept. 68; D. Cukrowski (DAV)

West-Jotunheimen

Store Midtmaradalstind (2059)-Dir.-O-Rippe: 925 m; V—VI u. A 1; 27.—30. 7. 68; R. Høibak, K. Stören (As 6/69)

Nördl. Romsdalen-Eikesdalen

Goksøyra (1318)-Gr. Verschneidung: V+ u. A 2; 18.—19. 8. 68; U. Geir Hansen, K. Stören, J. Walaas (As 6/69)

Skarffjell (1741)-Giklingveggen: 350 m; V+; Sommer 68; J. Bruskeland, U. Geir Hansen (As 6/69)

Skogshorn (1728)-Zentralpfeiler: V u. A 3; Sommer 68; O. D. Enersen, N. Faarlund (As 6/69)

Såta (1623), neue Führe: 200 m; V+ u. A 1; Sommer 68; O. D. Enersen, N. Faarlund (As 6/69)

Brudjommen-O-Pfeiler: V A 1; 10./11. 8. 68; M. Glogoczowski, M. Kozlowski, A. Paulo (As 12/68)

PYRENÄEN

Massiv von Gavarniel/Mur de la Cascade: 1. Winterbeg.; 21./22. 1. 68; F. Cassou, R. Despiou (Im Juni 68)

Tusse de Montarqué-N-Wand: 1. Winterbeg.; 14 h; 2.—3. 2. 68; N. Candau, D. Gillereau, P. Sol (Im April 69)

Spijeoles-O-Sporn: VI; 2.—3. 2. 69; L. Audoubert, M. Galy (Im April 69)

Picos de Europa/Naranjo de Bulnes-W-Wand: fast vollendete 1. Winterbeg.; Beginn 29. 1. 69; P. Berrio, R. Ortiz, am 3. Tag in der letzten schwierigen Passage, einige Minuten unter dem Gipfel, tödlich abgestürzt (Im Apr. 69)

Aiguilles d'Ansabère, O-Wand der Grande Aiguille: 300 m; VI—; 16 h; Sept. 68; H. Butel, Y. Darcourt (Im Dez. 68)

Pic du Midi d'Ossau, O-Wand des Grand Pic, neue Route: 600 m; IV u. IV+; 6 1/2 h; 7. 9. 68; H. u. Fr. Fouquier, J.-L. Pérès (Im Dez. 68)

Arbizon-N-Pfeiler: 500 m; VI—, 40 H; 8 1/2 h; 11. 9. 68; P. Boucher, J. u. P. Ravier (Im Dez. 68)

KORSIKA

Pic von Cube-SO-Kante (2230): IV mit 1 V; 4 S; 2 h; 6. 6. 68; W. Fürsicht, T. Härtl (DAV)

Paglia Orba-N-Pfeiler: 475 m; VI—; 21. 8. 68; J. Delefosse, T. Fujie, C. Kaminski (Im Apr. 69)

GRIECHENLAND

Peloponnes-Gebirge

Akrokorinth-NW-Pfeiler „Odos Aphrodite“: 250 m; 10 1/2 S, davon 7 III, 1 IV, Rest II; 1 ZH, 2 Stand-H, 5—6 Knotenschlingen (entfernt); 3 h; b. Wdh. 1 1/2 — 2 h; 15. 9. 68; R. Buchner, U. Endres (DAV)

Olymp-SW-Wand, Mittl. Pfeiler (2917): ca. 250 m; V—VI A 2, A 4; 65 H; 29 h; 1 B; 12./13. 5. 68; A. Spanoudis, T. Nastou, E. Eleftheriadis (As 12/68)

HOHE TATRA

Prostredny-Hrot-NO-Wand (2440) „Jan Kana-Ged.-Weg“: ca. 300 m; V u. VI, teilw. VI+ u. A 1; 13 h; 14. 10. 67; M. Krisšák, M. Orolin 1. Winterbeg.: 18 h; 7. 2. 68; Krisšák, Orolin (As 10/68)

Liptowska-Turnina-SO-Wand: 350 m; V u. bis A 3; 24. 7. 68; K. Glazek, B. Jankowski (As 3/69)

Mata-Kratka (Kratka-Turm)-SO-Pfeiler: 250 m; VI; 26. 7. 68; K. Glazek, B. Jankowski, D. Usciak (As 3/69)

RUMANIEN-KARPATEN

Galbenele-Wand „größtes Dach der Südkarpaten“: 16. 6. 68; W. Kargel, R. Slavoaca (As 1/69)

ISRAEL

Negev-Gebirge (Sinai-Ausläufer am Roten Meer)

Keren-Sheva/Migdal-Amran-O-Kante: 150 m; IV—V; ZH belassen; 5 h; von Wdh. abzuraten, da äußerst brüchig; 26. 9. 68; R. Buchner, U. Endres (DAV)

ZENTRALER ATLAS

Aioui-Massiv

Aig.-de-Tigrite-NW-Wand: 450 m; V+; 26. 6. 68; B. Amy, B. Domenech (Im Okt. 68)

Sporn des Ibansalènes: 600 m; V+; 29. 6. 68;

NO-Wand des ONO-Gipfels: 800 m; V; 1. 7. 68; B. Amy, B. Domenech (Im Okt. 68)

HOGGAR-GEBIRGE / SAHARA

Saouinan-Dir-NW-Verschmeidung: 150 m; V+; 11. 3. 68; F. de Sieyès, F. Audibert (Im Dez. 68)

KAUKASUS

Mali-Dombai Ulgen (3800)-N-Wand: 1100 m; durchschnittl. Neigung 55—60°, Kurzstrecken bis 75°; 15./16. 9. 68; T. Hiebeler, E. Bardroff (DAV)

KARAKORUM

Diran (7273): 17. 8. 68; OAV-S. Graz, H. Schell, Dr. R. Pischinger, R. Göbel (AVP)

HIMALAYA

Indien, Distrikt Kulu

Parbato (6633): 10. 6. 68; 5 Italiener (Altmühlbote, 29. 6. 68)

ALASKA

Mount Foraker (ca. 5303)-SO-Wand-S-Grat: 6 Wochen; 1968; A. Bertulis, H. Bär, P. Williamson, W. Blesser (As 7/69)

GRÖNLAND

8 Gipfel zw. 1530 u. 2200 m an der Südspitze Grönlands, 60. Breitengrad, Sermilik Fjord: teilw. IV—V; 1. 6. — 6. 7. 68; UAV-Grönland-Exped., E. Herzinger, F. Zeller, A. Larcher, E. Resch (AVP)

KANADA

Mount-Hooker (3286)-NO-Wand: 700 m, Eiswand 50—53 °; 1968; F. Beckey, J. Rupley (As 6/69)

Mount-Kennedy (4267)-NW-Kante: üb. 2000 m; 4 Wochen; 1968; amerikanische Kletterer (As 6/69)

USA / YOSEMITE-VALLEY

Lost Arrow-Direttissima: P. Callis, W. Hardig (As 4/69)

ANDEN**Cord. Vilcabamba**

Salcantay-N-Wand (6273): 1300 m; 2 B; 29. 6. 68; u. weitere 3 Erstbesteigungen; UAV-Andenexped., S. Österr. Gebirgsverein, R. Heinzl, W. Axt, F. Hawelka, B. Klausbrückner, B. Saxinger (AVP)

Cord. Vilcanota

Saliojla (5339): Aufstieg von NW; 8. 7. 68; G. Hauser, P. Rosenthal (DAV)

Condortucco (5586): Aufstieg von N; 16. 7. 68; G. Hauser, P. Rosenthal (DAV)

Cord. Carabaya

Nevado Ocororopata (5030): 25. 7. 68; *Nevado Yanaruna I* (5120): 26. 7. 68; *Nevado Yanaruna II* (5300): 27. 7. 68; *Chabuca* (5420): 29. 7. 68; *Ccoyllor huaycuna* (5370): 30. 7. 68; *Escopitani II* (5370): 31. 7. 68; *Huamanlipane Vorgipfel* (4800): 24. 7. 68: Allgäuer Andenkundfahrt, Dr. F. März, Dr. K.-D. Fuchsberger, A. Kling, W. Reichhart (DAV)

PATAGONIEN

Cord. del PainelFortress (ca. 2755): Aufstieg v. W; 5. 1. 68; „Joint British Patagonian Expedition 1967/68“, J. Gregory u. G. Hibberd erreichten den Gipfel (AJ Mai 68, Im Febr. 69)

Aig. Saint Exupéry (2680): 840 m; 170 m künstlich, 120 m IV, 90 m V, 1 Passage VI; 350 H; 21.—23. 2. 68; S. u. G. Buscaini, L. Candot, W. Romano, S. Sinigoi (Im Okt. 68)

HINDUKUSCH 1968 (Nur Erstbesteigungen)

zusammengestellt von T. Trübswetter nach Unterlagen von Dr. A. Diemberger und W. Frey
Der Leiter einer Kundfahrt (K) oder Expedition (E) ist jeweils in Klammern genannt. Die Namen der Bergsteiger und das Besteigungsdatum konnten meist nicht ermittelt werden.

Zentraler Hindukusch**Anjuman-Gruppe:**

Sa-e-Anjuman (6026): 17. 7.; S. Inukai, N. Kawai (Ogaki HKE)

2 Fünftausender**Hoher Hindukusch****1. Tirich-Gruppe**

Gipfel ca. 6000 m vom Dirgol aus; E. der Tokai Univ.

2. Keshnikhan-Gruppe

Kob-e-Laksh (5768): französ. Gruppe (L. Dubost)

3. Shakhawr-Udren-Gruppe

P. 6241 („South Atrak Zom“, muß geändert werden) vom Nobaisum: E der Sapporo Medical Univ. (M. Marsuura). Ein tödl. Absturz.

4. Korgaz-Gruppe

P. 5681: britische Kundfahrt (T. H. Braham)

Pegish Zom I (6269) — *Pegish Zom II* (6167) u. *Noghor Zom I* (ca. 6000) — *Noghor Zom II* (ca. 5600): K der Sektion Rottmann UAV (H. Gassner)

5. Lunkho-Gruppe

Lunkho-e-Dosare O- u. W-Gipfel (6902), *Lunkho-e-Hawar westl. Mittelgipfel* (6895) u. *Kob-e-Myami* (5632) vom Khandut-Tal: K. der akad. Sektion Wien (Dr. F. Grimminger) und einer jugoslawischen E (A. Kunauer) gemeinsam; *Lunkho-e-Maghreb NO-Gipfel* (6450), P. 6430 vom Khandut-Tal: K. der akad. S. Wien; P. 5840 vom Khandut-Tal: jugoslaw. E

2 *Fünftausender* östl. des Khandur-Tales: 5. polnische HKE (W. Olech) u. 3 Italiener
Lunkho-e-Maghreb Hauptgipfel (6450) vom Yamit-Tal: 5. polnische HKE u. 3 Italiener
Koh-e-Farzaud (6185) vom Yamittal: Polen
Shahgologh Zom (ca. 6000) vom Noroghikhun Gletscher: E der Tokyo Univ. of Education
 (T. Yoshitomi)

6. Qala-Panja-Gruppe und östlich

Koh-e-Setara (6030), *Koh-e-James* (6210), erstmals durch *NO-Wand*, *Koh-e-Tirma* (5950), *Koh-e-Sarkand* (5700), *Koh-e-Rank* (5930), *Koh-e-Abs* (5600) und zwei weitere *Fünftausender* vom *Qala-Panja-Tal*: französische E (H. Agresti)
Korum Zom (5440) von S: K der akad. Sektion Wien (A. Stamm)

Hinduraj

1. Nördlicher Hinduraj

Koyo Zom (6872), *Pechus Zom* (6514), *Gabkush* (*Chikar Zom*) (6111) und 6 Vier- bzw. *Fünftausender* vom Pechus- und Chatiboigletscher: K. der adad. Sektion Wien (A. Stamm)
Gainthir Chish I (6273), *Das Bar Zom* (6072) vom Ghamu Bar Tal: Kapfenberger HK (H. Linzbichler)

Ishpel Zom (ca. 5900), *Frattero Zom* (ca. 6200): Second Frattero E (S. Karibe); auf dem Kotalkash Gletscher zwei Mitglieder vermißt.

Golash Zom (ca. 6100) vom Golashgletscher: E der Gakushuin Univ. (M. Nieda)

2. Südlicher Hinduraj

P. 5700, P. 5810 beim *Gordoghan-Gletscher*: E. der Hosei Univ. (T. Oya)

Harambot Zom (5800), *Bashkargolo Zom* (5400), *Shachiokun Zom* (6214), *Isporili Zom* (ca. 5900) vom Laspurtalschluß: K. der Sektion Graz ÖAV (H. Badura)

Swat Kohistan

Kakhari (5870) und 2 *Fünftausender* im Grenzkamm Chitral-Kohistan, 2 *Fünftausender* der Ostseite vom Gabral-Tal aus: North Kohistan E (A. Cormack)

Kleinerer Batin Peak (ca. 5600) vom Ushu-Tal: Britisch-deutsch-österreich. K (W. Stefan)

Was halten unsere Karabiner?

Halten sie, was die Hersteller mit den angegebenen Bruchlastwerten versprechen?

PIT SCHUBERT

Im November 1968 hat der Deutsche Alpenverein einen Kreis extremer Bergsteiger eingeladen, um über die Möglichkeiten einer Verbesserung der Sicherheit am Berg zu diskutieren. Das unmittelbare Ergebnis des Gesprächs wurde in den „DAV-Mitteilungen“ veröffentlicht. Die damals versammelten Bergsteiger haben jedoch auch beschlossen, einen sogenannten „Sicherheitskreis“ ins Leben zu rufen, der sich jeweils für die Dauer eines Jahres mit bestimmten Problemen der Sicherheit befaßt. Dieser Kreis, dem in diesem Jahr neben Pit Schubert als Leiter, Dr. Ernst Asang, Günther Bram, Wiggerl Gramminger, Hermann Huber, Uwe Kerner, Bernd Melzer, Michael Schneider, Manfred Sturm und Elmar Landes als Schriftführer angehören, hat sich mit zwei in dieser Gründlichkeit bisher noch nicht untersuchten Problemen befaßt: der dynamischen Sicherung und den Krafteinflüssen an Umlenk- und Standkarabinern. Dazu waren kostspielige Versuchseinrichtungen notwendig, die aber durch die interessanten Ergebnisse durchaus gerechtfertigt worden sind. Über 200 Karabiner wurden einer Zerreißprobe unterworfen, um eine objektive Aussage darüber machen zu können, welchen Belastungen die im Handel erhältlichen Karabiner tatsächlich gewachsen sind. Die Ergebnisse zeigen, daß die von den Herstellern angegebenen Bruchlastwerte zum Teil erheblich von der Wirklichkeit abweichen. Die Untersuchungen zum Problem der dynamischen Sicherungen werden im kommenden Jahr abgeschlossen und im Jahrbuch 1970 veröffentlicht.

An dieser Stelle sei dem Sporthaus Schuster und der Firma Salewa für die großzügige Unterstützung gedankt, ohne die die Versuchsreihe nicht in diesem Maße hätte durchgeführt werden können.
Günter Hauser

Vor einer detaillierten Beantwortung der oben gestellten Frage — Was halten unsere (im Handel erhältlichen) Karabiner? — soll die Frage der Grenzbelastung, d. h. die Frage nach der größten in der Praxis überhaupt möglichen Karabinerbelastung, erörtert werden, um an Hand dieses ermittelten Grenzbelastungswertes und an Hand der Zerreißversuchswerte der verschiedenen Karabinertypen eine qualitative Aussage machen zu können.

Was soll ein Umlenk-, was ein Standkarabiner halten?

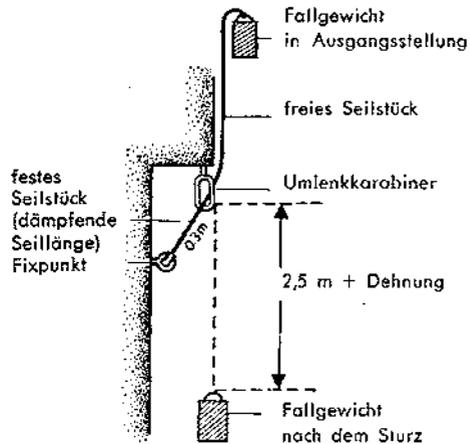
Auf einen Karabiner wirkt bei einem Sturz eines Kletterers die im Seil auftretende Kraft, die als Fangstoß bezeichnet wird, dessen Wert (gemessen in kp) als Charakteristikum für ein bestimmtes Seilfabrikat gilt.

Der von der UIAA (Union Internationale des Associations d'Alpinisme) zugelassene Fangstoß für Einfachseile darf bei einer bestimmten, von der UIAA vorgeschriebenen Fall- bzw. Testanordnung und bei statischer Sicherung den Wert von 1200 kp nicht überschreiten. Nahezu alle Seile haben einen wesentlich niedrigeren Fangstoß. Demzufolge werden Karabiner bei Belastung mit solchen Seilen auch weniger stark beansprucht. Um aber theoretische Grundlagen für Karabinerbelastungen aufzustellen, muß mit dem von der UIAA maximal zugelassenen Fangstoß von 1200 kp gerechnet werden.

Skizze 1 zeigt die von der UIAA vorgeschriebene Fall- bzw. Testanordnung. Bei Einfachseilen darf der Fangstoß nicht über 1200 kp liegen. Der Sturzfaktor ergibt sich aus Fallhöhe dividiert durch ausgegebene (in diesem Fall, dividiert durch zur Verfügung stehende) Seillänge.

Sturzfaktor $f = 1,78$.

Entnommen aus „Die Seilkunde“ von Edelrid.)



Diese Fall- bzw. Testanordnung mit $f = 1,78$ entspricht noch nicht den härtesten, in der Praxis auftretbaren Sturzverhältnissen mit $f = 2,0$ (Seileinholen während des Sturzes sei hier nicht berücksichtigt, da es in der Regel kaum geschieht).

Aus der Näherungsformel für den Fangstoß

$$(1) P_F = G + G \sqrt{1 + \frac{2fM}{G}}$$

P_F = Fangstoß in kp
 G = Gewicht in kp (nach UIAA 80 kp)
 f = Sturzfaktor, dimensionslos
 M = Seilmodul, eine der Seilcharakteristik entsprechende Konstante

ergibt sich der Seilmodul eines Seiles mit Fangstoß (nach UIAA) von 1200 kp zu

$$(2) M = \frac{P_F}{f} \left(\frac{P_F}{2G} - 1 \right)$$

$$M_{1200} = 4375$$

Mit $M_{1200} = 4375$ eingesetzt in (1) ergibt sich bei maximalem Sturzfaktor $f = 2$ ein Fangstoß von 1262 kp. Dies ist die Maximalkraft, die in einem neuen, nach den Erfordernissen der UIAA ausgelegtem Seil auftreten kann.

Ein Umlenkkarabiner wird prinzipiell mit dem doppelten, aus den Sturzverhältnissen resultierenden Fangstoß belastet, da auf der einen Seite der Stürzende mit dem Fangstoß und auf der anderen der Sichernde mit der gleichen Kraft zieht — sieht man von der die Karabinerbelastung geringfügig vermindern den Reibung zwischen Karabiner und Seil ab. Es herrscht Gleichgewicht.

Nun weist die Belastungskurve eines Umlenkkarabiners in Abhängigkeit vom Sturzfaktor eine charakteristische Eigenart auf, die sich rein überlegungsmäßig finden läßt: Ein Sturz wird um so härter, der Fangstoß um so größer, je weniger Seil für die Aufnahme der Sturzenergie zur Verfügung steht, je kleiner die dämpfende Seillänge wird; d. h. mit zunehmendem Sturzfaktor wird auch die Belastung des Umlenkkarabiners größer. Tritt die Grenzsituation $f = 2$ ein, d. h. ist keine dämpfende Seillänge mehr vorhanden, dann wird der Umlenkkarabiner zum Standkarabiner und dieser Standkarabiner wird nur noch mit dem einfachen Fangstoß belastet. Diese Karabinerbelastungscharakteristik zeigt Diagramm 1.

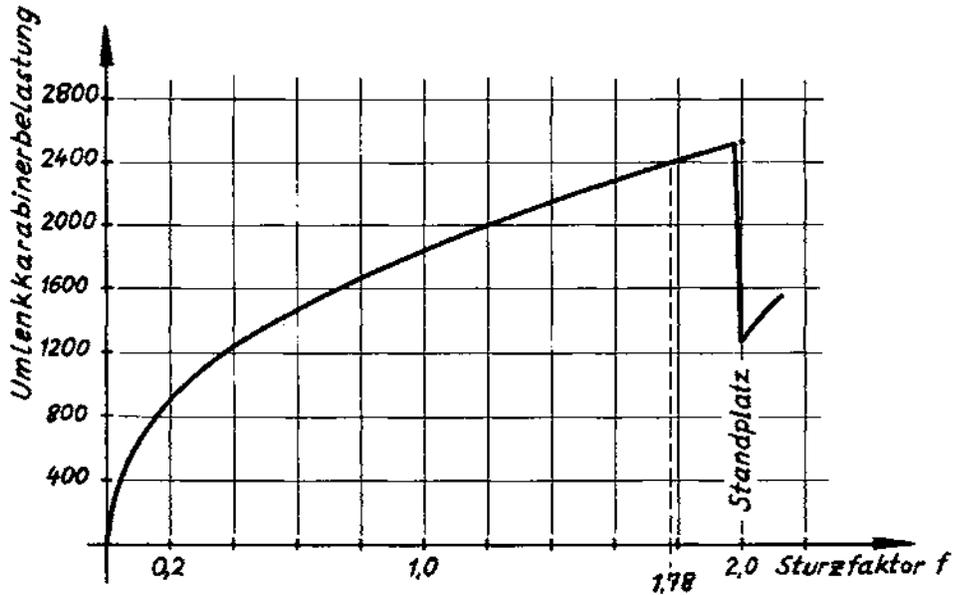


Diagramm 1. Belastung eines Umlenkkarabiners in Abhängigkeit vom Sturzfaktor bei statischer Sicherung und Belastung eines Seiles, dessen Fangstoß nach UIAA 1200 kp beträgt.

Ein Standkarabiner wird also theoretisch weniger stark beansprucht als ein Umlenkkarabiner beispielsweise wenig oberhalb des Standplatzes. Dies aber ist nur dann der Fall, sichert der Sichernde richtig, sichert er nicht durch den Standkarabiner. Begeht er diesen Fehler, so wird der Sturzfaktor zwar immer minimal unter 2 liegen, der Standkarabiner, der in diesem Fall wieder zum Umlenkkarabiner wird, wird dann wieder mit dem doppelten Fangstoß belastet, vorausgesetzt sei, daß der Sichernde an einem zweiten Fixpunkt gesichert ist und nicht ganz zum Umlenkkarabiner gewordenen Standkarabiner gerissen wird. Ist es der Fall, wird der zuvor als Umlenkkarabiner benutzte Standkarabiner, nachdem der Sichernde unsanft zu diesem hingerissen wurde, wieder nur mehr mit dem einfachen Fangstoß belastet. Um auch diese Grenzsituation zu erfassen, um auch Karabiner für Lebensmüde als Standkarabiner deklarieren zu können, muß im Gegensatz zum rein theoretischen Gedankengang (siehe Diagramm 1) auch der Standkarabiner den doppelten Fangstoß bei Sturzfaktor 2 — ohne zu Bruch zu gehen — aufnehmen können.

Hieraus ergibt sich die größtmögliche Belastung für einen Umlenk- wie Standkarabiner unter der Annahme eines ersten Sturzes in ein neues Seil, dessen Fangstoß nach UIAA-Norm 1200 kp beträgt, zu zweimal 1262 kp, also zu 2524 kp. Bei einem zweiten, dritten, vierten oder gar fünften Sturz in ein und dasselbe Seil wird der Fangstoß durch das durch zuvor aufgefangene Stürze verminderte Arbeitsvermögen des Seiles größer als der für den ersten Sturz garantierte Fangstoßwert nach UIAA. Außerdem läßt das Arbeitsvermögen eines Seiles auch durch häufiges Abseilen, Zuggeben und durch Auffangen kleinerer und weniger harter Stürze nach, d. h. der Fangstoß wird zwangsläufig härter bzw. größer. Um Zahlenmaterial für die Härtezunahme (Vergrößerung) des Fangstoßes nach dem ersten, zweiten usw. Sturz anführen zu können, seien die Werte des Schuster-Perlon-

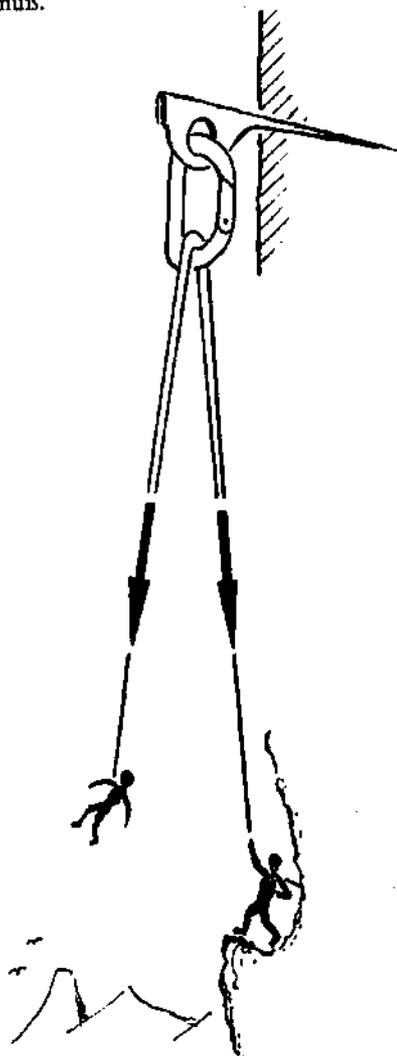
Bergseiles, dessen Fangstoß nach UIAA-Norm 1180 kp (also ~ 1200 kp = UIAA-Normwert) beträgt, herangezogen.

Tabelle 1: Härtezunahme des Fangstoßes nach dem ersten, zweiten usw. Sturz.

Anzahl der Stürze nach UIAA-Norm	Fangstoß in kp	prozentuale Zunahme
1. Sturz	1180	—
2. Sturz	1370	16 %
3. Sturz	1400	2 %
4. Sturz	1460	4 %
5. Sturz	1500	3 %
6. Sturz	Seilriß	—

Es sei an dieser Stelle nicht vergessen, darauf hinzuweisen, daß ein Seil, ist es einmal einem harten Sturz mit Sturzfaktor bei statischer Sicherung 1,0 und größer ausgesetzt gewesen, unter allen Umständen ausrangiert werden muß.

Im folgenden rechnen wir aber damit, daß ein lebensmüder Bergsteiger diese Regel nicht beherzigt und ein Seil, das schon einen ersten harten Sturz hat über sich ergehen lassen müssen, aus „Sparsamkeitsgründen“ wieder verwendet. Setzt man den Fangstoß eines zweimal nach UIAA-Norm belasteten Seiles als Richtwert, da nach UIAA ein Seil zwei dieser UIAA-Stürze aushalten muß, ohne zu Bruch zu gehen, ergibt sich die theoretische Maximalbelastung eines Umlenk- wie Standkarabiners aus dem doppelten Fangstoß eines Seiles bei Sturzfaktor 2, das bereits einen harten Sturz überstanden hat und dessen Fangstoß nach UIAA-Norm 1200 kp beträgt, zu zweimal 1262 kp plus 16 % Härtezunahme = 2928 kp. Weist ein Karabiner diese Bruchlast von 2928 kp — zuzüglich einer gewissen Sicherheit — auf, wird er — Quer- und Biegebelastungen ausgenommen — auch beim härtesten Sturzfall nicht zu Bruch gehen. Dieser Wert versteht sich — wie ein-



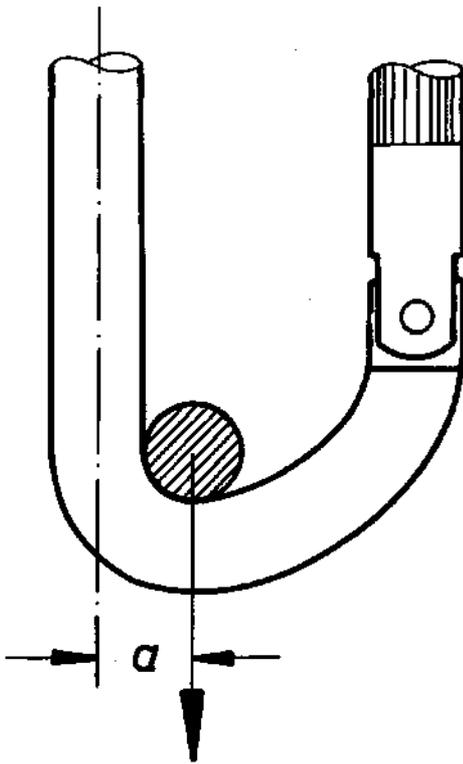
Skizze 2 versinnbildlicht die Belastung eines Umlenkkarabiners durch den doppelten Fangstoß, sieht man von der die Karabinerbelastung geringfügig vermindern den Reibung zwischen Karabiner und Seil ab.

gangs erwähnt — bei rein statischer Sicherung. Bei dynamischer Sicherung wird die Karabinerbelastung immer erheblich niedriger liegen, was als Vorteil der dynamischen Sicherung erkannt werden muß. Da aber statische Sicherungen praktiziert werden, sollte ein Standkarabiner der runden Bruchlast von 3000 kp gewachsen sein.

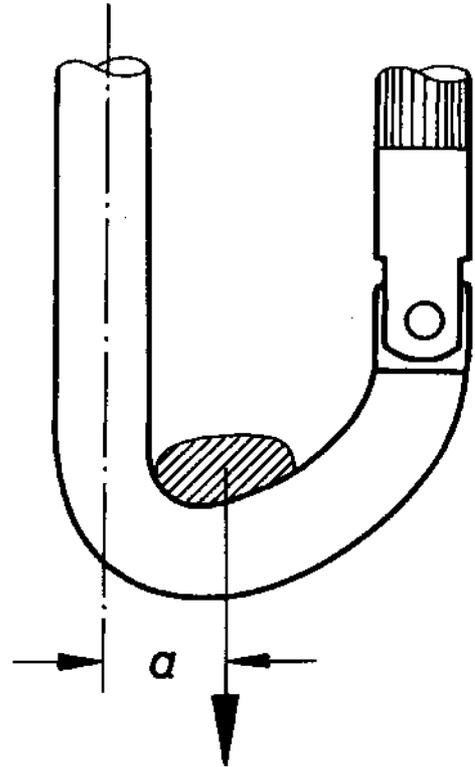
Zerreißversuche

Die Sportartikelindustrie hat in den letzten Jahren durchaus nennenswerte Anstrengungen gemacht, um die Bruchfestigkeit von Karabinern zu erhöhen. Dies wurde in Bergsteigerkreisen insoweit bekannt, als heutzutage die Bruchlastwerte auf neueren Karabinertypen vermerkt sind.

Um die Bruchlast von Karabinern zu ermitteln, werden diese auf Zerreimaschinen zerrissen und die Bruchlast wird festgestellt. Dabei ist es nicht gleichgültig wie die Kräfteinlenkung erfolgt. In der Praxis ist es auf der einen Seite des Karabiners das Seil und auf der anderen Seite der Haken oder ein zweiter Karabiner oder eine doppelt genommene Reepschnur in einem ungünstig placierten oder schlechtzugnglichen Haken.



Skizze 3. Diese Belastungsannahme mit Stahlring entspricht nicht den in der Praxis auftretenden Voraussetzungen.
„a“ = schädigender Hebelarm.



Skizze 4. Das natürliche Verhalten eines 11-mm-Perlonseiles unter Belastung von 1000 kp zeigt eine breitere Auflagefläche. Somit ergibt sich ein größerer schädigender Hebelarm als sich dieser rein theoretisch aus halbem Seildurchmesser ermitteln läßt.

(An dieser Stelle sei auch darauf hingewiesen, daß bei Gebrauch von Doppelseil unbedingt davon abzuraten ist, beide Seile in einen Karabiner einzuhängen. Der schädigende Hebelarm wird in einem solchen Fall noch wesentlich größer. Näheres hierüber auf Seite 222.)

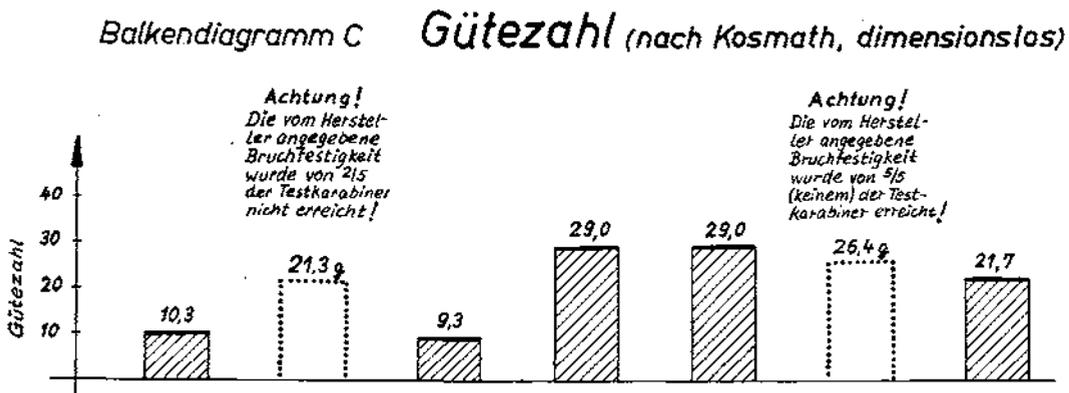
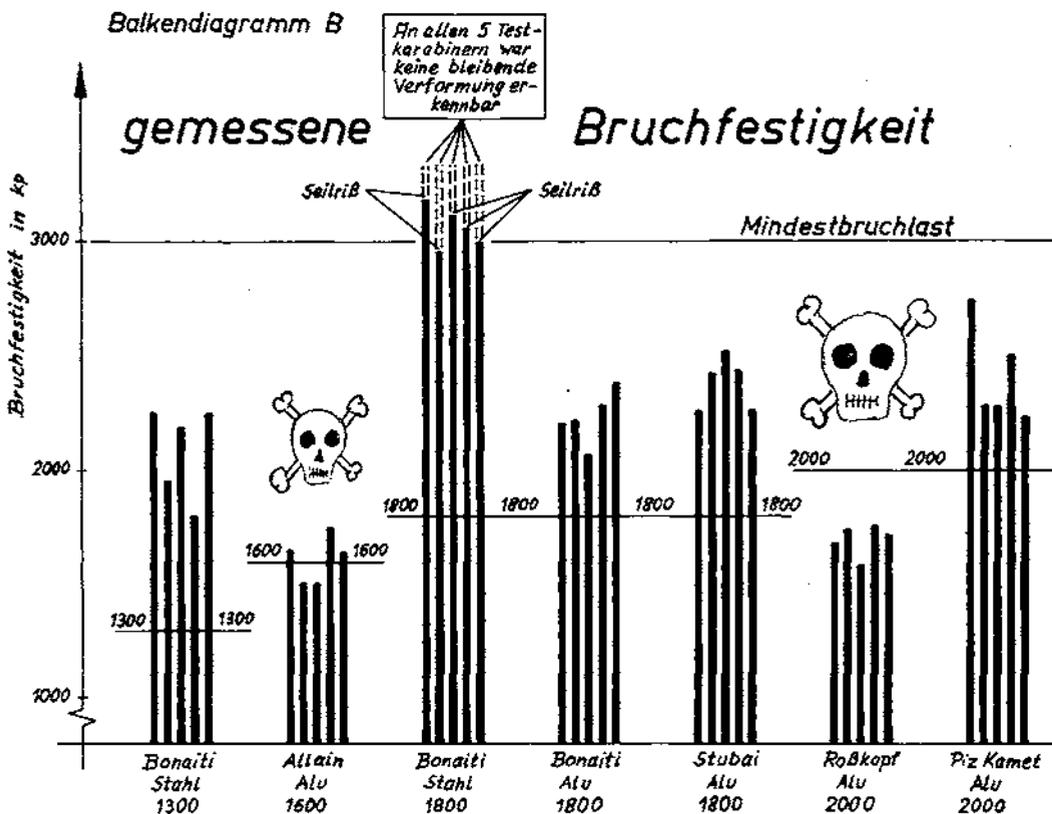
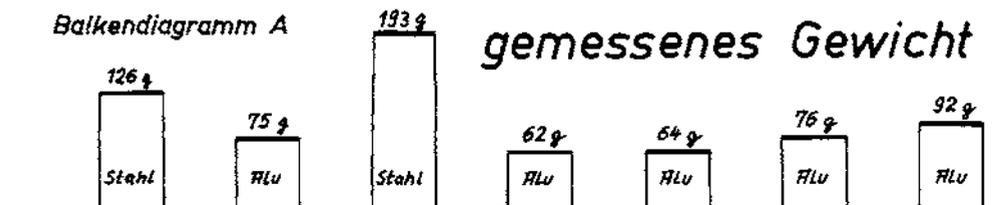
Die in Tabelle 2 aufgeführten Bruchlastwerte von Karabinern wurden mit krafteinlenkenden Seilschlaufen eines 11-mm-Kernmantelseiles ermittelt. (Das Schuster-Perlon-Bergseil mit seiner hohen Festigkeit und seinem nahe dem von der UIAA geforderten Wert liegenden Fangstoß eignet sich gut für statische wie dynamische Karabinerzerreiversuche.) Die Karabinerversuchsstücke wurden den zum Verkauf angebotenen Beständen der Sporthäuser Schuster und Scheck in München entnommen. Die Zerreißversuche wurden auf einer hydraulischen Zerreißmaschine der Firma Salewa, München, durchgeführt. Die Krafteinlenkung von Null bis zur Bruchbelastung erfolgte innerhalb von 10 sec. Es herrschte Raumtemperatur.

Die Ergebnisse dieser Zerreißversuche sind in Tabelle 2 und in Diagramm 2 zusammengefaßt.

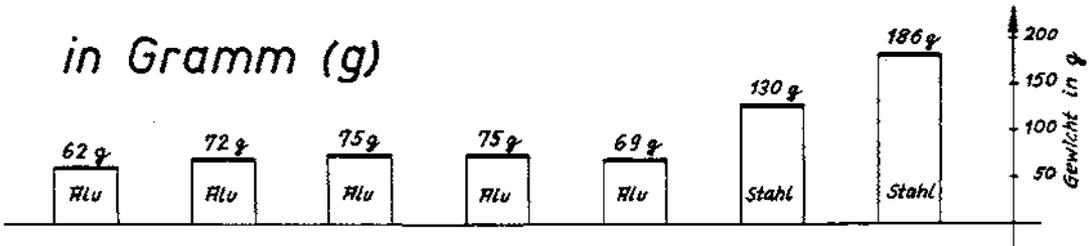
Tabelle 2: Gemessene Bruchlastwerte verschiedener Karabinertypen.

Karabinertyp	vom Hersteller angegebene Bruchlast in kp	gemessene Bruchlastwerte in kp				
Normalkarabiner, rundovale, kleine Form	keine	940	1000	910	970	910
Normalkarabiner, rundovale, große Form	keine	1490	880	940	970	575
Normalkarabiner, Birnenform	keine	1490	1400	1220	1220	1185
Schuster-Gramminger- Karabiner	keine	1430	1480	1330	1360	1280
Bonaiti-Stahl-1300	1300	2250	1950	2190	1800	2250
Allain-Alu-1600	1600	1640	1490	1490	1740	1640
Bonaiti-Stahl-1800	1800	3180	eine der Seilschlaufen riß bei 2910	3120	3050	3000
Bonaiti-Alu-1800	1800	2190	2220	2050	2280	2370
Stubai-Alu-1800	1800	2250	2400	2520	2430	2250
Roßkopf-Alu-2000	2000	1670	1730	1580	1760	1700
Piz-Kamet-Alu-2000	2000	2740	2280	2280	2490	2240
Marine-use-Alu-2000	2000	2380	2380	1920	2430	2460
Salewa-Alu-2100	2100	2640	2640	2310	2550	2640
Bonaiti-Alu-2200	2200	2280	2920	2820	2950	2600
Stubai-Alu-2200	2200	3010	2820	2920	2980	2740
Allain-Alu-2800	2800	2980	2990	2890	3010	2980
ASMÜ-Stahl-3400 kleine Form	3400	2940	eine der Seilschlaufen riß bei 3180	3000	2880	2860
ASMÜ-Stahl-3400 große Form	3400	2970	eine der Seilschlaufen riß bei 3020	3120	3180	2920
Stubai-Stahl-5000	5000	5375	5620			

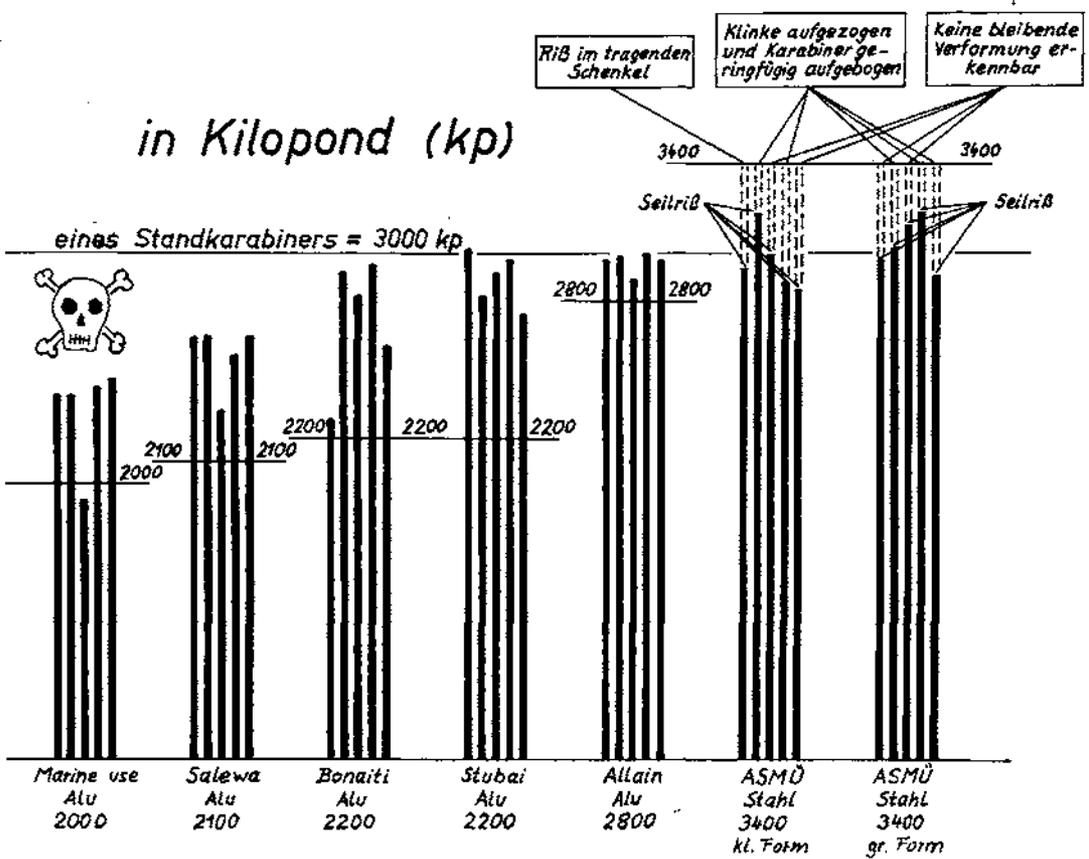
Bemerkung: Es standen nur zwei Karabiner zur Verfügung, die mit 15-mm-Stahlringen zerrissen wurden.



in Gramm (g)



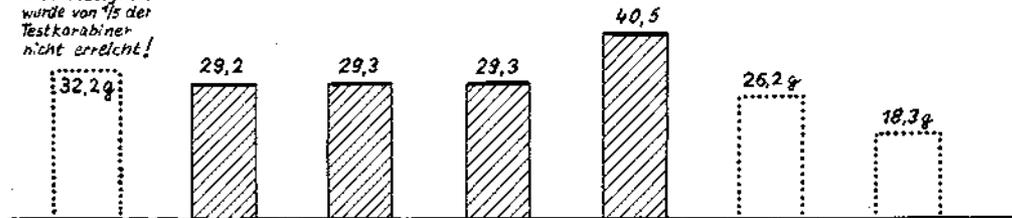
in Kilopond (kp)



= vom Hersteller angegebene Bruchlast
gemessenes Gewicht

Diagramm 2. Balkendiagramm A zeigt das gemessene Gewicht der verschiedenen Karabinertypen. Balkendiagramm B zeigt die gemessenen Bruchlastwerte der Karabinertypen, die vom Hersteller mit einer Bruchlast vermerkt sind. Diese vom Hersteller vermerkte Bruchlast ist durch den jeweiligen Querstrich gekennzeichnet. Wollte man eine Gütezahl nach Kosmath angeben, so zeigt dies Balkendiagramm C.

Achtung!
Die vom Hersteller angegebene Bruchfestigkeit wurde von 1/5 der Testkarabiner nicht erreicht!



Doppelseil in einem Karabiner?

Es ist immer richtig, den schädigenden Hebelarm so klein wie möglich zu halten. Deshalb ist davon abzuraten, bei Benutzung von Doppelseilen beide Seile in einen Karabiner einzuhängen. Abgesehen von der Vergrößerung des schädigenden Hebelarmes, wird im Falle der gleichzeitigen Sturzbelastung beider Seile auch der Fangstoß größer, da die Seile als parallelgeschaltete Federn zu betrachten sind.

Der Zerreißversuch mittels zweier 9-mm-Kernmantelseilschlaufen (Bildtafeln zwischen Seiten 204 und 205) zeigt die Bruchfestigkeitsabnahme deutlich. Fünf „Allain 2800“ wiesen bei dieser Krafteinlenkung nur noch 2490 kp, 2340 kp, 2430 kp, 2430 kp und 2490 kp Bruchfestigkeit auf, das sind im Durchschnitt 18,3% weniger als bei den Zerreißversuchen mit 11-mm-Kernmantelseilschlaufen.

Karabiner mit Bruchlasten unter 3000 kp

Der größte Teil der im Handel erhältlichen Karabiner weist eine vom Hersteller vermerkte Bruchlast von weniger als 3000 kp auf. Die Bergsteiger aber bedienen sich dieser Karabiner des geringen Gewichtes (Leichtmetallkarabiner) und der gefälligen Form wegen recht gern. Nun taucht die Frage auf, wo kann man diese Karabiner, deren vom Hersteller vermerkte Bruchlastwerte zwischen 1300 und 2800 kp liegen, noch mit gutem Gewissen verwenden?

Halten wir uns Skizze 3 vor Augen. Je niedriger der Sturzfaktor, desto niedriger die Umlenkkarabinerbelastung. Übertragen wir dieses Diagramm in eine wirklichkeitsnahe Zeichnung (Skizze 5), so erkennen wir noch deutlicher, daß die Umlenkkarabinerbelastung mit der Entfernung vom Standplatz abnimmt.

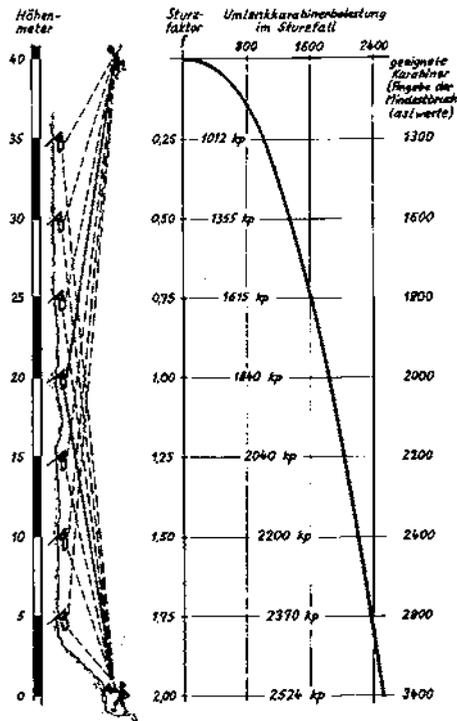
Als Kletterer kann man weder Maßband noch Rechenschieber noch Tabellen mitführen. Doch merke man sich: Am Stand selbst und vom Stand weg Karabiner mit höchster Bruchfestigkeit einhängen! Je höher ein Umlenkhaken placiert ist, desto weniger tief kann man stürzen, desto weniger groß ist die Belastung dieses Umlenkhakens wie Karabiners.

In diesem Zusammenhang empfiehlt es sich, grundsätzlich nur Karabiner zu verwenden, die mit einer vom Hersteller garantierten Bruchlast gekennzeichnet sind.

Eine häufig begangene Sünde

Ein großer Teil der im Handel erhältlichen Karabinertypen wird auch als Schraubkarabiner angeboten. Achtung! Der Schraubverschluß hat nichts mit der Bruchfestigkeit des Karabiners zu tun. Der Schraubverschluß ist nur eine Sicherung gegen ungewolltes Öffnen des Karabiners. Schraubkarabiner werden vorzugsweise bei rein statischer Belastung verwendet, beispielsweise bei Rettungsübungen, bei Rettungen in Ernstfällen und was es sonst sein mag.

Deshalb kann nicht empfohlen werden, sich mit einem Schraubkarabiner in ein Brustgeschirr oder einen Klettergürtel einzuhängen. Warum?



Skizze 5 zeigt die Belastung von Umlenk- und Standkarabiner in Abhängigkeit vom Sturzfaktor bzw. der Placierung im Gelände, dargestellt durch die Höhenskala in Metern über dem Standplatz. Ein Beispiel: Ein Kletterer ist 40 m ausgegangen und der letzte Haken befindet sich 20 m unter ihm. Der Sturzfaktor beträgt in diesem Fall 1,0. Bei rein statischer Sicherung würde sich eine Umlenkkarabinerbelastung im Sturzfall von 1840 kp ergeben. Aus Sicherheitsgründen sollte ein Karabiner von mindestens 2000 kp garantierter Bruchlast verwendet werden.

Aus Tabelle 2 ersehen wir, daß nicht alle Karabiner, die gewöhnlich auch als Schraubkarabiner angeboten werden, dem einfachen Maximalfangstoß gewachsen sind. Ferner müßte ein solcher Schraubkarabiner aus Sicherheitsgründen die doppelte Bruchlast aufweisen, das wäre 100%ige Sicherheit. Auf anderen technischen Gebieten, wo ähnliche Belastungen auftreten und ebenso Menschenleben gefährdet sind, wird mit 300 bis 600%iger Sicherheit gerechnet. Nimmt man aber 100%ige Sicherheit als Regel, kämen nur der „ASMÜ 3400“ und der „Stubai 5000“ in Frage, ebenso wie der mit zu geringer Bruchfestigkeit vermerkte „Bonaiti-Stahl-1800“. Aber auch das Einbinden in Brustgeschirre und Klettergürtel mittels solcher Karabiner ausreichender Bruchfestigkeit kann nur Todeskandidaten empfohlen werden, denn sollte die Belastung im Sturzfall einmal in ungünstiger Richtung — also quer zur normalen Karabinerbelastungsrichtung erfolgen, was ohne weiteres der Fall sein kann — weist ein solcher Schraubkarabiner nur noch einen Bruchteil der vom Hersteller allein für die Hauptbelastungsrichtung angegebenen Bruchlast auf. Auf der Bildtafel gegenüber Seite 205 sehen wir einen „ASMÜ 3400“, der bei Sturzversuchen als Befestigungsglied zwischen Seil und Sturzwert gedient hat. Während des Sturzes riß — wahrscheinlich bei ungünstiger Belastungsrichtung — die Verzahnung, die Klinke öffnete sich und das Testgewicht von 80 kp stürzte zu Boden. Im Ernstfall bedeutet das den Absturz des Kletterers.

Die Zerreißversuche wurden durchgeführt von Hermann Huber (Sektion München) und Pit Schubert (Sektion Berggeist).



Literatur

- Huber, H.*, Bergsteigen heute, Frankfurt/Main 1967
Kosmath, E., Sicherung und Sicherheit in Fels und Eis, Innsbruck 1966
Edelrid, Die Seilkunde, Isny im Allgäu